
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

ERNTE
Dritter Band

Jahrbuch

der

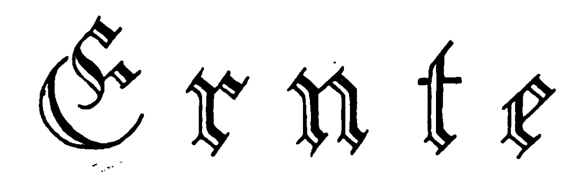
Halbmonatsschrift

DAS LITERARISCHE ECHO



Dritter Band

1921

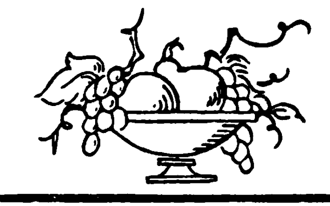


Ernte

Herausgegeben

von

ERNST HEILBORN



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Dies Buch wurde gedruckt in der
Buchdruckerei F. E. Haag, Melle i. H.

Printed in Germany

Hans Franck

Die religiöse Bewegung im modernen Drama

Es ist so häufig in den letzten Jahren öffentlich, halböffentlich, von Mensch zu Mensch über die religiöse Erneuerung unseres Volkes und die tiefe Befruchtung unserer Dichtung, insbesondere unseres Dramas, durch diese Erneuerung geredet und geschrieben worden, daß man sich in den allerweitesten Kreisen daran gewöhnt hat, allgemeine Behauptungen und besondere Urteile, die aus dieser Grundthese gefolgert sind oder auch nur gefolgert erscheinen, ungeprüft als wahr hinzunehmen. Und doch steht es um diese Grundthese (und infolgedessen selbst um die Folgerungen, welche mit Recht aus ihr gezogen werden) genau so wie um alle Behauptungen, die den Charakter einer Zeit mit einem Namen bestimmen, statt ihn auf einen Generalnenner zu bringen, in dem viele geradeswegs unausgleichbare Größen aufgehen. Die

Behauptungen von der religiösen Erneuerung unseres Volkes durch die Kriegszeitnot und von der Wandlung unserer Dichtung in ihrem Gefolge ist nur sehr bedingt wahr. So bedingt, daß durch die Folgerungen und Urteile, die von Oberflächlern, Doktrinären und Schwarmgeistern aus ihr gezogen worden sind und noch tagtäglich gezogen werden, mehr Irrtümer als Wahrheiten in die Welt gesetzt, mehr Unheil als Besserungen bewirkt wurden.

Religion — was anderes ist sie, sollte sie sein, als Wiederherstellung, Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes. Als Rückkehr, Rückkehr des zeitgezeugten Ich ins urewige Du, gleichviel, ob dieses Du personifiziert oder unpersonifiziert angenommen, ob es Gott oder All oder sonstwie geheißen wird. Ist Dem so — und wer, der nicht zum Konfessionsfanatiker, nicht zum Konventikelfanatiker verknöcherte, wollte es bestreiten? — ist Dem so, dann ergibt sich ohne weiteres zweierlei. Einmal: Religion ist nicht Wissen, nicht Glaube, nicht Meinung, nicht Lehre, nicht Bekenntnis, nicht Dogma; hat mit Wissen und Glauben, mit Meinung und Lehre, mit Bekenntnis und Dogma gar nichts zu schaffen. Religion ist Sein. Ist Erstreben eines höheren, umfassenderen Seins, als es Tag und Zeit, Beruf und Werk, als es das tausendfältig bedingte Ich uns ermöglichen. Religion erweist sich im Tun, im Handeln auf dem Grund solchen Seins. Im ein Gar-nicht-anders-Können als immerfort nach der Umwandlung der eigenen und der allgemeinen

Existenz trachten. Damit sich aus Dem, was zu Unrecht Wirklichkeit heißt, die wahre Wirklichkeit ergebe. Jene Wirklichkeit, die unserm nicht durch Erdzufälligkeiten abgegrenzten Wesen kongruent ist. Zum andern: da Religion Erweiterung, ja in gewissem Sinne Aufhebung unseres Ichs zur Voraussetzung hat, da sie die Tat gewordene Sehnsucht ist, uns aus der Vereinzelung zu erlösen, so müssen überall da, wo in Wahrheit sie selber anzutreffen ist, nicht aber nur die ihr ähnelnden Usurpatorinnen — müssen unter ihrem Zepter die Menschen geeint, statt getrennt, zu einander hin, statt von einander fort, zu tieferem Sich-Verstehen, statt zu leidenschaftlicherem Sich-Verachten geführt werden. Denn sie, die wahrhafte Religion meint Goethe, wenn er fragt und antwortet:

> Was ist das Heiligste? Das, was heute und ewig die Geister tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Wie vermag die vielbeschriebene und vielberedete religiöse Erneuerung unserer Zeit und unserer Kunst vor diesem Kriterium zu bestehen? (Das gewiß nicht das einzige, aber das verläßlichste ist). Sind durch sie, durch die tiefer und tiefer erfühlte Ohnmächtigkeit und Armseligkeit des zeitgemarterten Ichs, durch die heller und heller erglühende Sehnsucht nach Rettung aus Vereinzelung, Vereinsamung und Verwirrung, sind durch sie die heutigen Geister untereinander und mit denen, die vor ihnen waren und nach ihnen sein werden, immer nur einiger gemacht? Ach, wie gern

antwortete man mit einem vollen, gläubigen, jubelnden Ja! Aber seht doch hinaus in die Zeit! Nicht die Einigkeit, sondern die Uneinigkeit der Geister ist größer denn je. Die alten kirchlichen Konfessionen — durch äußeren Zwang wie die Parteien vorübergehend scheinbar einander nähergekommen — stehen sich unversöhnlicher als je gegenüber. In der aus gleicher Glaubensrichtung hervorgehenden theosophischen Bewegung, der durch die Not der Zeit überraschend viele Anhänger zugeführt wurden, befehden sich die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden und Orden vielfach mit Kampfmitteln und Kampfmethoden, die auf dem Geistesschlachtfeld Kannibalenniveau haben. Nie war Sektiererei, Konventikeltum, Mystagogenunduldsamkeit, Jüngerhaß, Geheimnisschacher üppiger in Schwang als heute. Nie übersah man heftiger und häufiger um der kleinen peripherischen Differenzen die großen zentralen Gemeinsamkeiten. Gewiß, Heftigkeit und Häufigkeit des Zwistes sind Zeichen, wie stark die Sehnsucht nach Religion, nach Vertiefung des Daseins in unserem Volke ist. Aber auch Beweis, daß diese Sehnsucht nicht tief, nicht stark, nicht rein genug war und ist, religiöse Erneuerung, die viele schon geschehen glauben, zu bewirken. Denn — noch einmal — Religion ist Sein, erweist sich im Handeln auf Grund dieses Seins. Sein und Handeln des Menschen aber sind nicht, sind noch nicht neu geworden. Sondern viel zu sehr und viel zu oft das alte, das uns in den Abgrund trieb.

Und Das, obwohl unserer Zeit in dem Krieg mit seinem Grauen, seinen Widersinnigkeiten und seiner unermeßlichen Not die Gnade eines Geschickes wurde, dem kein Einziger als äußerem Erlebnis ausweichen konnte. Als äußerem! Denn als innerem Erlebnis ist die Mehrzahl unseres Volkes Dem, was es wieder groß und rein, wieder sittlich und religiös machen konnte und mußte, ausgewichen. Das immerwiederkehrende, dem Erinnern durch Leben und Dichtung Geltende: „Nichts davon sehen! Nichts davon hören!" es ist nur der banale Gradmesser für das Furchtbare des inneren Zustandes unseres Volkes. Für Dies: der moderne Mensch ist dem Schicksal, das ihn wiederherstellen — also religiös machen konnte — nicht gewachsen gewesen. Nicht Das ist das Grauenvollste, daß wir einen Krieg, wie den, der noch immer kein Ende nahm, haben, daß wir ihn so, wie er war und ist, haben konnten. Sondern das ist das Grauenvollste, daß wir als Gesamtheit nicht fähig waren, ihn innerlich zu erleben. Die Griechen wurden es nicht müde, dem Furchtbaren, daß der Mensch sich nicht selber sein Schicksal bestimme, sondern Wesen außer und über ihm, ins Angesicht zu sehen. Es immer und immer wieder zu durchdenken, zu gestalten. Sich von ihm als Einzelner und als Volk — immer und immer wieder — durchschauern zu lassen. Unser Volk jedoch — Millionen und Abermillionen als Einzelne und als Organismus — hatte nicht die Kraft, der Zeitgorgo ins grausige Antlitz zu sehen,

sich bis in die letzten Fasern — und sei es um den Preis seines inneren Daseins — von dem, was es erleben mußte, erschüttern zu lassen. Unser Volk ist dem Erlebnis, das in Augenblicken des Erschauerns einen konnte und wollte, ausgewichen. Unser Volk? Alle Völker! Der Mensch hat — nach einem Wort Wilhelm Michels — versagt. Schlimmer, grauenvoller noch! Denn der wahrhafte Mensch kann im Entscheidenden nicht versagen. Tat er es — und niemand, der die Dinge so zu Ende denkt, wie religiöse Menschen, die diesen Namen verdienen, es allzeit getan haben, wird es bestreiten können — versagte der Mensch in dem entscheidenden Jahrhundert-Erlebnis, so bleibt nur eine Folgerung: es gibt keine Menschen, keine wahrhaften Menschen mehr. Schon ist unter uns Der aufgestanden, der es — sich und uns zum Schrecken, sich und uns zur Qual, sich und uns zur Erneuerung — ausgesprochen, der es erwiesen hat: Es gibt keine Menschen mehr. „Die Wesen," ruft Max Picard, das Haupt, wie das der Propheten von einer Schmerzgloriole umzuckt, in seinem Buch „Der letzte Mensch" aus, „die Wesen, die heute wie Menschen aussehen, sind keine Menschen. Sie sehen nur aus, als ob sie Menschen wären. Sie *müssen* heute nicht mehr aussehen wie Menschen. Sie *dürfen* nur noch so aussehen wie Menschen . . . Nur dem Gesetz der Trägheit verdankt man es, daß man so aussehen darf wie ein Mensch . . . Ach, daß man die Kraft hätte, ach, daß man selber auf-

hörte zu sein, weil man nicht mehr aussehen muß, weil man nur noch aussehen darf. Aber man hat nicht die Kraft wie auf der Insel des Gauguin die Wilden, die sich selber befahlen, aufzuhören! Man fürchtet sich, aufzuhören. Man ist froh, daß Wesen überhaupt da sind, die nur irgendwie aussehen dürfen wie ein Mensch, man ist froh, daß überhaupt noch Wesen da sind. Man fürchtet, daß in dem Raum, in dem auch nur einer fehlen würde, irgend etwas Furchtbares hereinbräche, irgendein Furchtbares, das noch mehr zu fürchten wäre, als das ‚Aussehendürfen'. Man will dem Furchtbaren keinen Raum lassen, wo es hereinbrechen kann. Man will jeden Raum ausfüllen. Es ist nicht wichtig, was ausfüllt, es ist nur wichtig, daß etwas Ausfüllendes da ist."
Solange der Zustand in unserem Volke noch dieser ist, solange es noch dem Furchtbaren, das ihm verhängt wurde, nicht willig im Herzen seines Herzens Raum gibt, solange es das Geschick nicht in sein innerstes Innere einbrechen läßt, solange ihm wichtiger ist, daß die Kluft zwischen Ich und Du ausgefüllt ist, als wie das aussieht, was sie ausfüllt: wie sollte solange die religiöse Erneuerung unseres Volkes möglich sein? Wie sollten Einzelne und Gesamtheit anders, neu werden? Wie das Wunder der religio — der Rückwandlung, der Wiedergeburt — an und in ihnen geschehen?

* * *

Braucht es nach diesen Darlegungen noch eines eingehenden Beweises, daß die Erneuerung des modernen Dramas durch eine neue Religiosität noch nicht vollbracht ist? Daß sie unter den vorhandenen Voraussetzungen nicht einmal von ihr erhofft werden kann? Ich denke, nein. Da der Urgrund, das neue, gewandelte Sein nicht vorhanden ist, wie sollte das neue religiöse Drama sich säften können? Auch in ihm also, bestenfalls, Sehnsucht, nicht Tat — Verlangen, nicht Vollbringen — Träume, nicht Leistung. Vielfach aber nur Vorstellung, Absicht, Krampf, Mache.

Wohl ist das Religiöse wie Goldgeäder in vielen, in fast allen über dem Durchschnitt stehenden modernen Dramen eingesprengt. Werke aber, die als Ganzes zu zeitüberdauernden Monumenten des neuen Glaubens wurden, vermag ich nicht zu sehen. Was dafür ausgegeben wird, ist, genau betrachtet, Konventikeldramatik, Konfessionstheater, Thesenstück. Ist zu dem hingedichtet, was Urerlebnis sein müßte. Ist Bekenntnis statt Tat. Ist ein Beweis des Wissens, des Glaubens, des Glaubenwollens, nicht Manifestation gewandelten Seins. Ist Überzeugungpoesie.

Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang der Frage nachzugehen, ob und wie weit Glaubensüberzeugungen die künstlerischen Keime befruchten oder zerstören, die Schöpferkraft vertiefen oder verflachen, erweitern oder verengen, falls es sich dabei — wie bei fast allen heute als religiöse Dra-

matiker Geltenden — nicht um den mit der Persönlichkeit ohne weiteres gegebenen, nur in der Unbewußtheit wirkenden Weltglauben handelt, sondern um einen übernommenen, von einzelnen Menschen oder Gemeinschaften verkündeten Glauben, also nicht um kosmische, sondern um kultische Gefühle. Mit wenigen Sätzen aber muß ich, um die Grundlage für meine Wertungen zu schaffen, darauf eingehen.

Konfessionalität, Kultzugehörigkeit, Glaubensbrüderschaft stellen Privatangelegenheiten dar, die mit der Kunst, die eine allmenschliche Angelegenheit ist, nichts zu schaffen haben. Das dichterische Talent, die schöpferische Begabung strecken ihre Wurzeln viel zu tief in die Frühzeiten, ja in die Vorzeiten des Lebens hinab, als daß Entwicklungerfahrungen, daß übernommene und angenommene Glaubenslehren, daß irgendwelches religiöse Proselytentum es noch entscheidend beeinflussen könnten. Schöpferisch kann ein Mensch nur aus dem Glauben heraus werden, der sich mit seiner ganzen inneren Existenz deckt. Es ist der Irrtum der allermeisten religiösen Dichter, daß diese Deckung bei ihnen vorhanden sei. Während in Wahrheit der persönliche, meistens unter inneren oder äußeren Zwängen ergriffene Glaube und das überpersönliche Ich, dessen Gestaltung das Drama erstrebt, keineswegs kongruent sind.

Da aber der Einzelne sich immerfort über sein Tun und Leisten irrt, Augenblickliches überwertet, Früheres unterschätzt, zu Unrecht verflucht, was er ehedem an-

betete, zu Unrecht anbetet, was er ehedem verflucht hat, wie sollte die Allgemeinheit zu gefesteten Anschauungen kommen können? Die Verwirrung des Urteils über das wahrhaft Religiöse in der Kunst ist denn auch allgemein. Schein wird für Sein genommen. Wo äußere Anzeichen stimmen, wird innere Unwahrhaftigkeit nicht bemerkt. Qualvollstes Ringen um Letztes wird verspottet, beschimpft. Bünde werden gegründet, die sich die Aufgabe stellen, das religiöse Drama zu pflegen und die — da für sie der Taufschein der Dichter wesentlicher ist als die Qualität ihrer Werke — einer religiöselnden, verschämt (oft auch unverschämt) konfessionellen Dramatik den Weg ebnen, die von allen denen, welchen innere Erneuerung unseres Volkes, die Erneuerung aus und an dem Erlebnis unserer Not am Herzen liegt, nicht scharf genug bekämpft werden kann.

Muß ich Beispiele anführen? Namen nennen? Werke heranziehen? Ich tue es ungern. Denn dabei sind Überbelichtungen und als ihr Korrelat unbeabsichtigte Verdunkelungen unvermeidbar. Aber um der Sache willen, die so groß, die so sehr unser aller Angelegenheit ist, daß sie gar nicht eindringlich genug betrachtet werden kann, mag es sein.

Einer, den die Konfession, die religiöse Überzeugung, die er um der Vertiefung und der Reinigung seiner Persönlichkeit willen angenommen hat, um den besten Teil seiner dichterischen Kraft gebracht hat: Reinhard Johannes Sorge. Er, der Jude, der im Katholi-

zismus landete, schuf in seinem „Bettler“ nicht nur sein genialstes, sondern auch sein religiösestes Werk. In diesem Erstling ist so viel mehr an Allgläubigkeit, an Zeitüberwindung wie in Unruhs „Geschlecht“ und „Platz“ mehr wahrhafte Religiosität ist, als in Dietzenschmidts „Legenden“, die darum künstlerisch nicht höher stehen, weil statt (wie in der „Kleinen Sklavin“) des Liebeslebens unserer Zeit das Glaubensleben des Mittelalters milieugerecht hergerichtet wird. Im „Guntram“ versank bereits trotz der stofflichen Annäherung, mit dem Dichtertum, das sich vielfach mit Selbstplagiierung begnügte, die wahrhafte Religiosität des Dramatikers Sorge. Nach dem Ubertritt zum Katholizismus wurden die Werke Sorges („Metanoeite“, „Mutter der Himmel“) nicht nur der dichterischen Kraft, sondern auch der Religion, die uns alle angeht, bar. Ein ungebärdiger, von der Muse verlassener Reimschmied, ein von Dogmengläubigkeit zerfressener Könner, gibt versifizierte Leitfadenweisheit, Traktätchenpoesie, an denen die Kirche, der strammen Gesinnung wegen, ihre Freude haben mag, die aber mit der Dichtung, mit der religiösen Erneuerung unseres Volkes nichts zu tun hat. Und wenn auch im „König David“ sich das Dichterische und Kultische so durchdringen, daß eine neue Form, ein Weihespiel, entsteht — an der Grundtatsache vermag es nichts zu ändern, daß (wie bei den Romantikern mehrfach zu beobachten) die Konversion in Sorge die Kräfte nicht befruchtet, nicht aufgebaut hat. Ob sein dra-

matisches Werk durch sie zerstört, vernichtet wurde? Wer will es beurteilen? Es wird wohl auch dann, wenn die zurückgehaltene chronologische Gesamtausgabe seiner Werke erschienen ist, eine Doktorfrage bleiben, ob die Konversion eine Folge des Nachlassens der dichterischen Kräfte, oder das Nachlassen der dichterischen Kräfte eine Folge der Konversion war.

Daß die Ursache des Versagens keineswegs in dem Gegenstand des Glaubenswandels, in einem falsch Gerichtetsein des neuen Glaubens zu suchen ist, sei — um Mißverständnisse zu vermeiden — ausdrücklich betont. Ob Katholizismus oder Evangelismus, ob Theosophie oder Anthroposophie, ob Zionismus oder Chassidismus — es ist mit jeder Form der Religiosität, die Aneignung einer Überzeugung, einer Lehre, eines Bekenntnisses, eines Glaubens ist, der sich mit dem Sein für uns Heutige nicht deckt, gar nicht decken kann, das Gleiche: Schöpferische Kräfte werden durch sie nicht frei gemacht. Wohl werden sie hier und da auf ein neues Gebiet übergeleitet, wohl wird eine Mehrung des Umfanges künstlerischer Betätigung, keine Vermehrung der Kraft, keine Umschichtung durch sie bewirkt. Der Maler Carl Thylmann ist durch die Theosophie in seiner „Furt" so wenig ein ganzer Lyriker geworden, wie der beiläufige Dichter Martin Buber durch den Chassidismus ein Nichts-als-Dichter. Aber die Regel auch hier: religiöser Überzeugungwandel gefährdet, zerstört die schöpferischen Kräfte. Selbst bei einem so starken

Könner wie Christian Morgenstern ist durch den neuen Glauben keine Neubefruchtung seiner Kunst eingetreten. Nur dem Stoff, dem Gegenstand, nicht der Form, dem Grad nach haben sich seine Verse durch die Theosophie gewandelt. Wohl aber hat seine religiöse Überzeugung seiner Lyrik vielfach Traktätchencharakter, Gesangbuch-Unmanieren gegeben, und wo er in seinen letzten Büchern sein Schönstes gibt, da geschieht es nicht durch, sondern trotz der Theosophie. Ein schwächeres Talent aber, wie Alexander von Bernus, ist durch den neuen Glauben, den er annahm, als Dichter zerstört worden, ist — ehedem ein zarter, romantisierender Lyriker — als Dramatiker geradeswegs zum Undichter geworden.

Was aber soll man zu denen sagen, die ihre allerpersönlichsten Nöte zu religiösen Dramen aufplustern? Die, wie Hermann von Boetticher in seiner „Liebe Gottes" den ewigen Schöpfer bemühen, die Welt wieder einzurenken, weil dem Helden zum erstenmal geschieht, was er dutzendmal getan hat, von einer Geliebten, dazu von einem Berlin-W-Mädel, verraten zu werden? Die, wie Hanns Henny Jahnn im „Pastor Ephraim Magnus", weil sie mit ihren Sexualnöten nicht fertig werden, das Heiligste mit Wort und Tat besudeln, ihren Gefühlsunrat in Dramen ausgießen, daß es zum Himmel stinkt, und obendrein noch, wenn sie sich ihrer unsauberen Ausscheidungen entledigt haben, mit Erlösergebärde dastehen?

Religiöse Dramen sind es, so oft der Name Gottes

in ihnen gen Himmel geschrien wird, so wenig wie die Erzeugnisse der Überzeugung-Dramatiker, mögen sie nun Konvertiten welcher Art nur immer sein. Nicht persönliche Not — die allgemeine Not ist die Grundvoraussetzung des religiösen Dramas. Nicht irgendwelches Bekenntnis zu christlichen oder unchristlichen Glaubenslehren, westlichen oder östlichen Religionsformen kann die schöpferische Kraft des religiösen Dramatikers befruchten. Sondern das Ringen mit unserer Zeit. Mit dem Geschick, das uns allen auferlegt wurde. Mit der Not, dem Widersinn, dem Grauen, die auf jedem von uns lasten. Darum sind Werfels „Troërinnen" dem religiösen Drama, das wir ersehnen, näher als sein sich faustisch gebärdender „Spiegelmensch". Julius Maria Beckers die Menschheit in die Schranken forderndes „Letztes Gericht" ist religiöser als Weismantels glaubenüberschatteter „Wächter am Galgen". Ist es trotz seines Versagens. Ist es in seinem Versagen.

Denn was anderes kann der Dramatiker, der mit dem Geschick unserer Tage ringt, geben, als allererste Ansätze zu dem religiösen Drama, dessen wir bedürfen? Nach dem die Besten sich sehnen, das wir aber nicht haben können, weil der Mensch seinem Schicksal nicht gewachsen ist. Weil es keine wahren, keine ganzen Menschen mehr gibt. Keine Wesen, die wie Menschen aussehen, die Menschen sein müssen.

So ist keine Hoffnung? Sieht man auf den Menschen — nein. Mißt man mit menschlichem Maß — nein.

Spricht man mit menschlichen Worten — nein. Aber es trifft das auf alles zu, was Plato sagt: „So gilt es für Menschen, Freund! Die Gottheit indessen ist nicht in unsere Rede einbegriffen! Denn wisse: was etwa gerettet wird und recht und schlecht sich bilden kann, des üblen Standes der Verfassung ungeachtet, das hat nur eines Gottes Hand gerettet. Nichts Falsches wirst du damit sagen."

Gott ist Hoffnung. Ist die Hoffnung der Hoffnungen.





Paul Feldkeller

Philosophie als Kunst

Wir müssen es uns abgewöhnen, die menschliche Individualität auf eine einfache Formel zu bringen, die Seele selbst als eine eindeutige Größe zu betrachten, die einem einzigen Gesetze gehorche. Wer so denkt, wird nie die Psyche der großen Konvertiten, Büßer und Abtrünnigen, wird nie einen Buddha, Paulus, Augustinus, Angelus Silesius verstehen können. Dem wird auch der Werdegang des Grafen Keyserling ein Rätsel bleiben. Ist jeder Mensch, wie wir überzeugt sind, mehrdeutig, eine Zweiheit oder Dreiheit verschiedener, ja entgegengesetzter Entwicklungsmöglichkeiten, die sich im günstigsten Falle nacheinander realisieren können, dann wird verständlich, wie von den Charakteren eines Menschen jeweils nur ein einziger eingeschaltet ist. Es hängt von äußeren und inneren Umständen ab, ob die anderen dauernd außer Kurs bleiben oder ob Charakterwechsel eintritt und die Umgebung des Menschen vor ein „Rätsel" stellt: vorhanden ist die Mehrdeutigkeit in jedem Falle.

So war es ein äußerer Zufall, der in Graf Hermann Keyserling den Seher und Weisen freilegte, der in ihm steckte und von dem niemand sonst etwas er-

fahren hätte. In ihm wohnen zwei ganz verschiedene Individualitäten: eine rein apollinische und eine fast dionysischer Art, die nur durch das Medium des Körpers zusammengehalten werden. Was Wunder, daß durch diesen riesigen, auf Genießen und Befehlen eingestellten Körper von strotzender Lebensfülle nur der Naturmensch, der Abenteurer zur Offenbarung kam, der kein Buch zur Hand nahm, aber in Livlands Wäldern nächtigte und, eigenwillig bis zur Exzentrizität, den Becher schäumenden Lebensgenusses leerte. Das ging so lange, bis ihm der Säbel des Duellgegners die Herzschlagader zerhieb. Jetzt war der wider alle natürliche Ordnung durch raffinierte ärztliche Kunst dem Tode abgelistete und zusammengeflickte Riese nur noch ein Schattenbild seiner früheren Existenz: die physiologische Elementarkraft war fortan gebrochen, der Leib kämpfte mit Schwächeanfällen, Herz- und Nervenkrisen. Ein solcher Körper konnte die naturmenschliche Einstellung nicht brauchen. Sie wurde aus- und die apollinische Einstellung eingeschaltet. Und jetzt kam — o Wunder — eine beschauliche Gelehrtenpersönlichkeit von feinster Kultur, ein philosophischer Genius von umwälzender Leistungsfähigkeit zum Vorschein, der gleichwohl ohne jenes blutige Ereignis nie sein Dasein verraten hätte. Gnade Gottes — plötzliche Erleuchtung? So hätten frühere Zeiten gesprochen. Wir sind weniger intellektualistisch. Wir reden von bloßer Umschaltung und Auswechslung von vornherein vorhanden gewesener Individualitäten.

Das war 1900 (1880 ist er in Könno in Livland geboren). Seine Neigung zog ihn von seinem geologischen Fachstudium mehr und mehr ab zur Kunst und Philosophie hin. In Heidelberg trat er in Verkehr mit Henry Thode, dadurch mit dem Wagnerschen Kreis und schließlich mit Houston Stewart Chamberlain in Wien, der ihn endgültig auf den philosophischen Pfad wies. Ein Buchgelehrter und Stubenhocker aber wurde er auch jetzt nicht: sein Buch war die Welt, die Natur, die Wiener Gesellschaft, die Pariser Salons. Die fachliche trockene Wissenschaftlichkeit lag ihm nicht, er entwickelte in sich eine wunderbare Einheit von Künstlertum und Philosophentum, ja einen neuen Philosophentypus. Leicht wird man in diesem vorwaltend ästhetischen Verhalten, hinter dem das Wahrheitssuchen zurücktritt, etwas Undeutsches sehen. Schon das Erstlingswerk „Das Gefüge der Welt", das der erst Dreiundzwanzigjährige genial hinwarf, enthielt für seinen Verfasser nicht „die Wahrheit", wie er einem Freunde gestand. Gab es doch für den Schüler Bergsons keine absolute Wahrheit. Künstlerischer Ausdruck war das Höchste. Und selbst sein „Reisetagebuch eines Philosophen" bittet er wie einen Roman zu lesen. Und doch besteht ein wichtiger Unterschied zwischen damals und jetzt: aus dem Relativisten ist ein Metaphysiker geworden. Aber freilich, der Sinn für die Form, die Auffassung des ganzen Gedankenstoffs als eines sorgfältigster Formung bedürftigen Rohmaterials ist geblieben. Sollen wir es bedauern?

Mehr und mehr zeigte er sich in jedem seiner Werke als der meisterliche Beherrscher der Denktechnik. Darin aber liegt sein Unterscheidendes von anderen Denkern, daß er diese Beherrschung des Technischen als etwas Selbstverständliches und Niederes ansieht, das noch lange nicht den Philosophen macht. Von diesem fordert er mehr — mehr als bisher vom Philosophen verlangt wurde, nämlich eine reifere Form der Existenz, eine höhere Bewußtseinsstufe, die im Denken nur ihren notwendigen Ausdruck findet, kurz: ein erkenntnisbedingtes Leben. Und die Wahrheit liegt dann nicht in den Begriffen, Dogmen und Philosophiesystemen — nach deren „Wahrheit" oder „Falschheit" zu fragen sich der Weise abgewöhnt hat —, sondern allein in jener höheren Bewußtseinsform als der Einheit von Erkennen und Leben.

Es ist somit klar, daß ein solches nicht mehr bloß wissenschaftliches, sondern Vollendungsstreben einen ganz neuen Philosophentypus bedingt. Ihn kennen zu lernen, eignet sich kein Buch so gut, wie die „Philosophie als Kunst" [1]), diese Sammlung höchst instruktiver und denktechnisch interessanter Aufsätze und Reden aus der Zeit zwischen 1906 und 1920 — Reden, gehalten vor Berlinern und Hamburgern, vor Balten und Chinesen. Der neue Philosoph ist Weltmann vom Wirbel bis zur Zehe, kein muffiger Gries-

[1]) Philosophie als Kunst. Darmstadt 1920, Otto Reichl Verlag. 320 S. M. 48,—

gram mit jenseitig verrenkten Augen. Politik und Liebe, Religion und kulinarische Genüsse werden in gleicher Weise zu Gegenständen seines liebevollen Nachdenkens. Christentum und Buddhismus erscheinen nicht als Gegensätze, sondern als Ausdruck für Tieferes, Gewaltigeres. Immer wieder betont er, daß unser heute präziser als früher arbeitender Intellekt als bloßes Zeitprodukt unser Wesen nie ausfüllen, sondern höchstens ausdrücken könne. Wer heute ein gut pointiertes Feuilleton herausbringt, steht darum noch nicht höher als ein tölpelhafter Mönch des Mittelalters. So hieß es schon in „Schopenhauer als Verbilder" 1910, Keyserlings glänzendster und klarster Schrift. Denn beide beherrschen nur das Ausdrucksmaterial ihrer Zeit. „Vollendung aber wird allererst erreicht, wenn jemand sich selbst vollkommen zum Ausdruck bringt", vorausgesetzt — hier ergänzen wir den Philosophen — daß es etwas an ihm auszudrücken gibt. Denn die Menschen „richten, verwerten und gestalten ihre Gaben verschieden, je nach dem Geiste ihrer Zeit. Der Zeitgeist ist kein Schöpfer, wohl aber der mächtigste Gestalter". Damit gewinnt der Philosoph die richtige Perspektive für den Geist des Mittelalters, die ihm als die genialste Epoche der Menschheit erscheint. Wer damals glaubte, hätte zu anderer Zeit philosophiert. Christus wäre heute ärger als Nietzsche, und Luther würde sich keinesfalls mit unserem Oberkirchenrat an einen Tisch setzen. Es kommt nicht auf Inhalt und Struktur der Ge-

danken an, diese sind nur Kleid. Nicht sowohl danach, was wir uns denken, sondern wie wirs meinen, werden wir gerichtet werden. Durch bloßes fortschrittliches Denken glaubt der Bildungsphilister Persönlichkeit zu gewinnen. O nein! Was da denkt, ist der Zeitgeist; das Ewige, Wesenhafte am Menschen liegt hinter ihm und allem bloß Geschichtlichen. Wer Platon, wer Christus *wesentlich* waren, wird nie der Historiker ausmachen können, sondern nur der Metaphysiker: der Weise, der kein einzelnes Glaubenssystem, keine einzelne Philosophie, überhaupt keine geschichtliche Gestaltung mehr metaphysisch ernst nimmt, für den sie alle bloß Ausdruck sind, schaut durch sie hindurch hinter alle Geschichte in das Reich des Absoluten. Möchten darum recht viele unserer Pastoren, Oberlehrer, Professoren, alle dem Zeitgeist verfallenen Intellektualisten die „Philosophie als Kunst" lesen, um Abstand von der zufälligen geschichtlichen Gestaltung zu gewinnen, in die sie sich eingekapselt haben. Aber auch nicht Freiheit und Gebundenheit sind die Gegensätze, wie die Aufklärer aller Zeiten meinen, sondern Distanz und Zeitbedingtheit. Gebundener Intellekt und tiefste Wesenhaftigkeit schlossen früher einander nicht aus. Heute freilich ist es anders. Graf Keyserling selbst sucht auf neuem unbetretenen Pfade die Vollendung. Sie auch anderen zu vermitteln, dient seine „Schule der Weisheit" in Darmstadt.

Verfasser ist davon durchdrungen, daß die Philosophie der Zukunft nur auf diesem von Keyserling

gewiesenen Wege nicht bloß die großen Traditionen namentlich der klassischen deutschen Philosophie — Kants, Hegels — fortentwickeln, sowie das Erbe Nietzsches fortgesetzt neuerwerben, sondern auch eine Synthese der zwei wichtigsten modernen Typen des Philosophierens, der deutschen und der englischen, herstellen kann. Aber zwei Gefahren, namentlich für die Gegenwart, lauern im Hintergrunde. Unser Philosoph predigt sein Evangelium allen, in dem Glauben, daß alle gleich seien und nur im Ausdruck verschieden, daß jeder sich vollenden könne, wenn es ihm gelinge, seinen Wesensausdruck zu finden. Hier rächt sich die ursprüngliche naturalistische Einstellung des Philosophen, die sich auf Geistesdinge nicht übertragen läßt. Die göttliche Vollendung, die wir im Reiche des Seins, der Natur bewundern, ist grundverschieden von derjenigen im Gebiete des Sollens, des Geistes. Es ist nicht so, daß ganze Völker, wie zum Beispiel das russische, „Tiefe" besitzen, die sich nur auszudrücken brauche. Vielmehr ist der Mensch so gut Oberfläche wie die ganze Natur, er geht restlos in seiner Zeit auf, und nur wenige Exemplare ragen mit ihrem Sein über das Geschichtliche hinaus. Die zweite Gefahr ergibt sich aus der Verwechslung der bloßen Denktechnik des Philosophen mit seiner „Weisheit", eine Verwechslung, die bei der ästhetizistischen Richtung so vieler Intellektueller und der Verbreitung der Keyserlingschen Schriften nicht auf sich warten lassen hat. Die begeisterte Begrüßung

des „Reisetagebuches“ von Seiten gerade der Ästheten, die mit jeder Zeiterscheinung gehen, die alles zu verstehen suchen, weil es an ihnen selbst nichts zu verstehen gibt, muß vorsichtig machen. Tiefe und Indifferenz bedienen sich desselben Ausdrucks, aber deswegen sind sie doch zweierlei.

Graf Keyserling jedoch ist Metaphysiker, ist Gläubiger, d. h. ein Mensch, der immer gegen den Strom schwimmt (das Gegenteil etwa Hermann Bahr, der immer modern ist). Sein „Reisetagebuch“ bringt das nicht zum Ausdruck. Dieser Philosoph hat sein Bestes noch nicht gegeben. Ob er aber, wenn er es gibt, auch so gekauft und gelesen wird wie jetzt? Wir haben Exempel . . . .





Hans Roselieb

Waldemar Bonsels[1)]

Nicht der Wille zu einem Daseins-Ziel, sondern die Hingabe an das Dasein bildet nach diesem Dichter das Leben, denn „mit allem, was du tust, entheiligst du, was mit dir geschehen soll“. Der Vergangenheit angehören soll aus dem tiefsten Gebete das Wort: „Geheiligt werde Dein Name“. Keine Tempel, keine Priester, keine Steine und keine Worte sollen mehr dem Allerheiligsten dienen, indem sie ihn streitend verehren. Sein Wille nur soll geschehen, und unser Leben soll nichts wie sein Wille sein. Das Mittel dazu ist die Liebe. Liebe ist die Hingabe des ganzen Seins an den Gegenstand der Liebe, denn wen ich liebe, der bin ich. Durch diese Hingabe erlebt der Mensch sich selbst. Liebe ist deshalb das Erlebnis des Ichs in allen Formen. Gleichzeitig ist sie jene naturhafte,

---

1) Nach den Werken: „Menschenwege“, „Indienfahrt“' „Eros und die Evangelien“, verlegt bei Rütten und Löning, Frankfurt; „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“, „Himmelsvolk“, „Wartalun“, „Das Anjekind“, „Blut“, „Der tiefste Traum“, „Das Feuer“, „Don Juan“ und „Norby“, verlegt bei Schuster und Löffler, Berlin.

kosmische Kraft, die die Blüte erzittern läßt vor der Ahnung möglicher Befruchtung, die den Schoß des Meeres allen Seligkeiten und Furchtbarkeiten des Himmelslichtes öffnet. Hoffnungen sind die Blüten der noch schlummernden Rechte auf dieses Erlebnis und alle Erfahrungen und Erkenntnisse, die damit verwoben sind. Leid ist die Angst ob des Kleinmuts oder ob fremder Hindernisse gegen die Hingabe zur Bereitschaft. Sünde ist der Irrweg in die Bezirke des herrschgierigen Willens zur gemeinsamen Sitte. Reue ist die Suche nach der Heimat des Ichs. Gebet ist die Sammlung zur Bereitschaft; die Auferstehung ist das Erwachen; Gnade ist die Erfüllung der Liebe. Die vollkommenste Einigkeit zwischen der Hingabe des Selbst und der Aufnahme der Hingabe durch den Geliebten geschieht. In diesem Augenblick ist die Seele eins mit seinem Schicksal. Aufs höchste gebunden, schwelgt sie in der Seligkeit der Freiheit. Indem sie sich ganz hingibt, besitzt sie sich ganz in einer gleichmütigen Stille, die mehr ist als Glück, die das Schicksal selbst ist. Tausend Jahre sind wie ein Tag, und der Tod, der größte Feind gegen den Willen zur Macht des Lebens, wurde ein Freund dadurch, daß die Begier zum Leben unterging in der Lust zum Erleiden. Bewußtsein dieses Zustandes ist Abglanz des Geistes, der die Welt will; es ist das Dasein Gottes. In ihm wird Mensch, Gott und Natur eins. Die göttliche Dreieinigkeit offenbart sich. Gott Vater ist der vollkommene Liebes-Gehorsam. Der

Heilige Geist ist das Licht dieser Liebe, der Geist, der alles anzieht und durchdringt. Christus, der Sohn, aber ist der Weg zur Liebe. Er hat kein anderes Ziel wie zu sein. Er ist nur ein Beispiel; er erlöst niemand durch sein Duldertum, denn Nächstenliebe ist nur Liebe zu dem Etwas, das wir von uns im Nächsten erkennen. Diese Liebe ist die argloseste Ichsucht, weil sie sich am demütigsten hingibt. — Die besinnlichste Verfeinerung des Geistes oder eine unerschütterliche Einfalt gehört zu dieser Weltanschauung. Wegen des Ausschlusses der Erlösung Nichtberufener ist sie aristokratisch, wegen der Gleichgültigkeit gegenüber den Sitten und Vorurteilen einzelner Stände ist sie das äußerste Gegenteil des Aristokratentums, ist sie Vagabundentum. Diese Religiosität lebt in den äußersten Grenzbezirken der Menschheit, wo Traum und Wirklichkeit ineinanderfließen.

Durch die Verschmelzung zweier Seelen zur höchsten Empfindung ihres Ichs bildet die Bonselsche Gemeinschaft eine Vereinigung, keinen Organismus, worin der einzelne stets, und nicht nur in der Gnade, ein wirkendes Glied ist. Die christliche Kirche stellt durch Christus den Körper dieser organischen Seelengemeinschaft dar. Nicht nur die Auserwählten, sondern alle, ob hoch, ob niedrig, ob begabt, ob unbegabt, finden dort außer ihrem Sein je nach ihrer Berufenheit auch ihre Aufgabe und dadurch ihre Erlösung. Ihre Gläubigen müssen die Religiosität Bonsels für gefährlich halten, denn sie erlaubt alles,

was nicht der eigenen Hingebung widerspricht, und lähmt so den Willen zum Handeln und zur Sittlichkeit einer Gemeinschaft von Menschen. Sie predigt das Wu-wei, die Neigung, keinem Übel zu widerstreben, deren verheerende Wirkung uns Döblin in seinem Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun" geschildert hat, und die wir auch in der russischen Räteherrschaft sowie der Geschichte der religiösen Sekten Europas in Abarten beobachten können. Ich schätze die lautere Absicht jener, die von dieser Religion der Hingabe erfüllt sind. Ich liebe ihre reinste Gestaltung durch Bonsels in der Person der Asja. Aber ein Mensch kann die stärkste Güte sein und dennoch auf andere durch den Reiz zur falsch verstandenen Nachahmung schlimm wirken. Der Dichter selbst ist sich dieser Tatsache bewußt, indem er seinen Glauben auf jene beschränkt, die dazu berufen sind.

Betörend süß ist seine Stimme, denn sie kommt aus dem Blute und öffnet die Schranken. Sie hebt mit dem Willen die Selbstbeherrschung auf und mißt alle Dinge mit den Maßen der Hingabe, die kein Maß kennt. Aber der Dichter ist als Nachkomme durch die Vergangenheit gegangen. Seine aristokratische Berufenheit macht ihn zum Besitzer der Ausgeglichenheit aller Kräfte im abwiegenden Flusse von Begierde zur Erfüllung bis zum großartigen Zuge allgemeiner Rechtfertigung. Im künstlerischen Ausdruck verfährt er wie Goethe, denn er steigt vom Besonderen zum Allgemeinen. Aus einem einzelnen

seelischen Vorgange hebt er jene Verbindung, die sie mit dem allgemeinen Seelen- und Weltleben haben könnte. Oft steigert sich diese Bedeutung zum kosmischen Bilde. Keiner unserer modernen Dichter hat diese Form des Ausmaßes. Keiner gibt so rein die Linien des Anstandes und Taktes wieder. Doch dieser Dichter ist nur formsicher, um Grenzenloses zu gestalten. Er ist ein Aristokrat der Form, um vagabundenhaft alles umfassen zu können. Seine Gestalten sind Grenzfälle. Gestalten, die an der äußersten Grenze ihres Standes stehen. So seine Gesellschaftsvertreter in den „Menschenwegen". Es sind Gestalten, die fast zu tierhaften Wesen werden, in der ursprünglichen Natur wieder aufgehen. So das „Anjekind" und sein Vater; so auch umgekehrt in den „Abenteuern der Biene Maja" die Tiere, die wie Menschen empfinden. Selbst die Geschlechter verwischen sich manchmal zu Grenzfällen. Der Pfarrer im „Tiefsten Traum" und ähnlich die hervorragenden Männer in „Wartalun" erscheinen weiblich chaotisch; Afra in „Wartalun" dagegen erlebt ihre Weiblichkeit in männlicher Ordnung und Haltung. Seine Menschen, die als Alltagsfiguren in der wirklichen Mitte stehen, dienen zum Humor, dem Lächeln des Dichters über ihren Lebensirrtum, den sie ihrerseits für Berufenheit halten. Seiner Hauptpersonen Leib ist Reisegewand und Totenhemd zugleich. Außer ihm selber sind seine bedeutendsten Personen wohl Asja und Kaja; die erste steht im dämmerigen Licht der äußersten Vergänglichkeit zwi-

schen Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits; die zweite, Kaja, flackert vergänglich und berückend hell in der sengenden Glut des Mittags. Man weiß bei ihr nicht, wer mehr Feuer ist: der Gegenstand, der verbrennt, oder die Flamme, die den Gegenstand verzehrt. Bis in die Einzelheiten eines Satzes stellt er die Grenzenlosigkeit der Empfindungen dar, indem er sie in traumhaft zarten Linien bis zur Grenze der Genauigkeit ineinander rieseln läßt. Auch seine Landschaften sind Bilder der Nacht, der Dämmernis oder einer solchen Helle, daß sie ebenfalls alle Grenzen verwischt. Indien erscheint ihm im Dschungellicht, wo Tag und Nacht fieberhaft verschlungen sind. — Wegen seiner Ichsehnsucht, die sich ans All aufgibt, um sich hemmungslos zu besitzen, ist dieser Dichter eine äußerste Entfaltung der europäischen Persönlichkeitskultur. In der Melodie seiner Kunst verflüchtigt sich die Gegenwart im sinnlichen Rausche einer mythenhaften Verschmelzung von Vergangenheit und Zukunft, von Schicksal und Einzelwille, von Raum und Zeit, von Gott und Mensch, von Anfang und Ende. Wahr wird, was der Dichter von sich sagt: „Ich bin alles und nichts.“ Keiner drückte klarer und sinnbetörender die seelische Verschwommenheit unserer Zeit aus; deshalb erwarb auch keiner einen solchen Erfolg wie Waldemar Bonsels.





Erik Krünes

Rudolf Jeremias Kreutz

Noch keinen Dichter hat die Nacht geboren. Sie, die Könner und Meister eines barbarischen Europas, die Künder der Wirklichkeit, auch da sie grausam schien, die blinden Sänger einer hochzeitfrohen Zukunft, wie die wilden, anklagenden Betrachter einer höllischen Gegenwart, sie alle kamen aus der Sonne Buddhas, aus den Seligkeitsgefilden bürgerlicher Bequemlichkeit, aus den Ländern, die keinen Herrgott kannten und trotzdem die Götzen der Falschheit verehrten. Irgendein Zufall stieß sie den Abgrund hinunter, warf sie aus der Linie, die sonst in der Postille ihr unrühmliches Ende gefunden hätte. Nur ihn, den Schwersten, den Tiefsten, den Grausamsten, nur Dostojewski, den Größten, hat Finsternis ein Leben lang umdüstert.

Wenn kein Krieg die Menschheit erschüttert hätte, wäre auch er, von dem hier die Rede sein soll, den friedfertigen Exerziertod eines österreichischen Hauptmanns gestorben. Kanntet ihr Kreutz in den geruhsamen Stunden sorglosen, unverstandenen Friedens? Etwas gärte in ihm. Er wußte es nicht. Er schnitzte Spähne von seinem Talent ab und machte wertlose

Gassenhauer daraus. Er war ein Pamphletist ohne Lust und Überzeugung, er war ein Spötter ohne Rückgrat, ohne Absicht. Wie leicht, und er hätte seine Sendung bis zur — Militärhumoreske erfüllt.

Es war in diesen Jahren ein Dichterkreis in Wien. Ein Vergessener hielt ihn versammelt: Baron Appel, dessen Lyrikername heute kaum mehr genannt wird. Die Götter einer falschen Literatur mögen ihn geliebt haben, denn er starb jung. Seine Freunde, seine Schüler zeugen heute für ihn. Kreutz ist darunter. Ein anderer, als er damals war, ein Veränderter, ein Abgeschliffener, einer, der das Leben durch seine Kunst besiegt hat.

Dieser Spottvogel des Offizierskasinos hatte ehrliches Wollen. An der Plattheit des unbesiegbaren Alltags war sein Können gescheitert. Die Verrücktheiten der Welt, die ein „Affenkasten" ihm schien, waren Symbol und Tendenz seiner Absicht. Der Effekt: harmlos und nichtig.

Immerhin: Talent sprang auf die Gasse. Nur der Anlaß fehlte, um das Wilde, Ungeborene zu fangen, zu fassen, zu adeln.

*

Es ging ein Krieg über diese Welt. „Hurra!" war sein Echo. Kreutz schwieg.

Es zogen Soldaten in das Weite, Ungewisse hinaus. Kreutz marschierte.

Irgendwo stöhnten Menschen. Leise, weil lärmen-

der Patriotismus zusammenschlug. Kreutz hörte sie, das Idol erkennend, das sich Vaterland benannte.

Kreutz marschierte, war Soldat und noch lange kein Dichter.

Kreutz sah die Roheit der Schlachten. War es nicht sein angelerntes Handwerk? Er hätte jauchzen sollen. Wie schön der Vers vom „Krieg“ und „Sieg“ doch klang! In tiefem Schweigen marschierte Kreutz.

Die Zufälle sind kraß, grell und grotesk. Den Zweifelnden stieß es in die Wildnis hinaus. Nach Sibirien, wo Menschen in dieselben Käfige gesperrt wurden, die in Ruhleben ebenso wie in steirischen Landstädten Stacheldraht umspannt hielt.

Wortlos zog Kreutz gen Golgatha. Um ihn schnatternder Offiziersunverstand. Nur er blieb einsam.

Er schloß sich ab gegen diese dümmste aller Gegenwarten. Er suchte Rettung. Doch Rettung lag nur im Geist, in der Revolutionierung des Bestehenden. Neue Menschen mußten aus dem Scheiterhaufen erstehen, zu dem eine Welt der Vorurteile verbrannte.

In langen, langen, schier ewigen Barackennächten holte sich Kreutz seine Erlösung. Ein Gottsucher in Akmolinsk, ein Renegat der flaschengrünen Tradition, ein Werdender, ein Fühlender, ein Verstehender.

Irgend jemand dichtete Kriegsreime. — Kreutz grübelte über das Schicksal der Menschheit nach.

*

Die Abrechnung nahte. Kreutz schrieb sein Buch gegen den Krieg, gegen die Phrase des Geschehens,

gegen die Sinnlosigkeit dieser Gegenwart. Klare, ernste Worte, frei von aller Gehässigkeit, von Revanchesucht, von Neid. Kreutz hatte das Leben, dem ein Offizierspatent als der Güter höchstes erschienen war, abgeschlossen. Er war auf dem Weg zurück, zur Vernunft, zur Erkenntnis, zur letzten Klarheit.

Europa schmiedete an seinem Untergang. Taumelnde an der Front, Entschlossene in Sicherheit. Verspätet kamen die Schreie, die mahnen wollten und beschwören sollten, vereinzelt klangen die Rufe, die protestierten, helfen, retten, läutern wollten. Der Jammer fand kein Ende, die Sintflut schwoll an.

Vor Latzko und Barbusse hat Kreutz zum Kampf wider das Ungeheuer: Krieg! gerufen. Sein Buch, in deutscher Sprache geschrieben, lag in nordischen Lettern gedruckt. Denn über Preußen waltete Polizeigeist.

Anders als Latzko und Barbusse hat Kreutz seine Proteste geformt. Er wollte zu den Menschen sprechen, die ihm Kameraden schienen, zu den Genossen der Gräben, des Schmutzes, der Baracken, des Elends. Er suchte ihre Einsicht, die er unter dem Generalshut nie zu finden hoffte. (Nur nebenbei: es ist Autorentragik, daß dieses Buch, mit Herzblut geschrieben, verkannt blieb. Es zog erst dann auf den Büchermarkt, als die Welt dem Blutbaden abgeschworen hatte. Heute ist es nur Kulturdokument.)

Kreutz nannte sein Buch „Die große Phrase". Schon der Titel sagt, wie Kreutz, negativ gestimmt, die Allgemeinheit bekämpfen will. Denn keiner hat

wie er die innere Hohlheit der Männer vom Stechschritt und vom Sporenklappern so aus der Nähe durchschaut. Die Abneigung gegen diese fadenscheinige Kautschukwelt muß ihn schon gequält haben, als er noch harmlose Satiren zu den Bildern Fritz Schönpflugs schrieb. Als dann das grausige Kriegserleben seine innere Spannung löste, stieg die richtig erkannte Idee in stolzer künstlerischer Form vor ihm auf. Kreutz hat die Revolution zuerst in sich und mit sich durchkämpft, ehe er die Leute seiner Nähe und jeder Ferne für den Flug brausender Gedanken entzündete.

Das Buch, das im Norden gedruckt lag, hätte ein Markstein in der Mentalität der Massen während des Krieges werden können. So zeugt es heute nur für ein Stadium im Werdegang des Dichters, für eine Etappe zur Erhebung. Wer wird sich unterfangen, Kreutz einen Revolutionär zu nennen? Und doch: er war es. Mehr als Scheidemann, mehr als die Sozialisten vom neunten November.

Das Reich seiner Revolution aber lag nicht auf dieser Erde, nicht in Händen der Völker, nicht in Kraft und Gewalt. Ihm galt nur die Revolutionierung der Geister.

Ein Ziel: Menschlichkeit. Ein Zweck: Brüderlichkeit. Gibt es noch Franzosen, Deutsche, Slawen, Romanen, Senegalneger, Anamiten? Nein: es soll nur Menschen mehr geben. Keine Menschen erster Kategorie und keine zweiter Güte. Keine Söhne, in goldenen Wiegen geboren, keine Töchter, im Rausch

der Arbeit erzeugt. Nur Menschen. Alle gehen auf zwei Füßen, alle spielen mit zwei Händen. Es sind Menschen.

Vaterland? Für das zu sterben ehrenvoll und Pflicht wäre? Nein, nein. Nur: Heimat, Scholle. Kein Staat, kein Land. Nur: Vaterhaus. Keinen König, keinen Krösus. Nur: Brüder.

Wer dieses Lebens größtes Elend an seinem eigenen Körper mit Rutenstreichen zu spüren bekam, darf wirklich ideellen, reinen, abgöttischen, unwirklichen, nämlich nur literarisch gesehenen Kommunismus betreiben.

Die neue Zeit rückt heran. Neue Menschen springen auf. Neue Ziele erwachen. Die Flamme brennt.

*

Aus dieser Philosophie entsprang der zweite Roman, den der Dichter Kreutz zu schreiben hatte. „Die einsame Flamme" [1]) nennt sich sein Titel.

Und diese einsame Flamme brennt in jedem Menschen. Will Tugenden wecken und erschrickt vor der Gemeinheit, die bürgerlich scheint und alltäglich dünkt.

In Riedammer, dem Helden des Romans, lebt die Sehnsucht nach einer besseren Welt, nach höheren Zielen, nach Seelenadel und edelstem Lebenszweck. Die Flamme in ihm brennt! Sie brennt in sibirischer

---

[1]) Die Bücher, die Rudolf Jeremias Kreutz geschrieben hat, heißen: „Die große Phrase", deutsch bei M. Rascher, Zürich; und „Die einsame Flamme", bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

Kälte und knechtender Atmosphäre, sie flackert allerletzten Dingen entgegen.

Um ihn, den tolstojisch-einfachen Menschen, den Sucher nach einem neuen Gott, hält Stacheldraht die Welt versperrt. (Und diese aufreizende Enge, dieses Menschen an Ketten, unter Militärdrill und Aufseherknute Halten, die gestutzte Adlerfreiheit und kastrierte Willensbewegung hat Kreutz so meisterhaft geschickt gezeichnet, daß dem Milieu: Sibirien, mit Ausrufungszeichen am Wortende, zum erstenmal Romanwirklichkeit erwuchs.)

Kreutz hat für seine Idee schon dadurch geworben, daß er das Unglück dieser Lebendtoten den Mitmenschen ins Gedächtnis schrie. Zwar verspätet, doch nicht umsonst für eine zweifelhafte Zukunft.

*

Kreutz ist heute — wirklich und wahrhaftig — der deutsche Dichter der Menschlichkeit.

Kreutz ist heute der poetische Sprecher eines Zirkels, der bis zur Oder seine Kreise zieht.

Wenn Barbusse in die Politik zurückfiel, Kreutz blieb Schwärmer, Jäger nach Idealen, freudiger Optimist. Er glaubt an die Güte der Menschen, die er zu sich heraufziehen will. Wollt ihr ihn Schwärmer oder Phantasten heißen?

Auf einem der Planeten werden sich die Ideen, die in der Praxis so roh, in der Theorie so gleißend dünken, erfüllen müssen. Es muß und wird auch Menschen einer späten Generation geben, die dann

weder mehr noch weniger sein werden, als ihr Name besagt.

Vielleicht krönt Kreutz dann Apostelruhm?

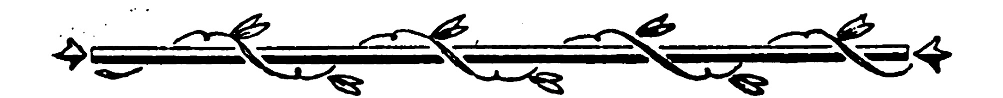
*

Nur heute ist er Dichter. Dichter, sonst nichts. Das Erlebnis ließ ihn reifen, erstarken, erkennen, groß werden, der Wüste predigen, aufrütteln, mitreißen, befeuern, beleben.

Er lehrte die Menschheit, wieder an ihre Sendung zu glauben.

Und Hunderte, nicht Tausende, folgen gläubig seinem Gebot . . .





Rudolf Jeremias Kreutz

Mein Lebensgang

Das anfechtbare Vergnügen, dieser Welt anzugehören, verdanke ich dem 21. Februar 1876. An diesem Tage wurde ich zu Rosdalowitz in Böhmen, wo mein Vater als Direktor einer Zuckerfabrik wirkte, geboren. Meine Eltern stammen aus dem deutschen Bürgertum des Kreises Dux in Nordböhmen. Als ich noch nicht zwei Jahre alt war, kamen wir nach Ungarn in die Raaber Gegend. Dort erfreute ich mich einer glücklichen ersten Kindheit. Mit zehn Jahren trat ich in das Gymnasium zu Wiener-Neustadt ein, und hier fiel die erste wichtige Entscheidung meines Seins. Ich wählte einen Beruf. Der Anreiz war ein äußerlicher, ein optischer sozusagen. Täglich beobachteten wir Buben die schmucken Zöglinge der Theresianischen Militärakademie, täglich bewunderten wir im Park der alten Babenbergerburg ihre Reitkünste, sahen dem Exerzieren zu, und waren darüber einig, daß es wunderschön sein müsse, so buntfarbig und glitzernd in Reih' und Glied zu stehen. Mit der mir oft fast verhängnisvoll, manchmal auch nützlich gewordenen Fähigkeit, Vorgefaßtes „durchzuhalten", setzte ich —

nicht zur Freude meiner Eltern, die mich lieber in einem bürgerlichen Beruf gesehen hätten — meinen Willen durch. Nach Absolvierung der Kadettenschule in Wien trat ich im Jahre 1894 als Fähnrich eines Feldjägerbataillons in die k. und k. Armee. Meine erste Garnison war ein Fort der Festung Krakau, meine zweite ein kleines, versumpftes Nest in der Weichselniederung. Fern der Eisenbahn, fern der Welt. Ich wurde „Peripherieoffizier" und blieb es sechs Jahre, gerade lange genug, um ersten Ansporn in mich zu senken, jenseits der ungeheuerlichen Öde des kleinen Dienstes nach Werten zu suchen, die mir der Exerzierplatz schuldig blieb. Es war ein gefährliches Milieu für junge Menschen, dieses „Skandalizien", wie der Armeejargon das traurige, schmutzige und verwahrloste Kronland nannte. Zivilverkehr gab es keinen für den Offizier. Szlachta und Bürgertum sahen in ihm das Werkzeug habsburgischen Machtgelüsts, das der Sehnsucht nach allpolnischer Befreiung entgegenstand. Nicht gerade offene Feindseligkeit, wohl aber scheue Zurückhaltung, die sich unter höflicher Kälte verbarg, schloß gesellschaftliche Fühlungnahme aus. Das Offizierskorps war als Fremdkörper dem Lande eingesprengt; es blieb ihm nichts übrig, als in sich selbst Zerstreuung zu suchen. Man schloß sich eng zusammen. Der Mangel an Anregung, an Frauen, an Freuden, förderte Stimulantien — man trank. Spiegelung alles Geschehens aus der Kasernen- und Kasinoperspektive schuf Langeweile — man spielte.

Inzucht der Gedanken, die immerzu um die gleichen Alltäglichkeiten kreisten, weckte Streit — man schlug sich. Landsknechtsbrauch im Guten und Bösen, starres Abschließen nach außen, ritterliches Fühlen, absolute Anständigkeit nach innen und ein Vakuum im Geistigen, das schier vollkommen war: — in solchem Rahmen verging meine Leutnantszeit. Ich entrann zu Büchern. Manchmal befreite ich mich von Geschehnissen, die mich quälten oder belustigten, indem ich sie niederschrieb. Rein reflexiv, ohne jede schriftstellerische Ambition. Mein Ehrgeiz hatte damals höheren Flug. Ich grübelte über Luftschiffe und Lenkballons. Im Mai 1900 erfolgte meine Kommandierung zur aeronautischen Anstalt in Wien. Der galizische Alp schwand. Ich wurde Sportmensch, Flieger. Zwei tolle Jahre lang war mein Leben nichts als Jagd nach lustigen Stunden. Ich schmiß die Tage hinter mich, ritt, flog, liebelte. Dann schluckte mich wieder die Provinz. Ich kam nach Schlesien, später nach Oberösterreich und Mähren und alterte dem Hauptmann entgegen. In diesen zehn Jahren gedämpften Seins geschah es, daß eine geliebte Frau Einfluß auf die Gestaltung meines inneren Menschen nahm. Sie lehrte mich, in dem viel Wirrnis, Kluft und Zerrissenheit war, mich zusammenzufassen. Sie sammelte mich gleichsam. Sie fand sogar meine Gelegenheitsgedichte so übel nicht und ermunterte mich, noch etwas mehr zu sein, als Offizier. So kam System in meine bisher ziemlich konfusen und

abrupten Versuche, über die Enge der k. und k. Gebundenheit hinauszutasten. Ich nahm Fühlung mit den Dingen der unmilitärischen Welt, mit Werten, die auf dem schwarz-gelben Index standen, mit verbotenen Offenbarungen, die Horizonte erschlossen, Tore aufrissen. Ich trieb mit Eifer vergleichende historische, philosophische, sozialwissenschaftliche Studien, und bekam ein Ahnen vom Werden, Ringen und Sterben der Menschheit außerhalb der Kaserne. Das sorgfältige Konzept einer Erziehung, die im Kult habsburgischer Kaiser, ihrer Heerführer und Staatsmänner gipfelte und sozialpädagogisch lediglich das Evangelium des Dienstreglements gelten ließ, wimmelte plötzlich von Fragezeichen. Und staunend wurde ich gewahr, was alles man uns nicht wissen ließ. Äußerlich indes änderte sich nichts in meinem Dasein. Ich lebte in der Mechanik des Frontdienstes weiter wie bisher, doch wuchs in mir ein stets regerer Drang nach Kritik, nach Reform, nach Verbesserung. Die ungemessene Fülle von Rückständigkeiten und Atavismen in der Armee bedrängte mich. Nun, da ich Brillen gefunden hatte, sah ich überscharf. Und weil ich wußte, daß so ein armer Teufel von einem Oberleutnant ja doch nicht helfen kann, so spottete ich in Prosa und Versen im intimen Kreis. Der Zufall wollte es, daß gerade um jene Zeit in Wien die Wochenschrift „Die Muskete“ mit starkem Einschlag zur militärischen Satire gegründet wurde. Ich sandte allerlei unter dem Pseudonym Jeremias ein. Das

war 1905. Seither schreibe ich. Neben sozialsatirischen Kleinigkeiten, die dem österreichischen Antlitz galten, mühte ich mich in einer Reihe von Studien in der „Armeezeitung“ mit den Zukunftsproblemen der Monarchie ab. Ich sah damals in der kraftvollen Durchführung der groß-österreichischen Idee das einzige Mittel zur Verhinderung des Zerfalls und in der energischen Persönlichkeit des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand den Retter vor Vergreisung und Verkalkung. Vom Ministerium Auffenberg 1911 in das Präsidialbüro des Kriegsministeriums berufen, hatte ich alsbald Gelegenheit, den flatternden Herzschlag des Reiches zu beobachten, das asthmatische Schnaufen des schwerkranken Organismus von Krise zu Krise. Ich wurde Zweifler in diesen Jahren, aber noch träumte ich vom Wunder der Persönlichkeit. Dann kam der 28. Juni 1914 und der Krieg. — —

Ich habe seither das Wimmern der Kreatur gehört, ganz leise erst im Feld, übergellt vom Knattern der Gewehre, als lauten Schrei dann in langer sibirischer Einsamkeit: „Was habt ihr aus uns gemacht, ihr Wenigen, ihr Führer?“ Ich höre die gleiche Frage heute im Frieden der „Freiheit“, aus dem müden Gekreisch der Verhungernden im Namen des „Rechtes und der Gerechtigkeit“.

Und ich bekenne, losgelöst von allen Verankerungen: Der Mensch im Menschen stirbt. Darum darf die Züchtung der zweibeinigen Bestie künftighin nicht

mehr Gebot der Staatsvernunft sein, sondern die Rettung des Restes der Menschheit sei überstaatliche Pflicht.

Die Bestie in uns hat auf Kommando erschlagen: so wurde Krieg. Die Bestie in uns mästet sich an den Erschlagenen: so ist Friede.

Erkenntnis werde Verdammung, dann retten wir den Menschen.

Hier beizutragen, ist mein Ziel.





Gerhard Lüdtke

Georg Reimer

Zur Geschichte eines Berliner Verlages

Im Verlagsarchiv von Georg Reimer. — Ein holzgetäfelter stiller Raum. In den Regalen Hunderte, Tausende von Bänden, fast alle gleichmäßig in schmucklose grüne Einbände gebunden und in ihrer Einheitlichkeit dem Ganzen ein ruhiges Gepräge gebend.

In der Mitte zwischen den Fenstern die lebensgroße Büste des Gründers der Firma, von Rauch modelliert. Ein volles freundliches Gesicht, das lange Locken umrahmen. Ein Blick fällt in den Nebenraum, haftet am Ölgemälde des gleichen Mannes, aus dem lebendige Augen strahlen, die Temperament, Freude und Zufriedenheit aussprechen.

Die Erinnerung greift zurück. — Der Mann, Georg Andreas Reimer, hatte Grund, wie selten einer, mit seiner Lebensarbeit zufrieden zu sein. Die Kurve seines Lebens ist steil in die Höhe gegangen.

In Greifswald in Pommern ist er geboren als einfacher Leute Kind (27. August 1776). Dort erlernt er den Buchhandel, zieht hinaus in die Welt, kommt nach Berlin und pachtet im Jahre 1800,

jung an Jahren, die 1749 gegründete Buchhandlung der Königlichen Realschule. Gleichzeitig gründet er seinen Hausstand. Er fiebert vor Tatkraft und fängt in der Zeit der nationalen Erniedrigung unter den Fesseln einer ängstlichen Zensur mit gutem Erfolge an, Bücher zu verlegen. Aber er ist Patriot durch und durch. Er beteiligt sich in den Jahren vor dem Freiheitskampf leidenschaftlich an den heimlichen Waffenübungen, verläßt, als die Stunde schlägt, Geschäft, Frau und Kinder und zieht mit ins Feld. Seine tapfere Frau muß die geschäftlichen Sorgen mit übernehmen, sogar zur Messe nach Leipzig reisen. „Wirklich bin ich hier, bester Mann, mit Deiner Vollmacht ausgerüstet, um Meßgeschäfte zu machen, ich armes Weib," schreibt sie einmal seufzend an den fernen Gatten.

Georg Andreas Reimer kehrt erst 1814 heim; ein gut Stück Welt hat er gesehen, hat viele Verbindungen angeknüpft und die Freundschaft der bedeutendsten Männer der Zeit gewonnen. Der Boden für eine großzügige Betätigung ist bereitet. Segen ruht darauf. Er kann bald das prachtvolle Haus Wilhelmstraße 73 kaufen und beziehen und gibt im Jahre 1819 seiner Firma den eigenen Namen als Symbol der gefestigten Stellung seines Hauses in einem von fremder Herrschaft freien Vaterlande. Er vergrößert die Firma durch Kauf einer ganzen Reihe anderer Geschäfte, erwirbt 1822 die berühmte Weidmannsche Buchhandlung, und als er im Jahre 1842 hoch-

betagt stirbt, hinterläßt er seinem ältesten Sohn nicht nur die seinen Namen tragende Handlung, sondern durch Söhne und Schwiegersöhne ist seine Familie auch mit dem Besitz und der Leitung einer Reihe anderer bekannter Verlage verbunden.

Diesem Leben gab ein gut Teil der in dem Archiv stehenden Bände Freude am Schaffen und am Gelingen. Wir mustern die Regale. Halt, da steht Heinrich von Kleist. Da sind ja die schlanken Erstausgaben von Kleists „Erzählungen", des „Käthchens von Heilbronn", des „Zerbrochenen Kruges" aus den Jahren 1810/12. Patriot hatte sich zum Patrioten gesellt. Den einen hat die innere Flamme verzehrt, dem andern hat sie nach bestandenen Gefahren ein trauliches Heim erwärmt.

Wenn dieser Freiheitsheld hier im Kreise ist, dann können auch andere nicht fern sein. Richtig: Dort ist Ernst Moritz Arndt mit dem „Katechismus für christliche Soldaten", den „Fünf Liedern für teutsche Soldaten", seinem „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten", und dort schmiegen sich im bescheidenen Gewande Fichtes „Reden an die deutsche Nation" zwischen zwei große Bände. Die suchende Umschau trifft noch auf Jahns „Deutsche Turnkunst" und unter der langen Reihe der Schriften von Schleiermacher auf die „Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne" aus dem Jahre 1808.

Unter seinen vielen Freunden stand Schleiermacher dem rührigen Verleger am nächsten. Er war sein

Hausgenosse; im vertrauten Verkehr wurden Pläne aller Art durchberaten. Schleiermacher, der große Prediger und „romantische Mensch", der eine neue Religiosität im Gegensatz zur Vernunftreligion in seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" mit Feuereifer verfocht. Auflage neben Auflage dieser Reden steht hier im Archiv; sie künden von der tiefen Wirkung dieses Buches.

Wenn Schleiermacher da ist, können auch die anderen Mitglieder des romantischen Freundeskreises nicht fern sein. Doch auf der Suche fällt der Blick erst auf eine lange Reihe von Bänden gleichen Formates. Jean Paul steht auf den Rückenschildern. Also auch du hier, Liebling der Frauen, Romantiker in höchster Potenz und von eigenster Art. Fünfundsechzig Bände umfaßt die „Erstausgabe seiner gesammelten Werke", und eine Ankündigung sagt, daß sie zu herabgesetztem Preise 24 Thaler gekostet habe.

Die eigentlichen Romantiker sind in der Erinnerung bald zusammengefunden; es ist ein seltener Genuß, sie hier aufzusuchen und im Auf- und Abschreiten ein Bändchen nach dem anderen liebkosend zur Hand zu nehmen.

Ludwig Tiecks Schriften nehmen mehrere Fächer ein; neben den Einzelausgaben stehen 20 Bände Schriften und daneben noch einmal die gesammelten Novellen. Ein Beweis, welchen Erfolg sich der Verleger von diesem Autor versprach. Auch Tiecks

Freund August Wilhelm von Schlegel hat seine kritischen Schriften im Jahre 1828 in einer zweibändigen Ausgabe sammeln können; die im Jahre 1804 erschienenen „Blumensträuße italiänischer, spanischer und portugiesischer Poesie" dokumentieren seine so erfolgreiche Übersetzertätigkeit, die in den Übertragungen von Dramen Shakespeares ihren Gipfelpunkt findet und sich mit Ludwig Tiecks Kunst dann zu der zwölfbändigen Ausgabe der Werke Shakespeares verbindet, die für Shakespeares Ruhm am nachhaltigsten in Deutschland gewirkt hat. Friedrich Schlegel ist nur mit seinem verunglückten Drama „Alarcos" (1802) und dem „Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806" vertreten, die aber Georg Reimer nicht selbst verlegt, sondern mit den Beständen eines von ihm gekauften Verlages übernommen hatte.

Dagegen sind die von L. Tieck und Fr. Schlegel 1837 herausgegebenen Schriften von Novalis, dem tiefsten Dichter der Romantik, wieder echte Kinder des Verlages; ebenso begann hier Achim von Arnim mit seinem romantischen Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1804) seine dichterische selbstschöpferische Tätigkeit.

Mit besonderer Ehrfurcht und Freude nimmt man die Erstausgaben der „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" zur Hand, neben dem in Heidelberg von Achim von Arnim und Brentano herausgegebenen „Des Knaben Wunderhorn", die wundervollste, niemals welkende Blüte des romantischen

Strebens; und da ist für die Erinnerung auch gleich die Brücke geschlagen zu der wissenschaftlichen Betätigung dieser Generation von Dichtern und Gelehrten. Die Schlegel, Arnim, Brentano, Tieck hatten mehr poetische Finderfreude im Ausgraben der dichterischen Schätze deutscher Vergangenheit, hier wird sie Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes, und da glänzt namentlich der Name von Karl Lachmann in der Geschichte unseres Verlages mit den epochemachenden Ausgaben von Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue und des Nibelungenliedes, die das Aufblühen der germanistischen Wissenschaft kennzeichnen. Wer das Verlagsarchiv in seiner Bedeutung für die germanische Philologie durchmustert, kann Fund über Fund machen mit nicht geringerer Freude als sie diese der Hauptsache nach auf die Dichtung eingestellte Überschau bringt.

Mit strenger, nüchterner Wissenschaft hat nichts zu tun der phantastische Fabulierer E. T. A. Hoffmann, in dessen „Prinzessin Brambilla", „Meister Floh", „Nachtstücke", „Serapionsbrüder" die romantische Phantasie Purzelbäume schlägt, zu denen die Meisterhand Hosemanns so prachtvolle kongeniale Illustrationen geschaffen hat. Sie schmücken die zehnbändigen ausgewählten Schriften dieses seltsamen und seltenen Menschen.

Doch nun genug des Suchens und ehrfürchtigen Beschauens. Nur etwa jeder zwanzigste, fünfzigste Band ist ein solches literarhistorisches Denkmal, da-

zwischen aber Werk über Werk aus allen möglichen Wissenschaftsgebieten, angefangen von den Forschungsbänden der Berliner Akademie der Wissenschaften, über Reihen hochwissenschaftlicher Zeitschriften bis herunter zu Ratschlägen zur Behandlung von Feuerspritzen und zur Verwendung von ärztlichen Hausmitteln. Es hat wohl kaum ein anderer Verlag, als nach den Befreiungskriegen sich das geistige Leben und der Buchhandel auf allen Wissensgebieten systematisch entwickelte, so viel davon in seine Scheuern sammeln können. Es mußten damals so viel neue Fundamente gelegt werden, daß eine Beschränkung auf bestimmte Bezirke eine Selbstschädigung gewesen wäre. Aber zu solchem weitverzweigten Schaffen gehörte auch eine Persönlichkeit, welche wie die von Georg Andreas Reimer unerschöpflich an Energie und Schaffensfreude war.

Zwei Reimer, Sohn und Enkel von Georg Andreas, haben noch die Firma in der Folgezeit betreut: Georg Ernst Reimer und Ernst Heinrich Reimer.

Georg Ernst Reimer war 38 Jahre alt, als er nach sorgfältiger Ausbildung als Chef die Handlung übernahm. Sein älterer Bruder Karl hatte mit Schwager S. Hirzel zusammen die Weidmannsche Buchhandlung als Erbteil erhalten, und 1847 zweigten sich noch die den Geographie- und Kunstverlag bildenden Teile des Vatererbes ab, um unter einem jüngeren Bruder, Dietrich Reimer, sich auf

diesen Gebieten besonders zu entfalten. Georg Ernst Reimer gab auch das väterliche Haus in der Wilhelmstraße auf und kaufte ein weniger weitläufiges Geschäftshaus in der Anhaltstraße.

Der neue Chef tat den Schritt zur Beschränkung auf ein engeres Verlagsgebiet, wie es die Zeit erforderte, denn eine Betätigung auf breiter Grundlage, wie das Haus sich unter den besonderen Verhältnissen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts entwickelt hatte, hätte zur Zersplitterung geführt oder einen außergewöhnlichen Ausbau verlangt. So bekam der Verlag das stillere wissenschaftliche Gepräge, wobei allerdings jede Fakultät zu ihrem Rechte kam und mit führenden Namen im Verlagskatalog vertreten war. Die „Protestantische Kirchenzeitung" und die „Preußischen Jahrbücher" nahm Georg Ernst Reimer wohl mit besonderer innerer Neigung in Verlag, weil beide Zeitschriften in ihrer Tendenz seinen religiösen und politischen Überzeugungen entsprachen.

Achtzig Jahre alt starb Georg Ernst Reimer im Jahre 1885; in seinen Bahnen wandelte sein Sohn Ernst. Nicht er, sondern ein jüngerer Bruder, der 1858 starb, war eigentlich zum Nachfolger des Vaters bestimmt gewesen, denn Ernst Reimer war zehn Jahre lang Seemann und hat ein gut Teil von der Welt gesehen. Schwer ist ihm der Schritt aus einem solchen Berufe zur Enge des buchhändlerischen Kontors geworden, aber er folgte mit Pflicht-

gefühl der Tradition. Nur war seit der Zeit, da sein Vater das Erbe angetreten hatte, wieder eine weitere Wandlung erfogt. Auch die einzelnen Wissenschaftsgebiete hatten sich so entwickelt, daß sie nicht mehr in ihrer Totalität mit Erfolg beackert werden konnten. Der Konkurrenzkampf erforderte Entscheidungen für umgrenzte Spezialgebiete. Den Weg dazu hat Ernst Heinrich Reimer beschritten, aber da sein einziger Sohn sich einem anderen Berufe zuwandte, trat er im Jahre 1896 den Verlag an Dr. Walter de Gruyter ab und zog sich nach Jena zur Muße zurück, die er allerdings nur kurze Zeit genießen konnte. Er starb bald darauf.

Das Steuer des Verlages lag wieder in einer starken Hand, und ein Segel nach dem andern wurde gehißt, um flotte Fahrt zu behalten und nicht ins Hintertreffen zu geraten. Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Von den Erfolgen dieser Zeitspanne zu reden, ist hier nicht der Ort. Davon sprechen die Verlagskataloge, davon muß, wenn sie Gediegenes enthalten, aus dem geistigen Erleben der Zeitgenossen ganz von selbst ein Widerhall kommen.

Die fünfundzwanzig Jahre schließen auch die des Weltkrieges mit ein, der ein Trümmerfeld schuf und schweres Leid in so viele Herzen senkte. Ehre dem Andenken derer, die Hoffnung für die Zukunft, für die Lebensarbeit ihrer Väter waren.

Auch die Grundlagen des Wirtschaftslebens sind durch den Krieg wieder andere geworden. Nur Zusammen-

fassung aller Kräfte, gemeinsame Arbeit und Zurückstellung aller Sonderinteressen kann Rettung bringen. Und aus dem Verständnis für diese Erfordernisse erwuchs im Jahre 1919 der Entschluß, fünf durch Interessengemeinschaft miteinander verbundene Firmen zu einer Einheit, zu dem Verlage „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co., vormals G. J. Göschensche Verlagshandlung, J. Guttentag, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit u. Comp." zusammenzuschließen, und in dieser neuen Gemeinschaft jeder von ihnen, deren Name im Verlagsbuchhandel ein Programm bedeutete, die Gebiete zur Beackerung zuzuweisen, die sie aus Tradition und Neigung besonders pflegt. Georg Reimer wird darin seinen Hauptgebieten, der Archäologie und Kunst, der Geschichte und klassischen Philologie, der Biographie und der Memoirenliteratur treu bleiben. Das Reimersche Verlagsarchiv wird, wenn Segen auf dieser Arbeit liegt, hoffentlich Schätze sammeln können, auf denen in hundert Jahren der Blick mit der gleichen Ehrfurcht ruht, wie auf denen, die diese schnelle Umschau hier herausgriff.





Fedor v. Zobeltitz

Bibliophile Chronik

Über Stil und Technik der neueren Luxusdrucke hat auf der letzten Tagung der deutschen Bibliophilen in Frankfurt am Main u. a. Professor Dr. Hans Loubier einen ebenso belehrenden wie unterhaltenden Vortrag gehalten und dabei viel Beherzigenswertes über jene Werke gesagt, die im Gegensatz zu den modernen illustrierten Ausgaben sich auf eine rein typographische Schönheit beschränken. In der Tat ist uns in der Gegenwart die ideale Forderung, daß das schöne Buch eine „künstlerische Einheit" bilden soll, ziemlich verloren gegangen. Bei Morris und Burne-Jones wirkte die Zusammenarbeit so unendlich harmonisch, daß man recht wohl vermeinen konnte, die gleiche Hand habe das Figürliche wie die Typen geschaffen. In den meisten neueren Illustrationswerken aber fallen Buchschmuck und Letterndruck auseinander, d. h. der sogenannte Buchschmuck wird zum eingefügten Bild, zu einer Beigabe, die in keiner Beziehung zum Typographischen steht. Der künstlerische Wert der Bilder ist dabei zuweilen ein sehr hoher, und oft entschließt man sich ja auch, sie als besondere Mappen-

werke dem Buche beizugeben, eine Zweiteilung, gegen die an sich nichts zu sagen ist.

Wie stark ein Buch allein durch die Schönheit des Satzbildes zu wirken vermag, zeigten in jüngster Zeit besonders schlagend die Drucke der Bremer Presse und der Offizina Serpentis und zeigt auch ein neuer Kunstdruck des Amalthea-Verlags: Hugo von Hofmannsthals „Rodauner Nachträge". Jeder der drei Bände des Werkes trägt seine eigene Ausführung, doch bleibt dabei das Harmonische des Gesamtbildes gewahrt. Den Druck besorgte Drugulin in Leipzig. Schon die Betrachtung der Titelseiten ist eine Freude. Die Schriftanordnung ist unendlich einfach, aber auf dem festen Hadernpapier leuchtet die Antiqua in tiefstem Schwarz, oben der Verfassername, unten der Verlag (ohne Signet) und dazwischen in Rotdruck, auf drei Zeilen verteilt, der Titel. Es läßt sich nichts Schlichteres und zugleich im besten Sinne Wirksameres denken. Ebenso gelungen ist das Satzbild der Dichtungen, dessen einzigen Schmuck im Erzählerteil die kleinen feinen roten Initialen bilden. Ein weiterer Drugulin-Druck des gleichen Verlags ist der dramatische Mythos „Der Baum der Erkenntnis" von F. Th. Csokor mit sechs Holzschnitten von Rob. Pajer. In diesem Falle schließen auch die dem Text eingefügten Zeichnungen, in der Linienvariation an Beardsley erinnernd, doch kerniger auf die Schwarzweißwirkung berechnet, sich in kongenialer Weise dem Typenbilde an.

Von den Musterdrucken der Münchener Rupprecht-

Presse entzückte mich vor allem die Großquart-ausgabe der Hymnen Hölderlins, auf wunderschönem Bütten in der stattlichen Ehmcke-Fraktur gedruckt, nur die Überschriften in kleineren Typen gehalten, also im Gegensatz zu dem sonst üblichen Gebrauch, doch klarer sich abhebend und gleichsam außerhalb des Satz-gebäudes der Verse stehend. Auch Rankes unsterblicher „Savonarola“ gibt sich ohne Verschnörkelung und Prätension — die einfach gehaltenen handgemalten Initialen von Anna Simons in ihrem wechselnden Rot und Blau bilden lediglich einen schlicht künst-lerischen Kontrast zu dem Tiefdunkel des Satzes. Von großer Schönheit ist ebenso das letzte Buch der Rupprecht-Presse, das mir in die Hände kam: Spinozas Ethica nach der Originalfassung in latei-nischer Sprache, mit der Hand auf Zanders-Bütten in der kleinen eleganten, an die Schriftgattungen der Etiennes erinnernden Ehmcke-Antiqua gedruckt.

Der Verlag Ernst Rowohlt in Berlin, der seit Kriegsende eine erfolgreiche Tätigkeit entwickelt und sich besonders der jüngeren literarischen Schule annimmt, knüpft in der buchkünstlerischen Ausstattung seiner Werke an jene ersten klassischen Drugulin-Drucke an, die ihn vor Jahren mit einem Schlage in der bib-liophilen Welt bekannt machten. In der Umdeutschung Swinburnescher Dichtungen durch Rudolf Borchardt erreicht Rowohlt die alte Höhe seines Könnens. Das Buch zeigt in seinem „Schmuck der Schmuck-losigkeit“ den geschulten Blick und die Freude an der

vornehmen Lauterkeit des Einfachen. Am bezeichnendsten dafür ist das Gedicht „Cupido“, dessen architektonische Anordnung man geradezu als vorbildlich bezeichnen kann. Ähnliches ist von Borchardts „Durant“ zu sagen, in Drugulinscher Fraktur auf schneeweißem Papier in geschicktester Raumausnutzung mit breiterem Rande nach außen zu. Schmuckvoller treten Hans Bethges „Pfirsichblüten aus China“ in die Erscheinung, in Folio auf Handbütten, der Text in Antiqua gut eingesetzt, mit farbigen Steinzeichnungen Haslers, in ihrer weichen schmiegsamen Anmut künstlerische Transkriptionen der eigenartigen Dichtungen.

Kräftig regt sich die Gurlitt-Presse. Das Leben des alten Berlichingen (nach Steigerwalds Bearbeitung) hat Lovis Corinth zu einer Anzahl Lithographien begeistert, die zu den besten Arbeiten dieses Ewigjungen gehören und sich so gleichempfindend, so ganz kongenial dem Text des Tagebuchs einfügen, daß hier wirklich einmal ein Werk aus einem Gusse entstanden ist. Ähnlich schön als Druckwerk wie in dem Beiklang des Graphischen sind die Hymnen an die Nacht des Novalis mit Mesecks wundervollen Zeichnungen, in denen jede Linie die Stimmung der Dichtung atmet und ihre Schwermut zu erschütterndem Ausdruck bringt. Ganz eingenartig wiederum sind Janthurs Bilder zu der Reise Gullivers in das Mythenland der philosophischen Gäule, die unter der Hand dieses merkwürdigen Künstlers etwas seltsam Vergeistigtes ohne Menschenähnlichkeit bekommen. Abseits steht

ein neues Zille-Werk aus den sozialen Niederungen Berlins, ein document humain von unheimlicher Wucht, für uns auch insofern interessant, als der Begleittext von Zille selbst geschrieben wurde, hier also der Idealfall eintritt, daß der Verfasser sein eigener Illustrator ist.

Hoffmann & Campe ließen als neuen Heine-Gedächtnisdruck eine höchst interessante Faksimilierung des heineschen Handexemplars der Reisebilder erscheinen (mit erläuterndem Text von Friedr. Hirth). Heine hatte sich in sein Exemplar der ersten Auflage die „Nordsee" aus dem zweiten Teil miteinbinden lassen und darin die Druckvorlage für die zweite Auflage der Reisebilder hergestellt. Die herausgeschnittenen Blätter dieses Handexemplars sind in der Beigabe gleichfalls faksimiliert, so daß man sich, wenn man die zahlreichen handschriftlichen Verbesserungen dazu nimmt, ein genaues Bild von beiden Ausgaben und der Schaffensart des Dichters machen kann. Das Buch ist in Halbfranz gebunden, die Beigabe in Pergament, und das Ganze ruht in einer Kassette, die mit einer Metallplakette Heines nach dem Bronzeabguß David d'Angers geschmückt ist. Morawe & Scheffelt veranstalteten einen hübschen Neudruck der Sternbergschen Braunen Märchen nach dem Text der Urausgabe von 1850 und mit der figürlichen Titelvignette, die der Dichter, der auch ein sehr gewandter Zeichner war, selbst entworfen hat. Von der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen

traf als erste Veröffentlichung eine Sammlung Pragensia ein, eine reichhaltige Kollektion von Flugblättern und Abbildungen über den Prager Fenstersturz vom Jahre 1618, zugleich ein merkwürdiges Erinnerungsbuch, denn das Werk sollte schon 1918 erscheinen, aber die Herausgabe verzögerte sich, weil die Druckerei infolge bedeutender Ablieferung an Lettern für Munitionszwecke nur noch über ein für wenige Seiten ausreichendes Satzmaterial verfügte. Banas & Dette in Hannover verausgabten die „Anderen unbekannten venezianischen Epigramme von Goethe", jene ausgelassenen Augenblickseinfälle Goethes, die inzwischen auch der Nachlaßband der Weimarer Sophienausgabe veröffentlichte. Die Wiedergabe ist sehr reizvoll in einer von Leopold Fuchs gezeichneten Schrift in Blaudruck. Derselbe Meister der Schönschrift schuf für die gleiche Firma ein ungewöhlich kostbares Prunkstück: Das hohe Lied Salomos, in prachtvoller zweifarbiger Kalligraphie auf Stein abgezogen, mit handgemalten Titeln, Kapitelstücken und Initialen, in Kerstenschem Einband. Das geschriebene Buch kommt also wieder zu Ehren. Karl Schnabel läßt unter der Leitung des Dresdener Schriftkünstlers Wieynck eine ganze Reihe erscheinen, u. a. Hölderlins Hymnen an die Freiheit, Schillers Lied an die Freude und das Lied von der Glocke. Noch neueren Datums sind die auf der Schreibmaschine hergestellten Bücher des Verlags H. Echtermeier, Neuschöpfungen dichterischer Gegenwartskunst in kleiner Auflage, ein teilweise entschieden

geglückter Versuch, auch in der Maschinenschrift etwas ästhetisch Einwandfreies zu schaffen. Zum gleichen Thema gehören die von H. M. Elster in der Lehmannschen Verlagsbuchhandlung in Dresden herausgegebenen Deutschen Dichterhandschriften, die uns geradeswegs in die Werkstatt des Dichters hineinschauen lassen, denn wir sehen die Urschriften seiner poetischen Schöpfungen in getreuer Faksimilierung.

Der Avalun-Verlag brachte als dritte Gabe Wagners Tristan und Isolde mit bildkünstlerischen Paraphrasen von Alois Kolb, silbergrau und schwarz in der Ehmcke-Cicero gedruckt, auf den Bibliophilenmarkt, und als vierte eine Neuverdeutschung der unsterblichen Contefable Aucassin et Nicolette, der Text in der zierlichen Versacrum-Antiqua, von Rudolf Junk mit einem anmutigen, formschönen und phantasievollen ornamentalen Rahmenwerk umgeben. Ein Musterdruck ohne schmückende Zutaten ist Mallarmés Nachmittag eines Fauns (nebst einigen Blättern Prosa), auf altem Dokumentenpapier in zwei Farben sehr schön von der österreichischen Staats-Druckerei gedruckt und in Ganzpergament gebunden. Eine Neuerung des Verlags sind die wohlfeilen Avalun-Tausend-Drucke, von denen ich Arno Holzens „Befreite deutsche Wortkunst" und Franz Bleis originelles Capriccio „Der bestrafte Wollüstling" sah, letzteres mit einer höchst reizvollen Deckelzeichnung von Gütersloh. Auch die Prospero-Drucke des Verlags Erich Reiß sind im Vorjahre stattlich angewachsen. Ich nenne nur

Whitmans „Grashalme“ mit den prächtigen Steindrucken Jaeckels, Dostojewskis Novelle „Die Sanfte“ mit Lithographien Krauskopfs, Costers Legende von Herrn Halewijn mit sehr originellen Steinzeichnungen Kohlhoffs und die Folioausgabe von Shakespeares Romeo und Julia mit Buchschmuck von Bernhard Hasler.

Einen in jeder Beziehung gelungenen Schöndruck bietet der Verlag der Täglichen Rundschau den Bibliophilen in Paul Mahns Übertragungen der Gedichte des Properz: ein Spamerscher Druck in wirksamer Fraktur auf Bütten, Überschriften und Anfangsbuchstaben rot, die Verszitate der Einleitung und die Anmerkungen am Schluß in kleinerer Type. Alles wohlerwogen und fein zueinander abgestimmt, in einem Halbpergamentband mit pompejanisch-rotem Überzug-Papier, und auf ihm als Deckelpressung die reizende Blumenpflückerin von einer in Stabiae aufgefundenen Wandmalerei. Auch die sechzehn Lichtdruckbilder reproduzieren Kunstwerke der Antike in ausgezeichneter Bruckmannscher Wiedergabe. Einen allerliebsten Faksimiledruck veranstaltete der Amalthea-Verlag in einem verschollenen, von Rudolf Payer von Thurn wieder ausgegrabenen Curiosum: dem Taschenbuch der alten und neuen Masken von 1793. Das winzige Büchelchen wird auch den Goethephilologen Freude machen, denn es ist ein bisher unbekannt gebliebener Nachdruck der großen Ungerschen Ausgabe des Römischen Carneval in Miniaturformat. Im Dreiländer-Verlag fand Sophie Mereaus selten gewordenes Blütenalter

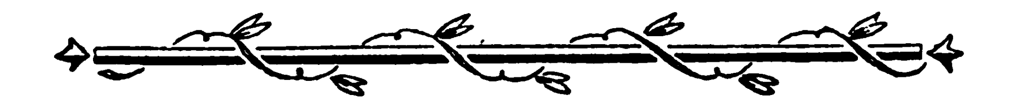
der Empfindung einen geschmackvollen Neudruck und bei Ludwig Ey in München eine Auswahl Höltyscher Gedichte mit neun Chodowieckischen Kupfern, nach den Originalen im Kastner-Museum in sauberem Lichtdruck wiedergegeben. Die Gesellschaft hessischer Bücherfreunde bietet ihren Mitgliedern als Jahresgabe wieder einen kunstgeschichtlichen Beitrag, das Leben und Wirken des Darmstädter Hofmalers Gotth. Leber. Glaeser, beschrieben von Dorothea Stern, und dazu als neuen Band des Orientalischen Kabinetts eine javaische Sage „Lono und Korikilani", nach älteren Quellen erzählt von Kuno Grafen Hardenberg und mit eigenartigen kolorierten Bildern von Hans Bohn versehen. Der zweite Musterdruck des Phantasus-Verlags, Thomas Manns Novelle vom kleinen Herrn Friedemann, erfreut durch den sehr gelungenen Zusammenschluß von Satz, Papier und Buchschmuck (letzterer von O. Nückel-Aibling). Paul Steegemann-Hannover bringt gleichfalls zwei interessante Neuheiten: Flauberts phantastische Erzählung Der Büchernarr mit köstlichen Grotesken Kubins, und einen von Wolfg. Stammler besorgten Abdruck, den ersten in Buchform, der derben Goethischen „Jugendexplosion" von der Hochzeit des Hanswurst. Auch Heinz Amelung legt ein neues Goethebuch auf den Büchertisch (W. Girardet in Essen), eine Gesamtausgabe der verstreuten novellistischen Schöpfungen Goethes mitsamt den Fragmenten, hübsch gedruckt auf Leichtpapier in einem geschmackvollen Halblederbande.

Erfreuliche Gaben sind die Klassiker des Altertums und die Werke der Weltliteratur des Berliner Propyläen-Verlags: billigere Bibliophilenausgaben in wunderhübschen Pappbänden mit Lederrücken, deren Dekor wechselt wie die Farben der Titelschilder. Prunkvoller treten die Neudrucke des Euphorion-Verlags auf: die Sonnets de Lovize Labé nach dem Lyoner-Original von 1556, in einem altholländischen Kursiv aus Drugulins Offizin und mit Radierungen von Bob Bell, ferner Cervantes Novelle von der Macht des Bluts mit graphischen Nachschöpfungen von Klaus Richter, und Hamerlings venetianische Verse mit Radierungen von Hermann Struck, die sich sehr glücklich dem Typenbilde einfügen.

Auch unsere belletristischen Verleger kommen mehr als bisher der Mode entgegen und veranstalten vielfach Vorzugsdrucke ihrer gelesensten Autoren. So versandte S. Fischer Luxusdrucke von Hauptmanns Indipohdi und dem Weißen Heiland und von Hofmannsthals Frau ohne Schatten, auf Bütten in verschiedenen Ausgaben, die sich durch die Kostbarkeit ihrer Einbände unterscheiden. Erwähnung verdienen weiter die Vorzugsdrucke der Bachemschen Marzellus-Presse in Köln, vor allem die prächtigen Kölner Erinnerungen des verstorbenen Domkapitulars Dr. Alexander Schnütgen, in tadellosem Druck von der Handpresse des Verlags, mit fein gemustertem grünen Vorsatz und in einem Liebhabereinband aus Pergament mit echten Bünden, reichem Golddekor und gemaltem Titel auf dem Vorder-

deckel. Für Werke älterer, zu unrecht vergessener Romanautoren versucht der Charlottenburger Munin-Verlag durch Neudrucke auf Bütten erneute Anteilnahme zu erwecken und brachte zunächst in hübscher Aufmachung Brachvogels Rätsel von Hildburghausen und einen phantastischen Novellenzyklus Georg Hesekiels heraus. Auch an neuen Verlags-Almanachen ist kein Mangel. U. a. lagen mir vor der Ganymed der Marées-Gesellschaft, der Almanach des Amalthea-Verlags, der neue Insel-Almanach, das Jahrbuch der Rupprecht-Presse, der Putto der Firma Engelhorn und der niedliche Jahreskalender der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach a. M., in der Kochschen Frühlingsschrift gedruckt, mit Schmuckstücken von Hans Schreiber und Randzeichnungen von Walter Tiemann.





P. Selver

Die englische Literatur des Jahres

Die englischen Verleger beklagen sich noch immer über die unmäßigen Herstellungskosten, aber im verflossenen Jahr hat die Bücherproduktion keineswegs abgenommen. Freilich wird die Literatur dadurch in nur sehr bescheidenem Maße bereichert. So entspricht z. B. der durchschnittliche Roman etwa den gewiß nicht hohen Anforderungen der Leihbibliotheksabonnenten. Unter den erfreulichen Ausnahmen nenne ich zunächst „Responsibility" von James E. Agate, weil dieser Erstlingsroman ungewöhnlich reif und sicher in der Durchführung ist, und weder im Stil noch im Aufbau die Hand des Anfängers verrät. „Responsibility" ist ein Buch der Sehnsucht nach vergangenen Jugendtagen, deren Zauber in zarten und melancholischen Farben wachgerufen wird. Auch verdienstvoll als Erstlingsroman ist „Forward from Babylon" von Louis Golding, der mit viel Geschick, wenn auch zuweilen etwas tastend und unfertig, den Werdegang eines jüdischen Jünglings darstellt.

Die übrigen nennenswerten Romane stammen von Autoren, die ihren Ruf als Erzähler schon begründet haben. Ich verweise besonders auf „The Lost Girl“ von D. H. Lawrence, dessen kraftvolles, aber in mancher Hinsicht noch immer zerfahrenes Talent sich in aufsteigender Linie entwickelt hat. Wärme und Bewegung, Menschenkenntnis und Scharfblick sind die Hauptmerkmale seiner jüngsten Arbeit. Ähnliche Eigenschaften, überhaupt eine gewisse Wesensverwandtheit mit Lawrence, findet man bei M. Storm Jameson, die in „The Happy Highways“ eindringliche, breit angelegte Schilderungen aus dem Londoner Studentenleben entwirft. Bedeutend ruhiger und ausgeglichener ist „A Case in Camera“, ein kunstvoll geschriebener Kriminalroman von Oliver Onions. Dieser ungemein talentvolle Schriftsteller, dem die verdiente Beachtung noch nicht zuteil geworden ist, bringt hier wiederum die psychologischen Feinheiten zur Geltung, die sein bisheriges, übrigens recht ansehnliches Schaffen auszeichnen.

Von ganz anderer Art als die sonstigen englischen Schriftsteller ist Norman Douglas, dessen vielgelesene und vielbesprochene Erzählung „They Went“ ein würdiges Seitenstück zu seinem wunderlichen „South Wind“ bildet. Der Vergleich mit Rabelais und Anatole France deutet nur mangelhaft sein groteskes Wesen an. Die vollendete Sprachkunst seines Prosastils läßt seltsam schillernde Fäulnis, leidenschaftslose Freude am Bösen ahnen.

Merkwürdig ist, daß viele der hier genannten Schriftsteller ausgesprochen unenglisch geartet sind. Bei Lawrence denkt man oft an einen dumpf grübelnden Slaven, bei Douglas an einen zynisch tändelnden Romanen. Unenglisch ist auch Katherine Mansfield, eine Meisterin der Novelle, übrigens einer Kunstform, die in England fast ausgestorben ist. Ihre Novellensammlung „Bliss“ enthält eine Reihe von meist ganz kleinen Skizzen, die stilistisch und inhaltlich gleich ausgezeichnet sind. Aber ihre fein zugespitzte Bosheit dürfte beim englischen Lesepublikum, das höchstens eine freundliche und nicht allzu tiefe Ironie duldet, keinen großen Anklang gefunden haben.

Bestimmte Tendenzen lassen sich ebensowenig im Roman wie in der Lyrik nachweisen. Man befindet sich in einer Übergangsperiode, aus deren experimentvollem Durcheinander eine starke, die noch haltlosen Einzelgruppen zusammenfügende Persönlichkeit vielleicht später hervorgehen wird. In den letzten paar Monaten haben einige jüngere Dichter sich mit lyrischen Erstlingsbänden günstig eingeführt. So stimmt z. B. Russell Green in „Passions“ gedämpft musikalische Töne an, die von einem elegisch veranlagten Temperament und einer seltenen, allerdings nicht immer im Zaum gehaltenen Ausdrucksfähigkeit zeugen. Sherard Vines bekundet in „The Kaleidoscope“ eine farbenvolle Wortkunst, die bald in rein artistischen Gedichten, bald in satirisch-humanitären Versen zum

Ausdruck kommt. Eine unverhältnismäßig größere Anerkennung als Green und Vines fand Edmund Blunden mit seinem Versband „The Waggoner“, in dem er englische Landschaften und Naturstimmungen schildert, wobei er eine kernige, volkstümlich gefärbte Sprache äußerst wirkungsvoll anwendet. Einen schroffen Gegensatz dazu bilden „Poems“ von Iris Tree, und „Outlaws“ von Nancy Cunard, in deren wohllautenden Versen die Überreiztheit ihrer verwöhnten Frauenseelen sich ausweint.

Eine konsequente Entwicklung der Kriegslyrik, wie sie von Siegfried Sassoon ins Leben gerufen wurde, findet man in Wilfred Owens posthumem Bändchen „Poems“. Der nur einige Tage vor dem Waffenstillstand gefallene Owen verfügte über eine eigene Sprachmelodie, deren schluchzender Rhythmus dem tragischen Inhalt seiner Gedichte so ganz angepaßt ist. Er war der letzte, und in mancher Hinsicht der beste der englischen Kriegslyriker.

Veranstaltet ein lebender Lyriker eine Gesamtausgabe seiner Gedichte, so lassen sich daraus bedeutsame Schlüsse ziehen. Man kann also mit Genugtuung konstatieren, daß Walter de la Mare eine solche Ausgabe („Poems, 1901 to 1918.“ Zwei Bände) hat erscheinen lassen. Weniger erfreulich, weil durchaus nicht schlackenrein, ist die Auswahl aus Ezra Pounds dichterischem Schaffen („Umbra“), die unlängst veröffentlicht wurde. Einen Neudruck alter Versbücher bietet auch Douglas Goldring in

„Streets“. Goldring hat es vorzüglich verstanden, in diesen anspruchslosen, zuweilen etwas sentimentalen Gedichten den verschiedenartigen Zauber der Londoner Straßen festzuhalten. Schließlich sei auf zwei gute Anthologieen aufmerksam gemacht, die, fast gleichzeitig erschienen, eine lehrreiche Auswahl aus der modernen englischen Poesie bieten. „An Anthology of Modern Verse. Chosen by A. M.“ (wahrscheinlich Alice Meynell) berücksichtigt auch die ältere Generation, und bringt sogar Proben aus W. E. Henley, Francis Thompson, Oscar Wilde und deren Zeitgenossen. In „Selections from Modern Poets. Made by J. C. Squire“ wurden nur die seit dem Jahre 1870 geborenen Dichter aufgenommen.

Von den zahlreichen Bänden kritischer, biographischer und vermischter Prosa können nur die wertvollsten hervorgehoben werden. M. Storm Jameson, die auch als Romanschriftstellerin gewürdigt wurde, hat „Modern Drama in Europe“ geschrieben, eine auf tüchtigen Fachkenntnissen beruhende Arbeit, die durch ihren kampflustigen Ton zu manchem Widerspruch auffordert. In „The Men of the Nineties“, einer leider etwas nachlässig geschriebenen Studie, die jedoch großen Anklang gefunden hat, behandelt Bernard Muddiman die literarische und künstlerische Bewegung, die besonders vom „Yellow Book“-Kreis ausging. Ebenso unsicher in der Ausführung, obwohl als bahnbrechender Versuch anerkennenswert, ist „Contemporary English Poets“ von Harold Monro,

der weitschweifig und phrasenhaft die englische Poesie der Neuzeit in ihren typischen Erscheinungen darstellt. Ausschnitte aus der jüngsten Literaturgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Tätigkeit von Ezra Pound und Genossen, enthält auch „Thus to Revisit“ von Ford Maddox Hueffer. In temperamentvoller, oft sogar burschikoser Weise erörtert er manches interessante Problem des Stils und des literarischen Schaffens überhaupt. Ziemlich ungenießbar sind dagegen die vierzig mittelmäßigen Aufsätze über Literatur, die Edmund Gosse unter dem Titel „Books on the Table“ vereinigt hat, und die ursprünglich in den Spalten einer Sonntagszeitung erschienen sind. Nicht gerade erbaulich wirken Gosses krampfhafte Bestrebungen, sich witzig und aufgeweckt zu geben.

Witzig und aufgeweckt ist allerdings Lytton Strachey, dessen „Queen Victoria“ eins der meistbesprochenen Bücher des Jahres gewesen ist. Strachey, der sich zweifellos an französischen Mustern geschult hat, zeigte bereits in „Eminent Victorians“ wie geistreich und wenig pietätvoll er als Biograph sein konnte. In seinem letzten Buch schlägt er den spöttelnden Ton, der für „Eminent Victorians“ so charakteristisch ist, weit seltener an, — wohl zur Enttäuschung derjenigen Leser, die unbegrenzte Rücksichtslosigkeit erwartet hatten. Aber in seinem anschaulichen Charakterzeichnen, zumal der Nebengestalten, — z. B. Lord Melbourne, Disraeli, Prinz Albert, — hat Strachey wiederum Treffliches geleistet. Weit weniger

Beachtung fand die keineswegs weniger wertvolle Goethe-Biographie vom verstorbenen Professor P. Hume Brown. Dieses zweibändige, im besten Sinne des Wortes akademische Werk war die Frucht langjähriger Forschung.

Einer der beliebtesten englischen Prosaisten der Gegenwart ist der auch als Karikaturenzeichner hervorragende Max Beerbohm. Sein neuester Band heißt „And Even Now“, und enthält eine Reihe von Skizzen und Plaudereien, unter denen einige (so besonders die köstlichen Erinnerungen an Swinburne) wirklich Musterbeispiele englischer Prosa sind. Ebenso vortrefflich als Stilist ist H. M. Tomlinson, dessen „London River“ aus wunderbaren Themseschilderungen besteht, die bald an nebelhaft-verschleierte Aquarelle, bald an scharf umrissene Radierungen erinnern.

Über die Keats-Feier nur einige Worte, denn es ist sehr zweifelhaft, ob die zahlreichen Aufsätze usw., welche sie zur Folge hatte, dem Gedächtnis dieses großen Dichters viel Ehre antun. Höchstens läßt sich „The John Keats Memorial Volume“ als kollektive, und nicht ganz unwürdige Huldigung verzeichnen. Zu den besten der darin aufgenommenen Beiträge gehören die Arbeiten ausländischer Dichter und Kritiker.

Über das englische Theater gleichfalls nur einige Worte, denn bei seinem jetzigen Tiefstand, der auf seine rein geschäftsmäßigen Grundlagen zurückzuführen ist, kann von einer literarischen Bühne auch nicht entfernt die Rede sein. Mit umso größerer Aner-

kennung muß deshalb die angefangene Tätigkeit des „Everyman“-Theaters erwähnt werden, in dem Shaws sämtliche Werke gegenwärtig zur Aufführung gelangen. Bisher hat der Spielleiter freilich sich fast ganz auf klassisch gewordene Stücke beschränken müssen, aber hoffentlich wird es ihm bald ermöglicht, seinen Wirkungskreis zu erweitern und Neuigkeiten bieten zu können.





Otto Grautoff

Die französische Literatur des Jahres

Im Jahre 1920 hob ich in meiner Jahresschau hervor, daß das Kriegsende befreiend gewirkt hat. Die wirtschaftlichen Bindungen fielen. Das Schrifttum nahm einen neuen Aufschwung. Es zeigten sich Ansätze zu einer neuen, weltbürgerlichen Gesinnung, die frei von Haß gegen die alten Feinde ein neues Europäertum aufrichten zu wollen schien. Diese Bemühungen sind bis in das Jahr 1921 hinein zu verfolgen. Sie wurden aber matter und werden mehr und mehr von dem großen Magnet des nationalen Blocks aufgesogen, der nach Weltherrschaft strebt. Folgende Bücher sind charakteristisch für die Zunahme des Imperialismus innerhalb der französischen Demokratie: Louis Madelin, „Le chemin de la victoire"; Ernst Lavisse, „Histoire de France contemporaine"; Jean Variot, „L'arbitre du monde"; Albert Thibaudet, „La vie de Maurice Barrès"; Maurice Barrès, „Le génie du Rhin"; sowie Marie Lenerus vieraktiges Schauspiel „La Paix", das im Februar im

Odeon über die Bretter ging, als Beispiel für die Unermüdlichkeit der weiblichen Heimkrieger Frankreichs.

Die nationalistischen Demokraten haben vielseitig versucht, ihr imperialistisches Feuer durch Gedenkfeiern großer Toter zu schüren. Die katholischen Kreise feierten geräuschvoll die Jungfrau von Orleans und veröffentlichten ihr zur Ehren viele Aufsätze und Bücher. Katholiken, Protestanten, Juden und Freidenker, kurzum das ganze Volk, ehrte am 5. Mai, dem hundertsten Todestag Napoleons, den Kaiser. Die illustrierten Zeitschriften gaben prachtvolle Sondernummern heraus, die Tageszeitungen legten Festgewänder um und viele Verleger gaben Festschriften heraus: G. Lacour-Gayet, „Napoléon, sa vie, son œuvre, son temps, avec une préface du maréchal Joffre"; Charles Chassé, „Napoléon jugé par les écrivains"; R. Burnand und F. Boucher, „l'histoire de Napoléon, racontée par les grands écrivains".

Man könnte einwenden, daß diese Schriften nur einen losen Zusammenhang mit der französischen Literatur haben. Aber gerade sie geben die Grundstimmung für die literarischen Theorien und die literarischen Ideale des Jahres ab. Man schlage nur eine der großen Zeitschriften auf; La revue des deux mondes, La revue de Paris, Le Mercure de France oder die in breiteren Schichten weit verbreiteten: L'Opinion oder Les Annales; in jeder Nummer wird man militärische, politische oder kulturpolitische Aufsätze finden, die auf den gleichen Ton gestimmt sind, wie die hier

angeführten Bücher. Auch die mit beträchtlichen Mitteln neugegründeten Zeitschriften: La revue universelle, die Le génie du Rhin zum Vorabdruck brachte, und La revue de France, die von Marcel Prévost, Joseph Bédier, Raymond Recouly und Albert Besuard herausgegeben wird, gehen in dieser Richtung.

Erst wenn man sich über die Grundstimmung Rechenschaft gegeben hat, begreift man, daß der Kampf um Klassizismus und Romantik einen so ungeheueren Umfang annehmen konnte. Die Franzosen fühlen sich einmal wieder als Erben des alten Imperium Romanum. Napoleon ist ihr Held. Klassizismus gilt als die einzige und echte Ausdrucksform des französischen Wesens. David, Ingres und rückwärtsschauend Poussin und Raphael gelten als leuchtende Vorbilder. Ihnen werden Ausstellungen, Bücher und Schriften gewidmet. Corneille, Racine, Bossuet und Boileau haben den französischen Geist am klarsten und vollendetsten in Worte gefaßt. Den Nationalisten gilt alles Romantische als dekadent oder unfranzösisch. Jacques Rivière hat in der Nouvelle revue française ausgeführt, daß jede Romantik in ihrer letzten Konsequenz in irgendeinem Dadaismus enden müsse. „Il nous faut retourner en arrière, rétrograder pour trouver le bon chemin", schrieb Walter Berry in der Revue hebdomadaire. Und André Gide äußerte sich in der Nouvelle revue française folgendermaßen: „Ich empfinde klassisch und französisch als Synonyme. Heute ist der einzig

berechtigte Klassizismus, den wir können und wollen müssen, derjenige, in dessen Gesetzmäßigkeit wir alle Elemente, die in der modernen Welt gären, einströmen lassen. Wir müssen eine großzügige Synthese anstreben.“ Dieses Ziel trachten La nouvelle revue française, La revue critique et des idées und L'Esprit nouveau zu erreichen. L'esprit nouveau hat eine Kunstrichtung: Le Purisme ins Leben gerufen, der sie sowohl kunstästhetisierend als durch Abbildungen puristischer Bilder Freunde werben will. Einige Schriften, in denen dieser Kampf zum Ausdruck kommt, seien namentlich aufgeführt: Ernest Raynaud, „La mêlée symboliste“; Pierre Lasserre, „Les chapelles littéraires“; derselbe „Le romantisme français“; Ernest Seilliere, „Les origines romanesques de la politique et de la morale romantique“; Charles Maurras, „Le chemin de Paradis“; Schlumberger, „La mort de Sparte“; René Gillouini, „Une nouvelle philosophie de l'histoire moderne et française“; Henri Bordeaux, „La résurrection de la chair“; Paul Gaultier, „Les maîtres de la pensée française“; André Gide, „Paludes“ usw.

Wenn auch der Klassizismus das Ideal des nationalen Blocks ist und der nationale Block drei Viertel des geistigen Frankreichs besetzt hat, so haben die Romantiker, Individualisten, Sozialisten und Bolschewisten doch auch im vergangenen Jahre ihre Stimmen erhoben. Allerdings die hoffnungsvollste apolitische, auf internationalen Geistesaustausch eingestellte Gruppe:

La Clarté hat sich vom Bolschewismus einfangen lassen. Sie kann in dieser Gesamtschau infolgedessen übergangen werden. Die übrigen Gruppen und Grüppchen stehen vereinzelt da, so daß ich mich darauf beschränke, aus diesen Kreisen einzelne Schriften hervorzuheben.

Romain Rolland hat ein neues Buch herausgegeben: „Clérembault, histoire d'une conscience libre", ein politischer Roman aus der Kriegszeit. Der Held entwickelt sich vom Chauvinisten zu freiheitlicher Gesinnung und wird von Nationalisten ermordet. Die Gleichsetzung seines kleinen Märtyrertums mit Jesus Christus ist mehr als gewagt. Das Buch ist als Kulturdokument nicht ohne Interesse, als dichterische Erfindung und Gestaltung matt.

Georges Duhamel hat ein zartes, lyrisches Buch: „Bekenntnisse um Mitternacht" geschrieben, die Geschichte eines schlichten, vielfältig gehemmten Mannes aus dem Volke, der das Leben nicht zu meistern versteht.

Pierre Mac Orlan hat ein geistreiches Handbuch des vollkommenen Abenteurers herausgegeben.

Ein erfolgreicher Roman des letzten Jahres ist „Femme" von Magdeleine Marx, der Führerin der Clarté. „Femme" ist ein Bekenntnisbuch, ein ununterbrochener Monolog, eine Auseinandersetzung der aufrichtigen Frauenseele mit sich selbst, mit ihren Erfahrungen und Erschütterungen. Die eigentlichen Begebnisse beschränken sich auf kurze Szenen. Die Menschen, die durch das Buch gehen, bleiben ungreifbar wie Gebilde der Seele. Da aber nirgends

Kampf und Schmerz deutlich werden, da die Frau ohne Hemmungen von Mann zu Mann gleitet, so fehlt dem Buch die Gestaltung eines Schicksals und damit das letzte und bedeutungsvolle Menschentum.

Marcel Proust hat einen neuen Band seines Romans: „A la recherche du temps perdu" unter dem Titel „Le côté de Guermantes" herausgegeben, eine Liebesgeschichte, die sich tausendfach verzweigt und verästelt, vorgetragen in einem krausen, malerischen Stil.

Von Pierre Hamp erschien ein Spielerroman: „Les chercheurs d'or", der in Paris, London und Wien spielt.

Lucie Cousturier hat eine farbige Erzählung: „Des inconnus chez moi" geschrieben, Marguerite Andoux die romanartige Darstellung des Schicksals einer kleinen Arbeiterin: „L'Atelier de Marie Claire". Der berner Romanist Gonjague Reynold veröffentlichte eine bedeutende Baudelaire-Monographie, Ambroise Got eine Studie über Henri Becque; Elie Faure eine kühne und herausfordernde Auffassung von Napoleon.

Von besonderer Kraft erscheint der Roman „Le bracelet rompu" von Charles Maurice Chenu, ein Buch von warmer Menschlichkeit, starker Schicksalserfassung, präziser und fertiger Form und sanft ausklingender Melancholie. Das Buch behandelt die Liebesgeschichte zwischen einem adligen Frontsoldaten und einer pariser Kaufmannstochter während des Krieges. Der Krieg ist nur die Folie, vor dem sich dieses Liebesdrama entrollt.

Als freie, politisch ungebundene Zeitschriften bewährten sich im letzten Jahre „La vie des Lettres“, „Les cahiers d'aujourd'hui“, „Les cahiers idéalistes“, „Images de Paris“, „Le monde nouveau“, „La littérature populaire“. Von den älteren und mondäneren Schriftstellern sind folgende Werke hervorzuheben: Paul Bourget, „Mon cher Tommy“, „Anomalies“; J. H. Rosny, „La douanière Tsarine“; Luci Delaru-Mardrus, „Les trois lys“; Maurice Renard, „Le péril bleu“; Claude Farrère, „Les condamnés à mort“; Collette, „Chéri“; Claude Anet, „Ariane, jeune fille russe“. Folgende Theaterstücke hatten im letzten Jahre besonderen Erfolg: „La belle aventure“ von C. A. de Caillavet und R. de Flers im Théâtre Athénée; „Madame Colibri“ von Henri Bataille in der Comédie française; „Le cocu magnifique“ von F. Crommelynk im Odéon; „La Bataille“ von Claude Farrère im Théâtre Antoine.

Im Oeuvre wurden die Gläubiger von Strindberg, Elektra von Hugo von Hofmannsthal, in der Comédie Montaigne Shaws Comédie du génie, im Théâtre Moncey ein Stück von Andrejeff, im Théâtre du vieux colombier und im Odéon einige Stücke von Shakespeare aufgeführt. Viele englische Bücher erschienen in französischer Sprache; hauptsächlich Werke von Meredith, Stevenson, Butlar, Wells und Conrad. Rabindranath Tagore hat in Frankreich einen großen Erfolg. Mehrere Bücher von Knut Hamsun sind französisch erschienen. Aus

der deutschen Literatur wurden übersetzt: Alle militärischen und politischen Schriften, die den Zielen der französischen Politik zu dienen vermögen; ferner Bernhard Kellermann, „Der Tunnel", Waldemar Bonsels, „Die Biene Maja". La revue germanique, La revue critique des idées et des livres, La nouvelle revue française. L'esprit nouveau veröffentlichten gelegentlich Berichte über das deutsche Schrifttum ohne feindselige Voreingenommenheit. Der Buchhandel hat sich von den Folgen des Krieges erholt. Die Papierpreise sind gesunken. Es sind im letzten Jahre etwa hundert sehr schöne Luxusdrucke in Frankreich erschienen, hauptsächlich in den Verlagshäusern: La sirène, Georges Crès, La nouvelle revue française, Lucien Vogel, G. Simon, Librairie des Bibliophiles.





Ludwig Gorm

Die italienische Literatur des Jahres

Die Entwicklung des letzten Jahres hat einen entschiedenen Schritt von der Kriegszeit fort getan. Nicht bloß im Stofflichen, auch in der Gesinnung. Am charakteristischsten prägt sich dies darin aus, daß die idealistische Philosophie die Jugend gewinnt und damit Männer wie Benedetto Croce und Giovanni Gentile ihre anerkannten Führer werden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nun bedeutende philosophische Leistungen auf den Plan getreten seien. Eine eigentümliche Gedankenrichtung repräsentiert der Soziologe V. Pareto, welcher die Bedeutung des Gefühlslebens für den Aufbau der Gesellschaft in einer bisher unbekannten Schärfe betont. Die Wendung zur positiven Religion vollzieht der bekannte Kritiker G. Papini in seiner Geschichte Christi. Eine Ästhetik auf skeptischer Grundlage gibt G. Rensi.

Auch soll nicht gesagt sein, daß die idealistische Richtung sich auf dem Gebiete der Dichtung bereits

durchgesetzt habe. Nach wie vor laufen hier sehr verschiedenartige Strömungen durcheinander. Der absolute Idealismus erweist seine Stärke viel mehr im Kampfe um die Schule und die nationale Erziehung, ihm dient vor allem die Zeitschrift „L'educazione nationale". In der Literatur sind als Hauptbewegungen die Ausläufer des Naturalismus, der Regionalismus und die eigentliche Moderne zu unterscheiden. Die letztere trägt einen mehr weltbürgerlichen, weniger religiösen Charakter als bei uns in Deutschland.

Am ausgeprägtesten zeigen sich diese Strömungen naturgemäß im Roman und in der Novelle. Als eine Abart des Materialismus ist die erotische Erzählung zu betrachten, die der Quantität nach alles andere überflutet. Wenn hier ein Name genannt werden soll, so ist es der Guido da Veronas, über den die Urteile so weit auseinandergehen, daß ihn die einen als Dichter, die andern als einen Geschäftsmann bezeichnen. Auf dem Gebiete ernsthaft zu wertender Literatur vertreten den Naturalismus autobiographischer Richtung T. Murri, denjenigen, der zur Erde zurückstrebt M. Borsi, den historisch-kulturgeschichtlichen A. Cipolla, endlich den psychologischen G. A. Borgese.

Als Regionalismus bezeichnen die Italiener jene Seelenverfassung, die aus der Erde, den Sitten, den Empfindungen einer bestimmten Heimatgegend die Antriebe ihres Schaffens erhält. Enge und Tiefe

zugleich sind ihre Merkmale. Ihre Produkte sind keineswegs die schlechtesten oder unbedeutendsten. M. Saponaro, D. Brocchi, Gr. Deledda, B. Cicognani, G. Gozzano sind ihre maßgebenden Vertreter, der letztere zugleich wichtig, weil er jene Gruppe repräsentiert, die sich ganz den kleinen, unscheinbaren Dingen des Alltags ergibt.

Als Vertreter der Moderne im besten Sinne erscheinen A. Panzini und F. Tozzi, von welchen neue Werke herausgekommen sind. Panzini ist ein rastloser, ruheloser Weiser, nicht abgeklärt, sondern von allen Reizen der Gegenwart durchrüttelt, aber sie alle durchschauend und mit dem, im letzten Sinne gütigen, Lächeln des Wissenden darstellend. Tozzi hat den unbarmherzigen Kampf irdischen Daseins bis in die innersten Fasern erlebt und schildert ihn mit harter, stählerner, kristallklarer Kraft.

Weniger durchsichtig sind die Richtungen auf den Gebieten des Dramas und der Lyrik, wo die Einzelpersönlichkeit in ihrem Kampfe um die Formhöhe bestimmender hervortritt. Das Drama hat durch den Tod E. L. Morsellis einen schweren Verlust erlitten. Nunmehr scheint L. Pirandello am bedeutendsten. Er ist merkwürdig in der Wahl seiner Probleme. Er sucht sie an der Grenze des Wahrscheinlichen und zwingt sie von da aus durch die Gewalt, mit der er die Handlung aufbaut und die Charaktere hart gegen hart in einem nach romanischer Art bis zur Rhetorik getriebenen Dialog

nebeneinander setzt. C. Lodovici hat es in einem wortkargen, in der Kriegsgefangenschaft entstandenen, Stück unternommen, eine seelische Katastrophe unter dem Schleier alltäglichster Worte und Ereignisse durchzuführen.

In der Lyrik fehlt Größe. Neben absoluter Formlosigkeit (S. Aleramo) gehen Nachfolger der Romantik (C. Govoni) und Verehrer des Alltags (M. Moretti und G. Gozzani) einher. G. Zucca zwingt den Schmerz des in sich selbst gebannten Ich in einen zuckenden Kreis. Wundervoll musikalisch sind die Gedichte A. Orvietos; das Gegenständliche verschwindet in einer Welt von Tönen, in der seelische Ereignisse leuchten und schwingen; seine Sprachkunst ist nicht Spiel, sondern edles Gleichnis.

Weniger als in anderen Ländern gruppiert sich das literarische Leben Italiens um einzelne Zeitschriften. „La Ronda“ tritt für Tradition ohne Nachahmung ein, sucht Verbindung mit Leopardi und Manzoni, erweitert ihren Kreis durch Aufnahme fremdländischen Schrifttums. „Valori plastici“ sind expressionistisch, jedoch maßvoll, im Sinne mystischer Abstraktion, sie stehen in besonders naher Beziehung zu Frankreich, sind jedoch auch mit den Gleichstrebenden in Deutschland liiert. „I libri del giorno“ — eigentlich eine Propagandagründung des Verlages Fratelli Treves — sind vorzüglich der Krikik gewidmet.

Als erfreuliches Zeichen sei gebucht, daß alle diese Zeitschriften über das geistige Leben Deutschlands

berichten, zum Teil auch deutsche Mitarbeiter haben. Im Anschlusse daran möge die Übersetzertätigkeit des jungen Gelehrten V. Errante erwähnt sein, der sich ganz dem Purpurstrom deutscher Dichtung vertraut hat. Seine zunächst Heine, Grillparzer und Lenau gewidmete Tätigkeit muß als Zeugnis liebevollsten und eindringenden Studiums und hohen Könnens anerkannt werden.

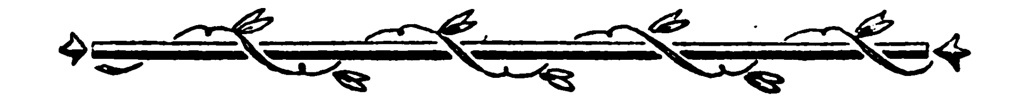
Aus dem Gebiet der Literatur- und Kunstwissenschaft sind hervorzuheben E. Donadonis „Torquato Tasso" und M. L. Patrizis „Caravaggio". Das letztere Werk kommt durch Anwendung psychophysiologischer Forschungsmethoden zu sehr interessanten Resultaten über die Einheit des Charakters und der Malerei.

Die Geschichtsforschung im engeren Sinne scheint kein theoretisches Werk von Bedeutung hervorgebracht zu haben. In der Einzelforschung steht das Interesse für das Risorgimento und das für das Mittelalter voran. Ein umfassendes, reiches, auf die Gesamtheit der Dokumente gegründetes Buch ist J. Raulich „Storia del risorgimento politico d'Italia", von dem der erste Band (1815—1830) vorliegt. Von besonderem Interesse für deutsche Leser dürfte G. Portigliottis „I Borgia" sein, welches seinen Gegenstand von dem Gesichtspunkt des Psychiaters behandelt.

Zusammenfassend läßt sich sagen: die Dichtung wendet sich von den oberflächlichen Ereignissen des

Tages ab, um die bleibenden Gründe menschlichen Geschehens zu gestalten. Der italienische Geist streckt sich in die Höhen metaphysischer Gebiete, in die Tiefen naturgebundenen Seins, in die Weite europäischer Gemeinschaft. Dieses im Vorjahre noch ungewisse Ergebnis läßt sich aus der Produktion des eben abgelaufenen Zeitraums feststellen.





Arthur Luther

Die russische Literatur der bolschewistischen Zeit

Über dem russischen Schrifttum von heute lastet ein zweifacher Druck — ein materieller und ein geistiger. Preissteigerung, Papiernot, Einstellung des Verkehrs einerseits, bolschewistischer Terror andrerseits. Und — seltsam, aber wahr! — der geistige Zwang wäre immer noch leichter zu ertragen als der materielle. Denn an ihn ist man in Rußland noch aus den zaristischen Zeiten her gewöhnt, und in langen Jahrzehnten hat man unzählige Mittel und Wege gefunden, die strengsten Zensurverbote zu umgehen und die „gefährlichsten" Schriften doch zu drucken. Aber alle diese Mittel versagen heute, weil der geistige und der materielle Zwang in einer Weise Hand in Hand gehen, wie das im vorbolschewistischen Rußland nie der Fall gewesen ist. Wer heute sein Leben in Rußland notdürftig fristen will, muß Schieber oder Staatsbeamter sein, und es ist begreiflich, daß der Dichter den letzten Beruf immer noch vorzieht und sich, weit öfter der Not gehorchend als dem eignen Trieb, in

den Dienst des kommunistischen Staates stellt, der ihm nun bei jeder Unbotmäßigkeit den Brotkorb höher hängen kann. Daß das Leben in Rußland auch unter den günstigsten Verhältnissen an die körperliche Leistungsfähigkeit des Einzelnen Anforderungen stellt, denen gerade der geistige Arbeiter kaum gewachsen ist, sei nur beiläufig erwähnt. So werden Schaffensfreude und Schaffenskraft durch den ewigen Kampf mit der „Tücke des Objekts" gelähmt, und wer nicht gerade ein überzeugter Anhänger des Bolschewismus ist oder ein so gewandter Politiker, daß er sich trotz allem mit den Machthabern gut zu stellen gewußt hat, der wandert aus. Leonid Andrejew, der 1905 zu den Mitbegründern der bolschewistischen Partei gehört hatte, war nach dem Umsturz nach Finnland ausgewandert und ist hier gestorben. Seine letzten Briefe und Tagebuchaufzeichnungen — dichterisch hat er nach dem auch bei uns bekannten „Joch des Krieges" nichts mehr hervorgebracht — zeigen einen völlig aus dem seelischen Gleichgewicht gekommenen Menschen. Dmitrij Mereschkowskij, der im Bolschewismus den „Antichrist", d. h. die Verzerrung der wahren, als mystisch-religiöse Bewegung aufgefaßten Revolution, sieht, befindet sich in Paris; seinen Roman „Die Dekabristen" hat er noch vor der Revolution zum Abschluß gebracht. Mit ihm befindet sich seine Gattin Sinaida Hippius, deren „Petersburger Tagebuch" — Auszüge daraus erschienen deutsch im Feuilleton der „Münchener Neuesten Nachrichten" —

wohl die leidenschaftlichste Anklage gegen den Bolschewismus ist. Aber auch politisch ganz indifferente Dichter, reine Künstler, wie Iwan Bunin (Paris), der Lyriker Igor Sewerjanin (Estland) und Konstantin Balmont (Paris) haben Sowjetrußland den Rücken gekehrt. Einige wenige, wie Walerij Brjussow, Sergej Gorodezkij, Alexander Serafimowitsch, haben sich sofort der bolschewistischen Regierung zur Verfügung gestellt. Am meisten überrascht ist man, Brjussow in dieser Gesellschaft zu sehen; dieser reine „Parnassien", der in seinen letzten Büchern oft mehr Künsteler als Künstler schien, steht heute an der Spitze des „Verbandes proletarischer Dichter" und spottet in einem „Invektive" betitelten Gedicht über die „Phantasten und Ästheten", die wohl von der Revolution träumen konnten, aber nun, da sie Tatsache geworden, entsetzt sind und wehmütigen Blicks nach dem gelobten Land der Vergangenheit zurückschauen. In der Form ist dieses Gedicht jedoch ganz und gar der alte Brjussow, und noch seltsamer berührt des Dichters 1919 erschienener Lyrikband „Versuche", — Gedichte, die ein glänzender Beweis für die unglaubliche Sprachgewalt und Sprachgewandtheit ihres Verfassers sind, denn es wird hier mit allen möglichen Metren, Strophenformen, Reimverschlingungen experimentiert und gespielt, von denen sich aber keine Brücke zu dem gegenwärtigen tragischen Erleben des russischen Volkes schlagen läßt.

Mitten in diesem Erleben drin stand Alexander

Block, dessen Name heute in Deutschland erst wirklich bekannt geworden ist, obgleich er schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege als der tiefste und eigenartigste Lyriker Rußlands galt. Seinen internationalen Ruhm verdankte Block der kleinen Dichtung „Die Zwölf", von der wir bereits drei gelungene deutsche Übersetzungen besitzen: die erste, von Arnold Ulitz, erschien im „Neuen Merkur", die zweite, von Reinhold v. Walter, als Einzelausgabe im berliner Verlag „Skythen", die dritte, von Wolfgang E. Groeger, befindet sich noch im Druck. In dem Bilde der zwölf Rotgardisten, die durch die Straßen des verwüsteten Petersburg stampfen und denen unsichtbar der Heiland voranschreitet, schien der Dichter wirklich die „Seele der russischen Revolution" erfaßt zu haben; diese Zwölf sind rohe Verbrecher, Menschen, die nicht wissen was sie tun, und doch die Bahnbrecher einer neuen Zeit, die sich durch Blut und Schmutz emporringen will.

Neue Talente scheint der Bolschewismus bisher nicht hervorgebracht zu haben. Die proletarischen Dichter, deren sich Brjussow jetzt so liebevoll annimmt, singen von Freiheit und Arbeit, von der schwieligen Faust des Proletariers und der Gemeinheit des Ausbeuters in einem Stil, der ein halbes Jahrhundert zurückliegt; es ist die alte Tendenzpoesie, bei der nur der Charakter und nicht das Talent ausschlaggebend ist, die man vor etwa zwanzig Jahren in Rußland überwunden zu haben glaubte und die nun wieder

Auferstehung feiert. Eigenartiger sind Dichter wie Nikolaj Kljujew und Sergej Jessenin, deren Lyrik ein eigentümliches Gemisch von religiöser Mystik und revolutionärem Ingrimm gegen alle Kultur und Zivilisation darstellt. Ihre Gedankenkreise berühren sich eng mit denen der verschiedenen orgiastischen Sekten, an denen Rußland so reich ist; von hier stammt auch ihre Inbrunst und ihre ebenso seltsamen wie kühnen Bilder; zu alledem kommt dann noch ein sehr starkes, heidnisch-primitives Naturempfinden. Aber auch diese Poesie ist nicht auf dem Boden des Bolschewismus gewachsen; Kljujew vor allem gibt in seinen nachrevolutionären Gedichten nicht mehr und nichts wesentlich anderes als was er vor 1914 schon gegeben hat. Kaum ernst zu nehmen sind endlich die „Futuristen", „Imaginisten", „Expressionisten" Majakowskij, Scherschenewitsch u. a., die schon vor dem Kriege durch ihre Verrücktheiten Aufsehen erregten, und die nach dem Umsturz sich eine Zeitlang als die offiziellen Dichter der neuen großen Zeit gebärdeten, von denen aber auch die krassesten Bolschewisten nach und nach abrücken. Es ist auch kaum möglich, sie ernst zu nehmen, und man wundert sich bloß, daß sich in Rußland noch Papier findet für Ergüsse wie: „Wenn ihr einen Weißgardisten findet, so stellt ihr ihn an die Wand. Aber Raffael habt ihr vergessen? Es ist Zeit, daß die Kugeln an die Mauern der Museen schmettern. Warum ist Puschkin noch nicht angegriffen?" (Majakowskij). Oder: „Ich

bete die Coeur-Dame im Kartenspiel an und trage die Heiligenbilder zum Trödler, und aus der obszönen Aufschrift am Zaune mache ich einen heiligen Psalm". (Scherschenewitsch).

Charakteristisch ist die Tatsache, daß die jüngste russische Dichtung sich fast ausschließlich auf Lyrik und die kurze Skizze beschränkt. Das mag zum Teil daran liegen, daß das Druckpapier für umfangreiche Romane nicht reicht, aber sicher erklärt es sich auch aus den Lebensverhältnissen der Dichter, denen einfach die Konzentrationsfähigkeit, wie sie ein umfangreiches Werk voraussetzt, abhanden gekommen ist. Es ist doch auffallend, daß unter den ausgewanderten Schriftstellern die Romandichter stark überwiegen. Außer den schon genannten Mereschkowskij, Hippius, Bunin wäre noch Alexander Kuprin zu nennen, der ebenfalls in Paris lebt, ferner Graf Alexej Tolstoj (Paris), dessen großer Roman „Der Marterweg" wohl als erster gelungener Versuch bezeichnet werden kann, die russische Gegenwart künstlerisch zu bewältigen; S. Sergejew-Zenskij, der bis 1920 in der Krim lebte, und dessen große Erzählung „Gemengsel" ein grelles und eindringliches Bild der Revolution in der Flotte malt; der 84-jährige Peter Boborykin, den man schon mehrmals todgesagt hatte, der aber — angeblich in sehr traurigen Verhältnissen — in der Schweiz lebt und an einem Roman „Die gemeinsame Sache" arbeitet, in dem er sich auf seine Weise mit der Gegenwart auseinanderzusetzen sucht; Iwan Schmelew,

der wie Sergejew-Zenskij sich aus Räterußland in die Krim zurückgezogen hatte und neuerdings eine Reihe kurzer, ungemein anschaulicher, auch durch ihre sprachliche Vollendung fesselnder allegorisch-politischer Märchen veröffentlicht hat; ein homo novus ist der General P. Krasnow, den die Fülle des persönlichen Erlebens zur Feder greifen ließ. Sein zweibändiger Roman „Vom zweiköpfigen Adler zur roten Fahne", der in Berlin erschienen ist, wurde schon mit Tolstojs „Krieg und Frieden" verglichen. Weder der Kunstwert noch der Ideengehalt des Krasnowschen Werkes rechtfertigen den Vergleich, aber als Dokument der Zeit verdient dieses Gemisch von Dichtung und Wahrheit mit seiner überaus lebendigen Schilderung des dem Verfasser vertrauten höfischen und militärischen Milieus unzweifelhaft Beachtung.

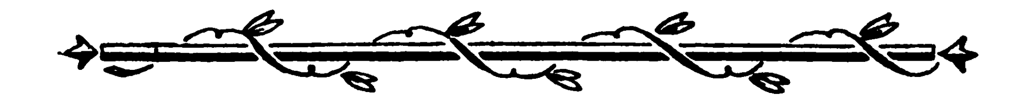
Wie groß die Zahl der russischen Emigranten ist, sieht man am besten an der Unmenge russischer Zeitschriften und Zeitungen, die heute an allen Enden der Welt, von Shanghai bis Sofia und von Neuyork bis Stockholm erscheinen, und an den Riesenauflagen, mit denen die russischen Buchverleger in Berlin, Paris, Prag usw. arbeiten. Dabei wird gar nicht einmal auf Absatz auch in Sowjetrußland gerechnet, denn die Bücher und Zeitschriften werden fast alle in der „alten" russischen Orthographie gedruckt, die von der neuen vereinfachten, schon 1917, noch vor dem bolschewistischen Umsturz offiziell eingeführten Rechtschreibung abweicht. Auffallend ist, daß mit

fast noch größerem Eifer als die neueste Literatur die russischen Klassiker gepflegt werden. Es genügt, auf die schon über 60 Bände umfassende „Russische Bibliothek“ des alten berliner Verlags J. P. Ladyschnikow und die noch nicht so weit vorgeschrittene Klassikerserie des mit Ullstein verbundenen Verlags „Slowo“ hinzuweisen. Dieser Eifer, mit dem die ausgewanderten Russen ihre großen Dichter pflegen, macht geradezu den Eindruck, als fürchte man, die kostbaren Geistesschätze könnten in dem Wirrwarr daheim ganz verloren gehen. Und die Befürchtung ist vielleicht wirklich nicht so ganz unbegründet. Wohl las man auch in deutschen Blättern viel von dem großartigen Plane Maxim Gorkijs, alle Meisterwerke der Weltliteratur dem russischen Leser in guten Übersetzungen und billigen Ausgaben zugänglich zu machen, aber man hört sehr wenig davon, daß dieser Plan auch nur teilweise verwirklicht worden wäre. Man hat vielmehr den Eindruck, als ob es Gorkij, der aus einem erbitterten Gegner der Bolschewisten zu ihrem Genossen geworden ist, weniger darum zu tun wäre, der geistigen Not des russischen Lesers als der materiellen des russischen Schriftstellers zu steuern. Denn an dem Unternehmen beschäftigt sind so gut wie alle russischen Schriftsteller, die es nicht ganz und gar mit der Regierung verdorben haben. Fedor Sologub hat es übernommen, Arthur Schnitzlers Werke herauszugeben, und W. Weressajew übersetzt die antiken Lyriker. Und so sind noch viele andere am Werk,

aber keiner weiß, ob und wann seine Arbeiten gedruckt werden.

Und wenn das Werk auch gedruckt ist, so ist damit noch nichts für seine Verbreitung getan. Der Kommunismus versorgt vor allem die öffentlichen Bibliotheken mit Büchern, aber Zahl und Organisation dieser Bibliotheken sind derart, daß die Wünsche der Lesehungrigen nur ausnahmsweise befriedigt werden können; will man sich aber ein Buch anschaffen, so bedarf es einer behördlichen Genehmigung; es kostet unsägliche Mühe und Zeit, bis man sie erhält, und dann muß man wieder Monate lang warten, bis man das Buch selbst in Händen hat. So ist vor allem die Provinz des wichtigsten Bildungsmittels fast völlig beraubt, und da Krieg und Revolution den größten Teil der immer nur spärlich gesäten intelligenten Kräfte weggefegt haben, ist der allgemeine Kulturrückgang enorm, — und alle von optimistischen Reisenden, die nicht über Petersburg und Moskau hinausgekommen sind, gepriesenen Bemühungen der bolschewistischen Regierung um das Bildungswesen können ihn nicht aufhalten.





Das meistgelesene Buch

Eine Anfrage an Volksbüchereien und eine vorläufige Antwort

Die Redaktion unseres Jahrbuches hat bei einer großen Zahl volkstümlicher deutscher Büchereien (Stadtbüchereien und Lesehallen) eine Umfrage veranstaltet, welches die meistgelesenen Bücher auf schönwissenschaftlichem Gebiet (Romane und Novellen) in Volksbüchereien im Laufe des letzten Jahres (Oktober 1920 bis Juli 1921) waren. Wie uns nachträglich klargeworden ist, hatten wir dabei nicht bedacht, daß die Tatsache der Meistgelesenheit eines Autors oder eines Werkes der schönen Literatur sozusagen die Diagonale im Parallelogramm zweier Kräfte darstellt, nämlich des literarischen Massengeschmacks und der literarischen Mode einerseits und der literarisch-pädagogischen Bemühungen der Büchereien (besonders durch Anschaffungspolitik und Leserberatung) andererseits, und daß zwar jener Faktor nach Stärke und Richtung überall — von gelegentlichen Wirkungen örtlicher „Aktualitäten" abgesehen — ungefähr gleich ist, daß aber dieser nach Stärke, Geschicklichkeit und

Planmäßigkeit sehr vielfach abgewandelt ist. Die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der eingegangenen Antworten hat uns dann davon überzeugt, daß wir das nächstemal unsere Umfrage auf eine andere Grundlage stellen müssen, so daß unsere Leser erfahren, welche Autoren (bzw. Bücher) von der Leserschaft unserer volkstümlichen Büchereien gegenwärtig am meisten verlangt und welche von den Büchereien selbst am meisten gepflegt werden. Vielleicht ergibt sich dann im Laufe der Jahre auch weiterhin die Möglichkeit, die Büchereien zu einer Materialsammlung zu gewinnen, die einen Einblick in die Erfolge und Nichterfolge ihrer literarisch-pädagogischen Bemühungen eröffnet, eine Frage, der die literarische Öffentlichkeit in Deutschland noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkt.

Soweit die diesmal eingegangenen Antworten einen Überblick ermöglichen, bevorzugt der Massengeschmack zurzeit folgende deutsche und ausländische Autoren, die wir ungefähr nach der Meistgelesenheit aufführen:

Herzog, Ganghofer, Heer, Boy-Ed, Lauff, Eschstruth, Stratz, Zahn, Freytag, Viebig, Paul Keller, Löns, Bonsels, Brausewetter, Fedor und Hanns von Zobeltitz, Speckmann, Gerstäcker, Voß, Sudermann, Dahn, Frenssen, Schreckenbach.

Tagore, Rolland, Dostojewski, Tolstoi, Strindberg, Dumas.

Als besondere Modebücher traten dabei hervor:

Günther: Die Heilige und ihr Narr. Löns: Das

zweite Gesicht (infolge des Erscheinens der intimpersönlichen Erinnerungen der Heldin, Swaantje Swantenius). Herzog: Die Buben der Frau Opterberg (als „letzte Neuheit"). Rosner: Der König. Freytag: Soll und Haben.

Als vielgelesene Autoren erscheinen in den Angaben einzelner Büchereien, zweifellos infolge der Ausleihepädagogik dieser Institute, außerdem noch folgende Autoren:

Ebner-Eschenbach, Diers, Niese, Böhlau, Jakobs, Dreyer, Fock, Eyth, Fontane, Hans Hoffmann, Voigt-Diederichs, Gerhart Hauptmann, Hesse, Friedrich Huch, Schäfer, Emil Strauß, Kolbenheyer.





Die deutsche Literatur des Jahres

Das Drama

Das Theaterjahr ist an bleibenden und bedeutenden Erscheinungen bettelarm gewesen. Wohl erkennt man ein Sichregen der Kräfte, aber das Ziel eindrucksvoller Gestaltung und sicherer Bühnenwirkung bleibt fern.

Die noch gestern viel zu versprechen schienen, blieben heute viel schuldig. Doch ist es geboten, der neuesten Werke anerkannter Bühnendichter zunächst zu gedenken, soweit sie im abgelaufenen Jahr eine Uraufführung erfuhren:

1. Kain. Ein mythisches Gedicht. Von Anton Wildgans. (Uraufführung im Stadttheater Rostock am 12. Januar 1921.)
2. Der Weg zur Macht. Drama in drei Akten. Von Heinrich Mann. (Uraufführung im Residenz-Theater München Oktober 1920.)
3. Der entfesselte Zeitgenosse. Lustspiel in drei Akten. Von Carl Sternheim. (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 17. Februar 1921.)
4. Gas. (Zweiter Teil.) Von Georg Kaiser. (Reichsdeutsche Uraufführung des Schauspiels in drei Akten im Frankfurter Neuen Theater am 13. November 1920.)
5. Europa. Tanz und Spiel in fünf Aufzügen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Großen Schauspielhaus Berlin am 5. November 1920.)

6. **Möller Hildebrand.** Schauspiel in vier Akten. Von **Max Dreyer.** (Uraufführung durch die „Niederdeutsche Bühne" im Thaliatheater Hamburg am 23. November 1920.)

7. **Am Glockenturm.** Schauspiel. Von René **Schickele.** (Uraufführung im Saarbrücker Schauspielhaus am 17. Oktober 1920.)

8. **Warbeck.** Tragödie. Von Hermann **Burte.** (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 25. September 1920.)

Von Anton **Wildgans'** „Kain" sagt Emil Utitz: „Das Drama versucht — allzu deutlich — zu weltmythischer Weite und Menschheitstragik anzuschwellen. Aber trotz großer sprachlicher und gedanklicher Schönheiten scheitert es an naturalistischer Befangenheit. Eine Vielzahl psychologisierender Motive klingt an und stört die Reinheit der Linienführung. Kains breit ausgemalter Charakter steuert folgerichtig in eine Paranoia hinein, die in Verfolgungs- und Größenwahn sich entlädt. Und das Weltanschauungsdrama wird schließlich Persönlichkeitsstudie, die lyrisch und lehrhaft zugleich der weite mythische Mantel umkleidet." — Anerkennend äußert sich E. A. Greeven über Heinrich **Manns** „Der Weg zur Macht": „Nach so viel Überschwang der Jüngsten: Kühle; nach so viel aufgeblasener Menschlichkeit: Theater; nach so viel expressionistischem Wollen: messerscharfes Können. Man ist Heinrich Mann dankbar dafür. — Der junge General Bonaparte beschreitet den Weg zur Macht. Arm und noch unbekannt, hungrig und ehrgeizig, geschüttelt vom Begehren nach Frauen und Macht. Vorwärtsgestoßen von seinem Daimonion. Schreitet er? — Schreitet er wie ein ‚Held'? — Er schwankt und tastet, seiner selbst unsicher, gehemmt für Augenblicke von moralischen Bedenken, die zur Phrase kippen; gehemmt von der Erregbarkeit und Schwäche zerquälter Nerven. Er tastet zwischen Jakobinern, Royalisten, falsch gegen beide, treu nur seiner Sendung. Unbeirrbar stark nur im Instinkt für alles seiner Karriere Förderliche.

Ein Ehrgeiziger aus der Tiefe, dessen stärkstes Palladium in der Selbsterkenntnis liegt: meiner ist niemand sicher!" — Skeptisch spricht sich Bernhard Diebold über Carl Sternheims „Der entfesselte Zeitgenosse" aus: „Der Fehler des gegen den früheren Sternheim recht witzarmen Stückes ist: seine Vernünftigkeit. Gegen Kälte geht der kalte Sternheim mit Kälte vor. Er beweist das unbeweisliche, einzig allein nur zu gestaltende Gefühl. Mit Logik schwärmt er gegen die Logik. Danach sehen auch seine armen Menschen aus. Erdachte Skelette und als solche nur durch den nackten Sprachstil und die Mechanik ihrer Handlungsweise vor dem Vorwurf geschützt: unfreiwilliges Gespenst zu sein." — Auch dem zweiten Teil von Georg Kaisers „Gas" gegenüber tritt Bernhard Diebold nicht aus seiner Reserve heraus: „Kaiser hat es in seiner Dramenfolge nun mit allen Rezepten versucht. Er diskreditiert sich durch sein Experimentieren. Seine Sozialdramen wirken wie Versuche; wie Rechenexempel: geht es, oder geht es nicht? Gewöhnlich geht es nicht; und das ist dann tragisch. Wie er aber rechnet, wie er von aller Wortstimmung absieht, seine Begriffe in Gleichungen einsetzt und ein X, das große Unbekannte, an die interessantesten Stellen plaziert; wie er nach den Gleichungen Szenen baut und diese Szenen in ein dreiaktiges Gerüst von genauester Symmetrie einschachtelt — das bleibt zu bestaunen, obwohl es mit wirklicher Dichtung nichts zu tun hat." — Kaisers „Europa" beurteilt Ernst Heilborn völlig ablehnend: „Diese ‚Europa' von Georg Kaiser ist der zweite Akt seiner ‚Sorina': wieder hat sich Georg Kaiser in der Travestie versucht, und das Ergebnis blieb das gleiche. Auch die eine Eigenschaft, die er besaß und an der kein Zweifel rühren konnte, Bühnentechnik, hat ihn hier verlassen. Und um seine und in seiner ‚Europa' ist die Leere." — Nicht ohne eine gewisse Anerkennung spricht Carl Müller-Rastatt über Max Dreyers „Möller Hildebrand": „Die Bezeichnung ‚Schauspiel' ist bei diesem Werk irreführend. Was Dreyer hier gibt, ist ein richtiges, tüchtiges Volksstück, schlicht und gradlinig

zugehauen, in jeder Szene den Kenner niederdeutscher Menschen und ihrer Charakter- und Sinnes-Art verratend. Vor allem ist der Titelheld aus fernechtem Holz geschnitzt, ein steifnackiger zäher Kerl, der mit seinem Recht steht und fällt, ein Michael Kohlhaas von der Wasserkante. Glaubt er das Recht für sich zu haben, so hat der Rittergutsbesitzer, mit dem er im Kampf liegt, für sich die Macht. Die Kontrastfiguren sind, wie das im Volksstück nicht anders sein kann, im Schwarzweißstil gehalten." — René Schickeles Bühnenwerk „Am Glockenturm" wird von Hermann Ginzel sympathisch beurteilt: „Das saarbrücker Schauspielhaus brachte René Schickeles Bühnenwerk ‚Am Glockenturm', das seinerzeit in den ‚Weißen Blättern' erschien, als Uraufführung heraus. Schickele nennt es: Ein Schauspiel. Vielleicht ist diese Bezeichnung nicht ganz berechtigt. Die Technik des ‚Hans im Schnakenloch' besitzt es nicht. Schickele steht auf neuem, modernem Boden. Mehrere Handlungen sind lose, traumhaft, visionär aneinandergereiht. Filmartig rollt das Geschehen vor uns ab. Um jede Person des Stückes kristallisieren sich eine Reihe geistiger Extrakte, die dem Ganzen teilweise lyrisches, anderseits kalt-geistiges Gepräge geben. Schickeles ‚Glockenturm' ist ein interessanter Maßstab für seine Entwicklung. Er ist Weg zur neuen Idee, die noch der endgültigen künstlerischen Lösung harrt." — Zu Hermann Burtes „Warbeck" bemerkt W. E. Oeftering: „Warbeck ist ein passiver Held, edel und feinfühlig, historisch nicht ganz wahrscheinlich, ein Sprachrohr des Dichters für moderne Empfindungen, denen man die Nachwirkung des Weltkrieges anmerkt. Verstärkt wird dieser aktuelle Einschlag durch die Figur des Grafen Bothwell, der sich zum Pazifismus bekennt und in ‚Niemands-Land' sein Leben einbüßt. In der Gegenüberstellung Heinrich—Warbeck ist jener die handelnde Kraft, das brutale Triebwerk des Dramas, dieser ein sensibler Mensch, schön und groß im Gedanklichen, das Worte echt dichterischer Prägung findet. Im Wesen des zaghaften grüblerischen Prinzen liegt es, daß die mitt-

leren Akte dramatisch schwächer ausgefallen sind als der erste und letzte, die sich stolz auftürmen."

Man wendet sich der Bühnenproduktion der Jüngsten zu und freut sich der aufkeimenden Hoffnungen. Es bleibt belanglos, wie weit man diese Produktion dem „Expressionismus" zuzählt; das Gefühl, daß hier neue Kräfte am Werk sind und irgendwie eigene Wege suchen, ist entscheidend:

9. Die echten Sedemunds. Drama in sieben Bildern. Von Ernst Barlach. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 23. März 1921.)
10. Wahnschaffe. Drama in fünf Akten (15 Bildern). Von Rolf Lauckner. (Altes Theater Leipzig 11. Februar 1921.)
11. Verbrüderung. Ein Bühnenbild in fünf Stationen. Von Paul Zech. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 25. März 1921.)
12. Die Schlacht der Heilande. Von Alfred Brust. (Uraufführung Halberstadt am 8. Februar 1921.)
13. Freiheit. Drama aus der Zeit (vier Akte in einem gespielt). Von Herbert Kranz. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 8. März 1921.)
14. Der Chauffeur Martin. Eine Tragödie. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Nationaltheater Mannheim am 12. November 1920.)
15. Jenseits. Drama in fünf Aufzügen. Von Walter Hasenclever. (Schauspielhaus Leipzig, 28. Oktober 1920.)
16. Heilandsflur. Eine Tragödie deutscher Landfahrer. Von Otto Brües. (Stadttheater Bonn am 9. Juni 1921.)
17. Die St. Jakobsfahrt. Ein Legendenspiel in drei Aufzügen (fünf Bildern). Von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Stadttheater Bonn am 28. Januar 1921.)
18. Kreuzweg. Schauspiel in vier Akten. Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung im Staats-Theater Berlin am 10. Dezember 1920.)

19. Der Marquis und sein Sohn. Ein Schauspiel in drei Akten. Von Eugen Ortner. (Uraufführung im Stadttheater Nürnberg am 30. Mai 1921.)

Ernst Barlachs „Die echten Sedemunds" kennzeichnet Carl Müller-Rastatt dahin: „Man kann bei einem Künstler, der, wie Barlach, als Plastiker seine Gestaltungskraft erwiesen hat, nicht annehmen, daß dieses rätselvolle Durcheinanderfließen der Handlungen Ergebnis künstlerischer Unfähigkeit sei. Man muß es schon für etwas vom Dichter Gewolltes nehmen. Dann hat Barlach Ernst gemacht mit der Forderung, ein Stück Leben aus der Welt herauszureißen und in den Rahmen eines Dramas einzuspannen. Mag seine Art expressionistisch genannt werden, die Fäden, die sie mit dem Sturm und Drang und der Romantik — besonders den Märchenkomödien Ludwig Tiecks — verbinden, sind nicht zu verkennen. Und auch das ist echt romantisch, daß das Stück gleichsam als Rebus entworfen ist, und erst die letzte Szene zeigt, worauf Barlach eigentlich hinaus will. Zwischen lauter ‚Vernünftigen' tummelt sich ein ‚Narr', dieser Narr aber ist für Barlach der einzig Vernünftige." — Mit Rolf Lauckners „Wahnschaffe" setzt sich Georg Witkowski dahin auseinander: „Wie in den Erstlingen des Dichters, dem ‚Sturz des Apostels Paulus', ‚Predigt in Litauen', ‚Christa die Tante', herrscht die Technik der Augenblicksbilder auch im ‚Wahnschaffe' noch vor. Aber sie erhebt sich hier bereits zum großen Stil der langgestreckten, durch das ganze Werk leitenden Motive, und die Einzelvorgänge schließen sich zu wohlgegliederten Gruppen. Nach dem Vorspiel, das aus dem Momentanen einer Erstaufführung den Entschluß Wahnschaffes zur Abwendung vom Dichtertum emporwachsen läßt, bringen die ersten beiden Akte den mißglückten Versuch, als Arzt die Leiden der Menschen zu heilen, Zusammenbruch und — in einem erschütternden Traumgesicht — den endlosen Zug der Bedrückten und Elenden. Wie Wahnschaffe für sie zum Retter werden will, in den Strudel der Politik hineingerissen wird und in ihren trüben Fluten untergeht, zeigen die Schlußakte

mit einer Fülle scharf beobachteter Gestalten." — Paul Zechs „Verbrüderung" kennzeichnet Ernst Heilborn mit den Worten: „Aus einem gedanklich gebundenen, handlungsgemäß ganz willkürlichen Geschehen gibt das Drama in seinen fünf Stationen Bilder, die nicht einen realen Vorgang, sondern dessen Symbolik auf die Bühne zu bannen suchen. Wieder steht man damit im Zeichen eines Expressionismus, der den Erdenweg überfliegt, um nach dem Stern zu greifen; und wieder erweist es sich, daß der Stern nur erdensicheren und erdengebundenen Wanderern Leuchte sein kann." — Walther Ungethüm anerkennt die dichterische Begabung in der „Schlacht der Heilande" von Alfred Brust: „Dies neue Werk Brusts läßt sich schwer auf eine feste Formel bringen. Dazu fehlt ihm die einheitliche Linie im Aufbau, wie sie die Technik des Dramas fordert. Es ist weniger ein Drama als vielmehr eine bildliche Darstellung, ein Ausdrucksmittel der Weltanschauung eines philosophischen Dichters, dessen starkes Talent zum literarischen Bekenntnis seiner Theosophie drängt." — Talent sieht auch Robert F. Arnold in Herbert Kranz' Drama „Freiheit": „‚Freiheit' macht den Eindruck ungeübter und unverbrauchter Jugendkraft; auch hier klingt ein vieldeutiges Leitwort unzählige Male an, ohne zu ermüden; auch hier ist es der Dichtung nicht um die Wirklichkeit, sondern um den Sinn der Wirklichkeit zu tun; auch hier kann man, wenn man Lust hat, von Expressionismus reden; auch hier macht ein Wunder den Schluß." — Dichterisch fühlt sich Paul Nikolaus von Hans J. Rehfisch und seinem Drama „Der Chauffeur Martin" angesprochen: „Aus dramaturgischen Gründen muß man dieses Drama tadeln: es ist stilunheitlich, mischt Realismen mit Irrealismen, Motive bleiben unklar, Peripetie und Katastrophe fallen zusammen, vielleicht noch mehr. Der Dramatiker Rehfisch bleibt noch problematisch, der Dichter nicht mehr. Ein junges, starkes Talent: ein Mensch, der mit den Problemen seiner Zeit ringt, sich mit ihnen auseinandersetzt." — Anerkennend äußert sich Georg Witkowski über Walter Hasenclevers Drama „Jen-

seits": „Dem Drama ‚Jenseits' sei zu seiner Ehre bezeugt, daß es in einer edlen, warmen, von allen Verrenkungen und Verhunzungen freien Sprache dahinschreitet und die ungewöhnliche Absicht, den Umfang von fünf Aufzügen mit zwei Gestalten zu bestreiten, ohne Zwang und ohne ermüdende Einförmigkeit verwirklicht, gewiß ein Beweis für sehr ansehnliches Können des Dichters." — Starke Hoffnung setzt Carl Enders auf die Tragödie „Heilandsflur" von Otto Brües: „Das psychologisch noch mit Schwächen behaftete Drama des jungen Rheinländers ist eine lyrisch-dramatische Rhapsodie von so starkem Impuls, daß wir danach mit starken Hoffnungen auf die weitere Entwicklung des Dichters blicken." — Auch Dietzenschmidts Legendenspiel „Die St. Jakobsfahrt" findet durch Carl Enders Anerkennung: „Der erfolgreiche Dichter der ‚Kleinen Sklavin' und des Legendenspiels ‚Christofer' hat mit diesem Stück einen neuen Beweis seiner Berufung erbracht. Das Publikum in allen Schichtungen war ergriffen durch die dichterische und bühnenmäßige Wucht dieser Legende, der Erfolg außerordentlich und einhellig. War schon in den früheren Stücken die Inbrunst, mit der Dietzenschmidt seine Erlebnisse in Wort und Bild zusammenballt und überwältigend, suggestiv dem Leser und Hörer aufzwingt, besonders bezeichnend, so hält sich diese neue Dichtung von Anfang bis Ende in einem Zustand werbender Ekstase, zu der nur ein Dichter fähig ist, der sich in jedem seiner Werke von neuem opfert." — Über Carl Zuckmayers „Kreuzweg" äußert sich Ernst Heilborn: „Es ist eine Reise ins Blaue, und nichts tritt deutlich hervor als die Persönlichkeit dieses sehr jungen, süddeutschen Dichters, dem eine eigene lyrische Kraft verliehen ist, die Teile des Dialogs wie Gedichte aufblühen läßt, irgendwelche unbegriffene Gestaltung augenblicksweise in seelische Empfindung einhüllt, dunkle balladeske Vorgänge zusammenzuschweißen trachtet." — Eugen Ortners Schauspiel „Der Marquis und sein Sohn" beurteilt Theodor Hampe dahin: „Ein Fünkchen Talent ist in dem verfehlten dramatischen Erstling des nürnberger

Schriftstellers kaum zu verkennen. Prägen sich doch drei Bilder, freilich mit Hilfe raffinierter Beleuchtungseffekte, stark ein; ihr Urheber hat es ohne Zweifel verstanden, sich, allerdings unter dem Einfluß von Kino, Wedekind, Kaiser und expressionistischer Malerei, für sein verworrenes Drama, seine fratzenhafte Kunst einen eigenen, dem Stoff angemessenen Stil zu schaffen."

Eine Reihe dramatischer Werke, in denen zum mindesten schriftstellerische Eigenart — stärker oder schwächer — entgegentritt, sei hier angegliedert:

20. Herrat, zweiter Abend der Trilogie Dietrich von Bern. Von Eberhard König. (Uraufführung im Stadttheater Elberfeld am 23. Mai 1921.)
21. Die Frau im Tal. Von Träumern ein altes Widerspiel in drei Akten. Von Hans Friedrich Blunck. (Uraufführung im Bonner Stadttheater am 19. November 1920.)
22. Der Magier. Phantastisches Schauspiel in einem Akt. Von Johannes von Günther. (Uraufführung im Stadttheater Halberstadt am 17. Oktober 1920.)
23. Ahasver. Ein Spiel vom Leben. Von Friedrich Sebrecht. (Uraufführung im Stadttheater Essen am 4. Juni 1921.)
24. Opfernacht. Drama in drei Akten und zwei Zwischenspielen. Von Hans Franck. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 12. März 1921.)
25. Die Fälscher. Phantastisches Drama in vier Akten. Von Max Brod. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus Königsberg i. Pr. am 1. Dezember 1920.)
26. Die helle Nacht. Schauspiel in drei Akten. Von Walter von Molo. (Schauspielhaus Leipzig am 30. April 1921.)
27. Keine Farbe. Drama in drei Akten. Von Julius Meier-Graefe. (Uraufführung im Sächsischen Landestheater [Schauspielhaus] Dresden am 2. September 1920.)
28. Der abtrünnige Zar. Legende in sechs Bildern. Von Carl Hauptmann. (Uraufführung Pfingstsonntag Gera [Reuß], den 15. Mai 1921.)

29. Musik. Spiel in vier Akten. Von Carl Hauptmann (Altes Theater Leipzig, 30. November.)
30. Die Heimkehr. Dramatische Legende in zwei Bildern. Von Karl Röttger. (Uraufführung in der Morgenfeier Gera [Reuß] am 16. Januar 1921.)
31. Das Antlitz des Todes. Drama in drei Akten. Von Karl Röttger. (Uraufführung im Stadttheater Düsseldorf am 10. Februar 1921.)
32. Die Brüder. Drama in fünf Akten. Von Hermann Kesser. (Uraufführung im Staatstheater Wiesbaden am 25. Februar 1921.)
33. Der Hof. Eine Schicksalstragödie in vier Akten und einem Nachspiel. Von Elisabeth Räming. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 5. Januar 1921.)
34. Die Mutter. Eine dramatische Symphonie in drei Sätzen. Von Johannes Tralow. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 26. Januar 1921.)
35. Der Amerikaner oder die entzauberte Stadt. Komödie in vier Akten. Von Lion Feuchtwanger. (Uraufführung in den Kammerspielen München am 9. Dezember 1920.)
36. Die Götterprüfung. Eine weltpolitische Posse in fünf Akten und einer Zwischenaktspantomime. Von Kurt Eisner. (Uraufführung auf der Volksbühne Berlin, Pfingstsonntag 15. Mai 1921.)

Zu Eberhard Königs „Herrat" bemerkt Carl Siegmund Benedict: „Als ein Dichter, der aus dem Innern schöpft und Eigenes zu geben hat, erweist sich Eberhard König, der mit der Gestalt seines Dietrich von Bern, dem er eine dreiteilige Dramenreihe gewidmet, den Versuch macht, ‚das typische Bild des germanischen Menschen' zu zeichnen." — Hans Friedrich Bluncks „Die Frau im Tal" kennzeichnet Carl Enders dahin: „Dieses Drama des schnell bekannt gewordenen Hamburger Dichters ist ein verheißungsvolles Versprechen. Es offenbart die Fähigkeit des reifenden Künstlers, Typen von Weltanschauungsgegensätzen, Ideenträger, in dramatischem Ringen lebensvoll zu gestalten, wenn

auch die letzte Scheidung von Wesentlichem und arabeskenhafter Zufälligkeit noch nicht erreicht ist. Die Ideen, welche sich in seinen Gestalten auswirken, sind so gegenwärtig wie möglich. Um sie nicht aktuell erscheinen zu lassen, ist die Handlung in eine Werdezeit dieser Ideen zurückverlegt, in den Kampf der Vitalier mit dem staatsbildenden Hansatum. Die Widerspieler sind beide Träumer, d. h. unpolitische Vertreter des Unbedingten, die nicht sehen und, getrieben durch menschliche Leidenschaft, durch das Persönlichste in ihnen, nicht sehen wollen, daß in der Anerkennung auch der wesensfremden Anschauung allein das Glück aller geschaffen wird, daß der Kompromiß eine sozial-ethische Forderung ist. Das ist die Bedingung seiner Tragik." — In Johannes v. Günthers „Der Magier" rühmt Walther Ungethüm den Zauber des sprachlichen Ausdrucks. Sein Deutsch sei Musik. — Dichterisches Können anerkennt Heinrich Zerkaulen in Friedrich Sebrechts „Ahasver": „Dieses sebrechtsche ‚Spiel vom Leben' mutet eher wie ein dramatisiertes Tagebuch an. Das Positive aber bleibt, daß es ein Dichter geschrieben hat. Ein Dichter auch, der aus Grau in Grau zuletzt eine unvergeßlich packende Gefängnisszene zu gestalten weiß, in der die ruhelose Ahasverseele in den Armen des Todfreundes endlich Schlaf und Heimat findet." — Gegen Hans Francks Drama „Opfernacht" erhebt Bernhard Diebold dramaturgische Bedenken: „Die Entwicklung des werdenden Weibes aus unsicherer Keuschheit in noch unsicherere Sinnlichkeit ist höchstens innerhalb breit epischer Vorführung aller inneren Motivationen so darstellbar, daß die Heldin noch sympathisch bleibt. In der Bühnenplastik wird sie grob und in all ihrem Anspruch an den unseligen Bräutigam von unerträglicher Arroganz. Zudem versteht ein unvorbereitetes Publikum die rätselhaften Psychologismen und die vieldeutige Symbolik ihres Gürtels kaum ahnungsweise. In Franck ist einer zu begrüßen, der wieder an der Fabel individueller Schicksale symbolische Wahrheit gestalten will. Diese Stellung der dramatischen Aufgabe allein ist heute schon beinahe

eine Tat. Aber ihre wirkliche Vollbringung erfordert einen Herkules — als welcher der Dramatiker früher einmal vor den anderen galt. Hans Franck selber ist der letzte, der das nicht wüßte." — Bedenken macht auch Hans Wyneken Max Brods „Die Fälscher" gegenüber geltend: „‚Die Fälscher' sind ein typisches Übergangswerk. Gerade seine Schwächen, wunden Punkte und Angriffsflächen machen es anziehend Es ist interessant, wie die Ethik des Zionisten Brod sich hier mit der christlichen Lehre berührt, interessanter, ihn, als Stilkünstler, auf den Spuren unserer Jüngsten (vor allem Georg Kaisers) zu sehen. Einer gewissen Klischeegefahr ist er dabei nicht entgangen. Aber vieles weist darauf hin, daß er, dessen reines Wollen aus allem, was er formt, auch dem technisch Unzulänglichen und weniger Wirkungsstarken leuchtet, sich zu einem eigenen dramatischen Stil durchringen wird. Schon jetzt kann man von Max Brod, nehmt alles nur in allem, sagen: er ist ein Kerl auf eigene Faust." — Die Bedenken steigern sich in Georg Witkowskis Beurteilung von Walter v. Molos „Die helle Nacht": „Ich möchte nicht raten, dies Stück eines Dichters (denn als solcher bewährt sich Molo gerade durch die Mängel, die der Macher zu meiden wüßte) vor ein skeptischeres Publikum als die gutmütige, willig mitgehende Theatergemeinde des leipziger Schauspielhauses zu bringen." — Als „Experiment" kennzeichnet Christian Gaehde Julius Meier-Graefes Drama „Reine Farbe": „Das Suchen nach neuen künstlerischen Ausdrucksformen und der Kunst noch nicht eroberten Lebensgebieten führt notgedrungen zum Experiment. Ein solches Experiment kann glücken, wenn alle Bedingungen für seinen sachgemäßen Ablauf erfüllt sind, und trotzdem ist damit nicht Neues im dichterischen Sinne geschaffen. Ein Unwägbares fehlt. Man bestaunt die Meisterschaft in der Handhabung des Handwerklichen, den scharfen Verstand, die Sicherheit der Kombination — und friert. So ging es mit der ‚Reinen Farbe'." — Zu Carl Hauptmanns „Der abtrünnige Zar" bemerkt E. Wennig: „So stark das Werk in seinem Wollen

und vielen schönen Einzelheiten ist, als Gesamtorganismus ist auch diese Dichtung keine Erfüllung. Moses schaut auf dem Berg Nebo das Land der Verheißung, andere erben es." Ähnlich beurteilt Georg Witkowski Carl Hauptmanns „Musik". — Karl Röttgers „Heimkehr" zollt E. Wennig Anerkennung: „Einfache schlichte Linien in Handlung, Gebärde und Wort, überall wärmstes, menschliches Gefühl, dazu eine natürliche symbolische Überwölbung des Ganzen, die den Legendenton wundervoll trifft und festhält. Kurz: hier ist Röttgers Schaffen zu dichterischer Wahrheit erfüllt und muß jeden tief ergreifen, der noch ein menschlich Herz in der Brust trägt." — Dagegen macht H. W. Keim an Röttgers „Das Antlitz des Todes" Ausstellungen: „Sein Wort entbehrt des dramatischen Rhythmus'. Es ist aus Streben nach letzter Einfachheit oft banal; es ist Rede, Gerede, aber nicht der Ausdruck seelischer Spannung. Die wenigen Momente, in denen das Stück dicht wird, lassen die innere Formlosigkeit der Umgebung nur deutlicher hervortreten. Dabei liegen in dem Thema Perspektiven, die einen Dichter von dramatischem Temperament hätten begeistern können. Wie eine Frau, umfangen von lebendiger Liebe, gestützt auf den über das Leben hinaustragenden Treuschwur des geliebten Mannes, in dem Augenblick, da der Tod ihr gewiß wird, absolut allein den schauervollen Weg ins Nichts gehen muß: das reißt Lebensabgründe auf und leuchtet auf kosmische Höhen. Röttger geht ahnungslos an ihnen vorüber." — Über Hermann Kessers „Die Brüder" äußert sich Hans Gäfgen: „Stark, vielleicht in zu hohem Grade, wurzelt dieses Drama in der Gegenwart. Politisch werden es viele nennen, viele es darum ablehnen. Vielleicht hätte Kesser besser getan, eine zeitlosere Atmosphäre zu wählen; der Eindruck wäre nachhaltiger gewesen, unbeirrt vom Schnüffeln mancher nach Aktuellem. — Knapp ist die Sprache, knapp und doch nicht des Reichtums an Bildern entbehrend; besonders im Monolog Wetteroths, des nach Taten lüsternen Begleiters des

Heimgekehrten, sind Sätze voll hoher Schönheit." — Elisabeth Rämings „Der Hof" wird von Robert F. Arnold dahin gekennzeichnet: „Diese ‚Schicksalstragödie' hat im Innersten wenig gemein mit jenen, deren Erinnerung der pedantische Schulterminus heraufbeschwört; äußerlich gewiß mancherlei. Vor allem: es geht in ihr nicht bloß um die privaten Angelegenheiten einer Familie; viel weiter umher, hinauf, hinab dehnt sich das Gesichtsfeld, nach allen Richtungen bieten sich symbolische Fern- und Tiefblicke, das Stück leidet (ein seltener Fall) unter einem embarras de richesse. Hier leisten wirklich, wie Schopenhauer vom Trauerspiel rühmt, ‚Bauernhöfe soviel wie Königreiche'." — Zu Johannes Tralows dramatischer Symphonie „Die Mutter" bemerkt Paul Bourfeind: „Rein äußerlich betrachtet gehört das Stück mit seinen fünf Personen: Brunhild, Chriemhild, Gunter, Siegfried, Hagen den Nibelungendichtungen an. Stofflich sind uns die drei Szenen Werbung, Kirchgang und Bahrprobe geläufig. Tralow stellt sie in die Blickweite eines Problems, nicht einer historischen Idee wie Hebbel, sondern eines rein menschlichen Problems, das sich etwa, soweit es persönlich gefaßt ist, in die Frage zwingen läßt: Welche von den beiden Frauen, zwischen die Siegfried gestellt ist, ist die seinem sieghaften Wesen verwandtere: Brunhild oder Chriemhild? In welcher von beiden findet er die ewige Ergänzung seines Übermenschentums? Aber über diese persönliche Problematik hinaus steigert Tralow den Gegensatz zwischen beiden Frauen in das Allgemeinmenschliche." — Etwas skeptisch äußert sich E. A. Greeven zu Lion Feuchtwangers Komödie „Der Amerikaner oder die entzauberte Stadt": „Sie hieß ursprünglich wohl sicherlich die ‚entzauberte Stadt', und ihre Keimzelle war der Literaten-Gedanke vom Dionysos. Dann kam der Theatermensch, Feuchtwangers andere Hälfte, und setzte den ‚Amerikaner' und ein paar Nebenfiguren der Posse hin. Beide balgten sich eine Zeitlang im Hirn (nicht im Herzen) Feuchtwangers und schlossen alsdann einen faulen Kompromiß, bei dem

der Literat den ersten Akt bekam und der Theatermann den Löwenanteil. Doch beide gehemmt, beide vermasselt. Der erste Akt mißglückte, denn trotz vieler Worte weiß an seinem Ende noch kein Mensch, wohin die Fahrt, und das ist ein Fehler; der vierte Akt rutschte aus in Sentimentalität und billige Posse, und das ist peinlich. Was dazwischen lag, war nicht schlecht im Nebensächlichen und nicht gut im Hauptsächlichen." — Über Kurt Eisners „Die Götterprüfung" urteilt Hans Franck: „Ist Kurt Eisners ‚Weltpolitische Posse' ‚Die Götterprüfung' von Gesichten erfüllt? Es scheint auf den ersten Blick der Fall zu sein. Und ist doch nicht so. Staunenswerte geistige Antizipationen eines klugen Kopfes, eines leidenschaftlichen Herzens sind über das monströse Werk verstreut. Gesichte eines Dichters nicht. Ein Rhetor spricht, der auch die Mittel der Kunst seinen außerdichterischen Zwecken, seinen politischen Absichten geschickt dienstbar zu machen weiß. Kein Lebensgestalter. Kein Menschenformer."

Aus der breiten Bühnenproduktion dürfen einige Werke hier angeschlossen werden:

37. Der Ketzer. Drama in drei Akten. Von Paul Bourfeind. (Uraufführung im Schauspielhause Köln am 4. Januar 1921.)
38. Der Phantast. Tragödie in fünf Akten. Von Ernst Bacmeister. (Uraufführung im Halberstädter Stadttheater am 14. Januar 1921.)
39. Beaumarchais und Sonnenfels. Schauspiel in einem Vorspiel und drei Akten. Von Heinrich Eduard Jacob. (Erste Aufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 22. Januar 1921.)
40. Die Geburt des Narren. Lustspiel in drei Akten. Von Robert Walter. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg am 26. Dezember 1920.)
41. Das Kaiserreich Guyana. Komödie in einem Akt. Von Alfred Rottauscher. (Uraufführung in den Münchener Kammerspielen am 28. Mai 1921.)
42. Das Gastmahl der Liebe. Schauspiel in drei

Akten. Von Kurt Küchler. (Uraufführung im Thalia-Theater Hamburg am 4. März 1921.)

43. Der Henker. Schauspiel. Von Maria Lazar. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 23. März 1921.)

Paul Bourfeinds „Ketzer" zollt Georg Beyer Anerkennung: „‚Der Ketzer' ist Paul Bourfeinds erstes ernstes Werk, das den Weg zur Bühne fand. Ein Schaffender, jenseits aller ‚Richtung'. Sein Schicksal wird sein, ob er den Druck von außen her, nämlich seine Eingliederung ins Politische, durch um so größeren Reichtum aus dem Innern des schöpferischen Antriebs ausgleichen kann. Ich zweifle nicht daran, denn schon der ‚Ketzer' ist ein Stück dieser Befreiung." — Über Ernst Bacmeisters „Der Phantast" äußert sich Martin Feuchtwanger: „Daß das Drama nicht das Werk eines in Begeisterung entflammten Dichters, sondern eines mühselig ringenden Technikers ist, bleibt unverkennbar. Mit dem expressionistischen Drama hat es den kühnen Schwung, die große Linie, das Außerachtlassen aller kleinen Bedenken gemein. Dramatisch kraftvoll, verliert es sich indes zuweilen in psychologische Einzelheiten, die das Gesamtbild stören." — Über Heinrich Eduard Jacobs „Beaumarchais und Sonnenfels" schreibt Ernst Heilborn: „Es ist ein Philologeneinfall, von dem Heinrich Eduard Jacob ausgeht, wenn er in seinem Revolutionsdrama Beaumarchais, den genialen literarischen Abenteurer, mit Sonnenfels, dem steifen wiener Professor und Aufklärungsbegeisterten, zusammenführt, um derart einen illustrierten Abriß der Ideen zu gewinnen, aus denen die große Revolution geboren wurde. Ein Philologeneinfall, gleichsam aus der Literaturgeschichte herausgeschnitten: Ideen aber sind lebendige Saat, und ein Dichter dürfte geneigter sein, sie aus den Augen der Schnitter und Tagelöhner als aus den Büchern der Herbariumsgroßen herauszulesen." — Carl Müller-Rastatt lobt Robert Walters Lustspiel „Die Geburt des Narren": „Seinen theoretischen Gedankengang hat Walter in der glücklichsten Weise in szenisches Leben

umgesetzt und durch die einzelnen Gestalten seines Stückes illustriert, die alle — jede in ihrer besonderen Weise — zu der Frage des Ruhms im Gang der Handlung Stellung nehmen müssen. Die Akte sind geschickt gebaut und ausbalanziert, die Spannung mit Glück bis zum Schluß gesteigert, die Sprache blühend und gepflegt, das Ganze ein Stück, das nicht nur unterhält, sondern auch anregt." — Anerkennend äußert sich Ludwig Gorm über die Komödie „Das Kaiserreich Guyana" von Alfred Rottauscher: „Diese ziemlich lustige Geschichte gibt zur Entwicklung der komischen Charaktere südfranzösischer Prägung gute Gelegenheit. Und ihre überhitzte Typik wird in einem frischen, wenn auch nicht sehr geistvollen Dialog gegeneinandergeführt. Gegen den Rand zu strahlt das Ganze in die stehenden Dienerfiguren des Chichibbio und der Gasparine heiter aus. — Wie gesagt, eine anspruchslose, aber nicht schlechte Komödie, ein Ansatz. Bleibt abzuwarten, was sich daraus weiter entwickeln wird." — „Das Gastmahl der Liebe" von Kurt Küchler kennzeichnet Carl Müller-Rastatt dahin: „Eine Studie zur Psychologie des Künstlers. Zwei verschiedene Typen zueinander in Beziehung gebracht: der Dichter, für den die Liebe Quell und Vorbedingung des Schaffens ist, und die Schauspielerin, die in der Liebe nur eine Arabeske um ihr künstlerisches Schaffen sieht. Jener hat seine Künstlerseele eingesargt, weil ihm seine erste Liebe gestorben ist. Die Begegnung mit der Schauspielerin weckt sie vom Tode wieder auf, aber nur für kurze Dauer, denn die Schauspielerin weist den Gedanken an dauernde Verbindung weit von sich, weil sie dadurch in ihrer künstlerischen Entfaltung behindert wird. Dieser Gedanke wäre auf allerlei Art zu behandeln. Küchler hat die sentimentale Weise gewählt, die nicht in scharfer Linie zeichnet, sondern einigermaßen mit dem Rührungsbedürfnis des Publikums rechnet." — Nicht ohne Anerkennung spricht Robert F. Arnold von Maria Lazars „Der Henker": „Maria Lazar, trotz junger Jahre literarisch nicht Neuling mehr, hat ihr Stück, ein wahres Schulbeispiel für ein Frauendrama von heute, ‚Der

Henker' betitelt; Hauptperson aber ist ‚der' Mörder und was vorgeht, macht den Inhalt seiner letzten Stunden vor der Hinrichtung aus. So abgebraucht eben jetzt diese Situation ist — nur allein in wiener Premieren eines Jahres begegnet sie uns hier zum viertenmal —, unleugbar hat die Dichterin ihrem dernier jour (vielmehr: der letzten Nacht) d'un condamné eine so eigenwillig seltsame Handlung abgewonnen und in so kühnen Verkürzungen gezeichnet, daß ihr, was das rein Faktische anlangt, der Triumph der Erst- und wohl auch Letztmaligkeit ungeschmälert bleibt."

Zwei wichtigere niederdeutsche Dramen verdienen Berücksichtigung:

44. Havarie (Slagsiet). Volksstück in vier Akten. Von Wilhelm Friedrich Wroost. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 22. Dezember 1921.)
45. De hillige Hannes. Plattdeutsche Komödie in vier Akten. Von Hans Fr. Blunck. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne in den Hamburger Kammerspielen am 10. Mai 1921.)

Zu „Havarie" von Wilhelm Friedrich Wroost bemerkt Carl Müller-Rastatt: „Wroost hat seinem kräftigen Volksstück ‚Wrack' sehr schnell ein zweites Bühnenwerk folgen lassen. Vielleicht zu schnell. Erfolge verpflichten, und wer beim ersten Schritt auf die Bühne einen so starken Erfolg errungen hat, wie Wroost, der muß gewärtig sein, daß man an sein zweites Werk einen höheren Maßstab anlegt, daß man einen Aufstieg von ihm erwartet. Und der ist hier nicht festzustellen. Wroost hält sich in ‚Havarie' auf demselben Niveau wie in ‚Wrack' und hat nur das Milieu etwas höher gelegt. Der Titel ist bildlich zu verstehen." — Derselbe Referent urteilt über „De hillige Hannes" von Hans Fr. Blunck: „Ganz herausgekommen ist die Idee Bluncks in der Ausführung nicht: die dem Leben allzu getreu nachgebildete Wortknappheit des Helden läßt den Dramatiker Wichtiges verschweigen, weil es ‚nur' in der Seele seines Hannes vorgeht. Trotz dieser Schwäche aber steht die Komödie

sehr hoch in der modernen niederdeutschen Bühnendichtung. Sie hat mit den besten Werken dieser Gattung die schlagkräftige Sprache und die lebensechte Gestaltung der Charaktere gemeinsam: darüber hinaus aber erobert sie neues Stoffgebiet und zeigt, daß die Mundart auch geistige Fragen frei behandeln kann."

Aus der Dramatik der Unaufgeführten seien zum Schluß ein paar Werke herausgehoben:

46. Armand Carrel. Drama. Von Moritz Heimann. Berlin 1920, S. Fischer Verlag. 75 S.
47. Die Pest. Drama. Von Bernhard Bernson. Berlin 1920, Paul Cassirer. 80 S. M. 10,— (13,—).
48. Die Flucht. Komödie in drei Akten. (Die Gefährten III, 6.) Von Fritz Lampl. Leipzig 1920, Genossenschaftsverlag. 22 S.
49. Nicht weiter, o Herr! Ein Schrei. Von Albert Talhoff. Jena 1919, Eugen Diederichs Verlag. 79 S.
50. Komödie. Von Robert Walser. Berlin 1919, Bruno Cassirer. 145 S.

Hans Franck bemerkt zu Moritz Heimanns „Armand Carrel": „Moritz Heimanns ‚Armand Carrel' steht durch seine Art außerhalb von allem, was heute an deutschen Dramen geschrieben wird. Es ist, als sei der Geist, nachdem er verschiedene Spaltungen durchgemacht hat, zur Inkarnation gelangt und führe, sich der Menschen nur zum Schein bedienend, vor unseren Augen einen Kampf um des Kämpfens willen auf. Mit letzter Leidenschaft und doch mit überlegener kämpferischer Kühle, mit Einsatz aller Kräfte und doch Danebenstehen sich bewahrend. Natürlich spielt das Stück in Frankreich." — Bernhard Bernsons Drama „Die Pest" findet durch Hans Franck volle Anerkennung: „Eine mittelalterliche pestkranke Stadt wird lebendig. Alle Phasen des Kampfes gegen das grausige Geschick und die Niederlage Schwacher und Starker werden Erscheinung. Das Geschick der Stadt

wird zum Abbild einer Zeit. Das Bild aus der Vergangenheit zum Symbol der Gegenwart. Mit einer an Büchner gemahnenden Dichtigkeit folgen die Szenen, folgen innerhalb der Szenen die Einfälle aufeinander. Von einer Sprache getragen, die, obwohl sie sich als Prosa gibt, rhythmische und klangliche Elemente ihren Zwecken souverän dienstbar zu machen weiß, erhebt sich der greifbare Realismus in die Sphäre des Mystischen, ja fast des Mythischen." — Auch für „Die Flucht" von Fritz Campl tritt Hans Franck ein: „So vieles Campl heute auch von dem noch fehlt, was man erlernen und durch Zucht erwerben kann — was man nicht erlernen, was man nicht erwerben kann, besitzt er: den schöpferischen Funken." — In Albert Talhoffs „Nicht weiter, o Herr" erkennt Franck ausgesprochen dichterische Begabung: „Albert Talhoff schreibt die These seines Stückes mit Flammenschrift auf den Titel seines Dramas: ‚Nicht weiter, o Herr! Ein Schrei.' Auch er ein unzweifelhafter Dichter. Ein schwerer Schweizer, der Gesichte hat und Worte zu ballen weiß. Ob auch ein Dramatiker? Die Antwort auf diese Frage muß nach diesem Thesenstück noch ausgesetzt werden. Immerhin gibt es zu denken, daß das Schönste seines Dramas in den Anmerkungen enthalten ist." — Voll Anerkennung äußert sich derselbe Referent über Robert Walsers „Komödie": „Wer Walser kennt, weiß, daß bei ihm das Wort nicht im üblichen Sinn verstanden werden darf. Darin beruht ja nicht zum Unwesentlichsten der Wert und das Wesen seiner Kunst, daß er das Elixier besitzt, auch das Abgegriffenste und Schmutzigste im Nu wieder blank und frisch geprägt erscheinen zu lassen. In der Tat: im herkömmlichen Sinn sind diese Stücklein keine Komödien. Und doch liegt über allen die große Heiterkeit des Glaubens."

Lyrik

Eine Reihe von neuen Gedichtbüchern bekannter Lyriker dürfen, gleichsam den festen Stamm des lustig grünenden Baumes bezeichnend, vorangestellt werden:

1. Alte und neue Gedichte. Von Ricarda Huch. Leipzig o. J., Insel-Verlag. 73 S.
2. Gedichte und Spiele. Von Agnes Miegel. 1.–3. Tauf. Jena 1920, Eugen Diederichs. 112 S.
3. Reif steht die Saat. Neue Balladen. Von Lulu von Strauß und Torney. Jena 1919, Eugen Diederichs. 108 S. M. 5,– (8,50).
4. Der inwendige Weg. Neue Gedichte. Von Ernst Lissauer. Jena 1920, Eugen Diederichs.
5. Mutter und Kind. Aus dem Tagebuch einer Mutter. Gedichte. Von Will Vesper. München 1920, C. H. Beck. 95 S. Geb. M. 6,50.
6. Der Durant. Ein Gedicht aus dem männlichen Zeitalter. Von Rudolf Borchardt. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 65 S. Pappb. M. 50, –, Pergam. M. 85,–, sign. Luxusdruck M. 650,–.
7. Siderische Sonette. Von Hans Franck. München 1920, Delphin-Verlag. 80 S.
8. Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck. Ein Liederbuch von Sehnsucht und Erfüllung. Von Cäsar Flaischlen. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. 155 S. M. 12,– (18,–).

Von Ricarda Huchs „Alten und neuen Gedichten" sagt Ferdinand Gregori: „Die gedämpfte Kraft, die reife Verhaltenheit, ein gewichtiger, schwer errungener Kampfpreis ist das Sigmum dieser Sammlung." — Derselbe Referent bemerkt zu Agnes Miegels „Gedichte und Spiele": „Hohe Zeit, daß Agnes Miegel wieder ihr Früchte-Füllhorn zeigte und vor uns ausleerte; sie war schon fast zur Legende geworden, und die drei, vier Gedichtchen und Balladen, die ein Anthologe vom andern abschrieb, ließen sie fast verarmt erscheinen. Denn wer kaufte Gedichte einer einzelnen Dichterin, die zwei Jahrzehnte alt waren! Und so lange hatte sie geschwiegen. Nun aber braucht man das neue Buch nur aufzuschlagen, um ihrer Lebensfülle inne zu werden; und ihrer Heimat-

liebe! Denn kaum einer unserer Dichterinnen ist ihr Stamm, ihr Gau so untrennbar verbunden wie dieser Ostpreußin." — Zu „Reif steht die Saat" von Lulu von Strauß und Torney schreibt Gregori: „Wie ein rechter Dramatiker so ziemlich jede Sage und jeden Novellenstoff auf drei, auf fünf Akte zu verteilen weiß, ohne daß ein Zipfelchen des Epischen vorschaue, so ist es Lulu von Strauß und Torney gegeben, Anekdoten und Schwänke in die wissenschaftlich noch niemals ganz umschriebene und doch von unserm Gefühl wohlumgrenzte Form der Ballade zu zwingen, in die irgendwie, irgendwoher ein Stückchen Aberglauben und der geheimnisvolle Finger eines guten oder bösen Geistes hineinragt." — Ernst Lissauers „Der inwendige Weg" rühmt Ernst Heilborn: „Aus Alttestamentlichem und Neuzeitlichem, aus All und Ich ist ein Neues und Eigenes geworden, und das Gedicht vom ‚Inwendigen Weg' hat seine Sendung. Man sieht, wie das alles von innen heraus gewachsen ist, aber man weiß auch, daß man das Wunder nicht erklärt, indem man ihm einen Namen gibt. Wunderbarer wird es dem, der es bei seinem Namen ruft. Geworden ist das lissauersche Gedicht aus einer Verleiblichung des Seelischen. Im durchaus Sinnlichen ruht seine beste Kraft, alles ist greifbar. Es ist, als ob der Gedanke, kaum geboren, erdhafte Schwere gewänne, vieler Körper und Dinge Gestalt annehmen müßte, um in die Empfindung dieses Hymnikers einzugehen." — Hoch wird Will Vespers „Mutter und Kind" von Gregori bewertet: „Wer Will Vesper kannte, mußte zur Ergänzung des Trifoliums nach den ‚Briefen zweier Liebenden' und den Liedern ‚Schön ist der Sommer' dieses neue Tagebuch ‚Mutter und Kind' erwarten. Eigentlich heißt bei Will Vesper einkehren immer zu einem Kinde kommen, und das bleibt bestehen, ob auch dieses Kind inzwischen Vater geworden und sich großer Verantwortungen bewußt ist." — Über „Der Durant" von Rudolf Borchardt urteilt Friedrich Schnack: „Dieses heroische Gedicht verpflichtet den Leser zu angespanntester Anteilnahme. Der Vers ist nicht leicht

zu lesen. Der Leib des Gedichts ist eingeschient, von gemessener Gebärde; sein Blut ohne reiche musikalische Flüssigkeit, verhalten, oft dumpf, eingepreßt in die Adern des Verskörpers, gelegentlich von herber Süßigkeit und von Gewittern des Gefühls durchtobt, die in knappen Schlägen ausbrechen. Die Sprache ist zäh und streng: der Autor hielt es für gut, dem Gedicht eine Anleitung für das Lesen der Verse vorauszustellen, um den Rhythmus dieser kurzzeiligen Strophen im Bewußtsein des Lesers zu sichern, durch einen technischen Kunstgriff eigenwillig zu verstärken. Aber es gilt ohne Zweifel: großes Können birgt sich in dieser fesselnden und altertümlichen Gedichtgestalt, die von dem Rauch des Mittelalters angedunkelt und von alten Schmelzen übergossen ist." — Sehr anerkennend äußert sich Julius Bab über Hans Francks „Siderische Sonette": „Hans Franck, der Kritiker, der Dramatiker, gibt mit diesem Gedichtbuch vielleicht seine bisher reifste künstlerische Schöpfung. Freilich, ein weiches, bequemes lyrisches Buch ist es nicht. Es ist von einer harten, schweren Geistigkeit, wie alles an diesem Mann — der in außerordentlichem Grade ‚Mann' ist." — Mit warmer Sympathie äußert sich Wolfgang Golther über Cäsar Flaischlens „Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck": „Noch einmal spricht der Dichter zu uns mit den unvergleichlich zarten Rhythmen, Wort- und Satzgebilden seiner Minnelieder, die wie im Zeitalter der schwäbischen Minnesinger von Maienwonne und Winterleid erfüllt sind. Wie immer gestaltet sich sein Lied selber, von innen her, ohne Schema und altüberkommene Formen. Als Spruchdichter bewährt sich Flaischlen in den Abschnitten über Kunst und Kritik, über Kunst und Leben. ‚Nichts von Politik' — die böse Zeit spiegelt sich kaum in den Liedern und dann nur humoristisch wie etwa in ‚Geld und Welt'. Das kleine Buch, das den Freunden des Dichters als Vermächtnis geboten wird, schlägt keine neuen Töne an, aber es zeigt den schaffenden Poeten auf der Höhe, in der reifen Vollkraft seines Könnens."

Wir schließen die Werke der bewußt moderne Wege

Einschlagenden an, Gedichtbücher, die sich expressionistischer Ausdruckskunst zuneigen:

9. Die Gedichte. Von Albert Ehrenstein. Wien 1920, Ed. Strache. 215 S.
10. Um Gott. Von Johannes R. Becher. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 330 S.
11. Die Treppe zum Nordlicht. Von Theodor Däubler. Leipzig 1920, Insel-Verlag. 53 S.
12. Ein goldener Ring. Ein dunkler Ring. Gedichte. Von Bruno Schönlank. Berlin 1919, Paul Cassirer. 70 S. M. 6,— (8,—).
13. Der Lebendige. Ein Gedichtbuch in fünf Akten und einem Echo. Von Kurt Bauchwitz. Berlin 1920, Sigilo-Verlag. 134 S. M. 9,— (12,—).
14. Gerichtstag. Von Franz Werfel. München 1920, Kurt Wolff Verlag.
15. Gottlieder eines Gläubigen. Von Ernst Thrasolt. Mergentheim a. d. T., Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger. 90 S. M. 10,50 (13,20).
16. Die cumäische Sibylle. Von Konrad Weiß. München 1921, Georg Müller Verlag. 103 S.

Von Albert Ehrensteins „Die Gedichte" sagt Ferdinand Gregori: „Der Dichter streift, wenn auch langsam und mit einem fühlbaren Unwillen, die gröbsten Stacheln seines Panzers ab, und man wird ihn, wenn überhaupt ernsthafte lyrische Bekenntnisbücher von mehr als hundert Menschen in Deutschland gelesen werden, gern in den Kreis der Erwählten aufnehmen, deren Zahl die Hundert nicht erreicht." — Derselbe Referent bemerkt zu Johannes R. Bechers „Um Gott": „Auch als ich mit Johannes R. Becher als Dichter noch wenig anzufangen wußte, fühlte ich sein fieberndes Blut und sein Mühen um befreiende Güter. Es geht ihm auch jetzt noch durch ein ganzes dickes Buch um nichts Geringeres als um Gott, aber die nach allen Windrichtungen ausschlagenden Wogen haben sich bezähmt und beugen sich wie richtige Naturerscheinungen gewissen

Gesetzen. So kommt es, daß man auch zarteren Geistes einen Hauch verspürt. Und doch noch immer das Urteil: weniger wäre mehr!" — Über Theodor Däublers „Die Treppe zum Nordlicht" schreibt Gregori: „‚Die Treppe zum Nordlicht' ist eine Vision, und der Dichter verschmäht es, ihre einzelnen Stufen aus irdischen Quadern zusammenzufügen; kein Steigen ist möglich, nur ein Schweben; Schweben in einer dünnen Luft, die kaum noch irdische Bestandteile mit sich führt. Wer sich dem Rhythmus und dem Klang der Worte und Zeilen hinzugeben und seine etwa nach Architektonik dürstende Seele auszuschalten weiß, wird auch an diesem (mit äußerster Sorgfalt gedruckten) Buch Däublers Genuß über Genuß erfahren." — Bruno Schönlanks Gedichte „Ein goldener Ring. Ein dunkler Ring" würdigt Gregori mit den Worten: „Ich brauche nicht in kriegerische Gefilde abzuschweifen, um ihn zu loben, nicht in politische, um ihn zu tadeln; auch der religiöse Einschlag ist nicht alt-, nicht neutestamentarisch beengt: mich überkommt bei einigen der hier versammelten Gedichte die ganz schlichte, reine Freude, wie sie auf etwas gehobener Ebene beim Genuß mörikescher Dichterspeise das Herz bewegt." — Derselbe Referent bemerkt zu Kurt Bauchwitz' „Der Lebendige": „Ein echter Lebensheld, zwischen Titanismus und Demut den Ausgleich suchend, aufschäumend gegen alles unlebendig Literarische und gegen dürre Geistigkeit, steht der Dichter vor uns; Nachfahre bedeutsamer deutscher Lebensführer." — Franz Werfels „Gerichtstag" würdigt Heinz Kenter: „Werfels Gedichtbücher sind stets Ausdruck seiner seelischen Wandlungen, die ihren größten Wendepunkt in seinem ‚Gerichtstag' erfahren. So wie er in seinen ersten Werken die Welt, Menschen und Dinge, aus ihrer notwendigen, schicksalhaften Existenz dichtet (was eine ungeheure Intensität der seelischen Einfühlung, ein Maximum an Güte und Liebe fordert), so versucht er in seinen letzten Werken mit höchster Energie, sich selbst im tiefsten Kern zu erfassen, aus den Erscheinungen der Welt zu erlösen und hinaufzuführen in die

Sphäre des reinen Geistes." — Ernst Thrasolts „Gottlieder eines Gläubigen" rühmt Max Fischer: „Der elementaren Dichtung Ernst Thrasolts gegenüber können Zweifel nicht obwalten. Schon als ich die wenigen Gedichte von ihm las, die im ‚Weißen Reiter' abgedruckt sind, fühlte ich, daß hier eine Stimme zu uns spricht, deren Unmittelbarkeit in der modernen religiösen Literatur ganz einzigartig dasteht. Seine ‚Gottlieder eines Gläubigen' haben diesen Eindruck bestätigt und bestärkt. Denn kein ‚Gläubiger' spricht zu uns, sondern ein Mann, der seinen Glauben verloren hat und erst in langem ernsten Ringen ihn sich wiedererringt. Dieses Versbuch ist das ergreifende Bekenntnis eines Menschen, der sich durch Leid und Schuld von seinem Christenglauben getrennt hat." — Derselbe Referent macht der „cumäischen Sibylle" von Konrad Weiß gegenüber Zweifel geltend: „Obwohl ein Kritikus ja eigentlich alles wissen muß und vor allem besser wissen muß als der Autor, so will ich doch ganz offen bekennen, daß ich den Gedichten von Weiß gegenüber eine sichere Einstellung bis heute noch nicht habe gewinnen können. Diese Gedichte sind so spröde und verschlossen, so unmusikalisch und sinndunkel, daß man sich immer wieder bei ihrer Lektüre zurückgeworfen fühlt in die Leere des Nichtverstehens. Und dann taucht plötzlich ein Gleichnis auf oder gar eine ganze Strophe, die man versteht, von deren Bildaufbau und Rhythmus man hingerissen wird."

Aus der breiten Fülle lyrischer Erscheinungen dürfen die folgenden als bedeutsam hervorgehoben werden:

17. Das Haar der Berenike. Gedichte. Von Felix Braun. München 1919, Musarion-Verlag. 51 S.
18. Die halbgerettete Seele. Ein Gedicht. Von Rudolf Borchardt. Berlin 1920, Ernst Rowohlt. 15 S.
19. Der Bräutigam der Welt. Gedichte. Von Hans Steiger. Kempten-München 1920, J. Kösel. 81 S.
20. Wein und Brot. Gedichte. Von Hermann Ploetz.

München 1920, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey. 107 S.

21. Wir Sturm und Klage. Von Rolf Lauckner. Berlin 1919, Erich Reiß. 46 S.

22. Gesänge. Von Ernst Droem. Mit einer Einführung von Oswald Spengler. München 1920, C. H. Beck. 138 S.

23. Auffahrt. Neue Gedichte. Von Max Pulver. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 72 S.

24. Sonette. Von Karl Willy Straub. Heidelberg 1920, Hermann Meister. 60 S. M. 5,—.

25. Mit dem Fiedelbogen. Gesammelte Verse. Von Heinrich Zerkaulen. Essen o. J., Fredebeul & Koenen. 74 S.

26. Arbeiterseele. Verse von Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg und Revolution. Von Max Barthel. Jena 1920, Eugen Diederichs.

27. Gott Erde Mensch. Gedichte. Von Johannes Lindner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 82 S. M. 6,— (13,—).

28. Parazelsus und sein Jünger. Dichtung von der äußeren und inneren Welt. Von Erika Spann-Rheinsch. Eger, Böhmerlandverlag.

29. Gesänge am Abend. Gedichte. Von Paul Timpe. Leipzig, Xenien-Verlag. 32 S.

30. Der Bildner. Gedichte. Von Victor Meyer-Eckhardt. Jena 1921, Eugen Diederichs. 127 S. M. 15,— (23,—).

31. Hillgenbeller. Von Augustin Wibbelt. Warendorf i. Westf. 1921, Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung (C. Leopold). 96 S. M. 10,—.

Zu Felix Brauns „Das Haar der Berenike" bemerkt Gregori: „In engem, fast zierlich begrenztem Bezirk faustische Lebensentwicklung bringt Felix Brauns Zyklus ‚Das Haar der Berenike'; Schwärmerei, Resignation,

männliches Besinnen. Anfänglich bunte Variationen über das goldblonde Haar eines jungen Mädchens — so wie wir sie nur von der Musik her kennen, und wahrlich wortmusikalisch ganz und gar —, allmählich über das kühle jungfräuliche Individuum der Trägerin hinauswachsend, gewissermaßen vom Gretchen zur Helena, endlich in einen rauschend instrumentierten Schlußgesang aus bezaubernden Stanzen sich von ihr lösend und ins Menschheitlich-Große entschwebend; nur zarte Erinnerung bleibt zurück, wie Helenas Mantel in Faustens Hand. Daß diese Stille des Gestaltens in der Unruhe unseres hetzenden Getriebes noch einen Ort hat, berührt wie ein Wunder." — Derselbe Referent schreibt über Rudolf Borchardts „Die halbgerettete Seele": „Wie ein Gesang nur aus einem breitmündigen Mysterium großen Stils mutet Rudolf Borchardts ‚Halbgerettete Seele' an; man denkt an indische Sagen, an John Milton, an Klopstock. Der Ton schwingt in bedeutender Höhe, orgelmächtig. Nicht was da geschildert wird — der Kampf eines Cherubs um einen schönen, indischen Lastern verfallenen Menschen — sondern recht eigentlich, wie dem Rhapsoden die Perlenschnur des trochäischen Quinars von den Lippen rollt, das ist des Aufhorchens, des Aufnehmens Ursache. Ich habe so edle Verse, die, wie nahe sie in mancher Einsiedelhaftigkeit denen Conr. Ferd. Meyers und Platens stehen mögen, nirgends den Eindruck marmorner Kälte und Glätte aufkommen lassen, ich habe so viel Wärme und Weichheit kaum jemals bei einem Zeitgenossen mit so fest zupackender Formkraft vereint gefunden." — Hans Steigers Gedichte „Der Bräutigam der Seele" rühmt Gregori: „Das kindliche Staunen vor der Natur und den Geheimnissen der Liebe gestalten wenige so schlicht wie Hans Steiger: ein neuer Beleg dafür, wie unverbraucht unsere Sprache ist, die doch vor einigen Jahren in ihren Grundfesten bezweifelt wurde! Noch immer gibt der gerundete Satz im allgemeinen das klarere reichere Bild; noch immer der Positiv, stark gefühlt und kräftig hingesetzt, mehr als der Superlativ, hinter dem

ein mattes Erleben steht.“ — Heinrich Zerkaulen empfiehlt Hermann Ploetz’ Gedichte „Wein und Brot“: „Hermann Ploetz hat für seinen starken Gedichtband ‚Wein und Brot‘ Arno Holz als Fürsprecher beim ‚Kunstwart‘ gehabt: ‚Ich glaube Ihnen mit gutem Gewissen zu kommen, da es das Lebenswerk eines Mannes gilt, von dem ich das Gefühl habe: hätten wir doch in dieser, im besten Sinne «echt deutschen Art», gerade heute, recht, recht viele! Es ist wahr: Diese Männer brauchten nicht alle Verse zu machen. Wer solche aber so zu machen versteht wie Hermann Ploetz — Hut ab!‘“ — Über Rolf Lauckners „Wir Sturm und Klage“ sagt Gregori: „Rolf Lauckner wagt es, noch ein Kriegsbuch zu geben; aber es sind keine breitgewalzten Heeresberichte, wie wir sie zum Überdruß vier Jahre lang haben schmecken müssen; es ist auch kein pazifistisches Wimmern um Frieden, sondern ein ganz persönliches Bekenntnis, das von vornherein kräftig genug erscheint, um jenseits der Schlachten zu bestehen.“ — Ernst Droems „Gesänge“ charakterisiert Gregori: „Ich glaube nun freilich an eine Lyrik der Zukunft, wenn ich auch in Ernst Droem nur einen Nachzügler erkennen kann, dessen Gedichte tatsächlich mit den wehmütigen letzten Ausstrahlungen des umnachteten hölderlinschen Geistes Ähnlichkeit haben; Spengler weist darauf hin.“ — Max Pulvers „Auffahrt“ rühmt Gregori: „Max Pulvers bildende Hand hat kräftige Muskeln bekommen. Seine ersten lyrischen und pseudo-epischen Arbeiten glitten nicht anders denn Sammetstoff durch die Hände; hier aber sind Brokate mit scharfen Brüchen, die kräftigere Gegensätze, reichere Farbigkeit schaffen. Sein ‚Aufruf‘ ist gewiß auf politischem Grund gekeimt, schließlich aber in rein künstlerische Gestaltung aufgeblüht.“ — Derselbe Referent spendet Karl Willy Straubs „Sonetten“ Anerkennung: „Das Sonett, in dem sich Karl Willy Straub schon früher mit Glück versucht hat, scheint geradezu die dem Dichter eigentümliche Ausdrucksform zu werden. Jetzt ist ein ganzer schöner Band damit gefüllt.“ — Ein „lyrisches hors d’œuvre“ nennt Gregori Heinrich Zerkaulens

„Mit dem Fiedelbogen“: „Ein lyrisches hors d'œuvre, sehr schmackhaft und ohne pikante Zutaten, geigt Heinrich Zerkaulen auf seiner Scholaren-Fiedel: Vierzeiler für Vierzeiler in freier Luft, auf Wandervogel-Wegen, oder auf der Fahrt von der Front nach der Heimat eingegeben und im Niederschreiben gleich gesummt und gesungen; Josef Viktor von Scheffel ohne Hochschuleinschlag und ohne alkoholische Stimulanzien!“ — Max Barthels „Arbeiterseele“ widmet Alfred Pfarre die Zeilen: „Wenn auch noch bei Max Barthel ein voller reiner Ton der Saite fehlt, die schon Bröger einmal so stark zum Klingen brachte, und Lersch schon die von Barthel noch ungegriffenen — obwohl mitklingenden — Saiten schwingen ließ, so ist Max Barthel doch der volltönendste Akkord der Arbeiterseele. Oder, wie er richtiger sagen müßte: der deutschen Arbeiterseele.“ — Johannes Lindners Gedichte „Gott Erde Mensch“ rühmt Julius Bab: „Lindner ist kein Nachahmer; denn nachahmen kann man immer nur die äußeren Geberden der Sprache, und Lindner gelangt bis zu jenem innersten Rhythmus, den nur eigenes Gefühl erfassen kann. Und in einem Gedicht wie ‚Werkstatt Gottes‘, das in den Wolkenbänken des Abends Bildhauersteine und in den Sternen abgesprengte Splitter des Werks sieht und nun mit den Schatten Gottes Hände von der Arbeit niedersinken läßt, — da spürt man zweifellos einen Dichter von eigener Anschauungskraft, der vielleicht, von der Überspannung seiner natürlichen Kraft durch fremde Vorbilder befreit, uns noch einmal Eigen-Starkes geben wird.“ — Von Erika Spann-Rheinsch und ihrem „Parazelsus und sein Jünger“ sagt Emil Lucka: „Erika Rheinsch, die Dichterin der süßen ‚Laute‘ und des ganz einzigartig schönen Frauenbuches ‚Das Kindlein‘, faßt hier den Mut zu einer Form des Gedichtes, die uns so ziemlich abhanden gekommen ist: Spruchdichtung, Weisheitsdichtung. Die griechischen Philosophen vor Sokrates haben halb denkend, halb bildend ähnliches in ähnlicher Sprache niedergelegt, die Edda birgt Gedankendichtungen, und der alternde Goethe hat in Versreihen von der Metamorphose der Pflanzen

und anderen diese Form manchmal angewendet. Erika Rheinsch fußt stilistisch ganz auf den klassischen Traditionen, wäre nicht alles unmittelbar quellend, man müßte sie eine Epigonin nennen. Aber man vermag es nicht, denn ihre Rede ist so stark und so unerschöpflich reich an erhabener Vision, ist auf so mächtigen Idealismus gegründet, daß man keine Vorbilder sieht." — Eine „Überraschung" nennt Heinrich Zerkaulen die „Gesänge am Abend" von Paul Timpe: „Eine Überraschung bedeutet Paul Timpe. Seine ‚Gesänge am Abend' sind dem Andenken Friedrich Hölderlins gewidmet. Er nennt ihn ‚meinen sehr großen Bruder' nicht ganz mit Unrecht." — Auf Victor Meyer-Eckhardts Gedichte „Der Bildner" macht Albert Köster aufmerksam: „Versenkt man sich tiefer in diese Gedichte, die man sich zum Teil erst erkämpfen muß, dann spürt man, daß in dem faltenreichen Brokatmantel ein warmfühlender, liebender Mensch einherwandelt, einer, der manches Leid und Glück durchlebt hat, der vielleicht — man sehe das Abendlied S. 17 — schlicht, unmittelbar und ergreifend von diesen Erlebnissen beichten könnte, dem es aber heute noch inneres Bedürfnis ist, seine Geständnisse zu verbrämen und zu verfeierlichen, wie etwa der Gläubige dem Reliquiensplitter seine tiefste Hingebung zu zeigen vermeint, indem er ihn in eine goldene, edelsteingeschmückte Kapsel bettet." — Sehr hoch bewertet Carl Müller-Rastatt Augustin Wibbelts „Hillgenbeller": „Ein Schatz wird uns hier aufgetan von einem Reichtum, wie er in der Dichtung selten ist. Was Wibbelt bisher schuf, war von hohem Wert; aber in den ‚Hillgenbellern' hat er noch Wertvolleres gegeben."

Der Roman

Überblickt man den Roman des Jahres, so darf man sich im Vergleich mit anderen Dichtungsarten der vielen, verhältnismäßig gesicherten Leistungen freuen. Doch mögen in dieser Betrachtung einige Bücher vorangestellt

sein, die das Suchen nach neuen Ausdrucksformen kennzeichnet:

1. Nein und Ja. Roman. Von Otto Flake. Berlin 1920, S. Fischer Verlag. 244 S. M. 12,— (16,—).
2. Der Oger. Von Oskar Loerke. Hamburg-Berlin 1921, Hoffmann & Campe. 344 S. M. 16,— (22,—).
3. Europa. Roman in zwei Bänden. Von Carl Sternheim. München 1920, Musarion-Verlag. 229 und 223 S.
4. Erweckung. Ein Roman. Von Oskar Maurus Fontana. Leipzig, Kurt Wolff. 177 S. Geb. M. 15,—.

Von Otto Flakes „Nein und Ja" sagt Fritz Ph. Baader: „Handlung wird, wie im Drama Georg Kaisers, nur in einem anderen, durch die epische Form bedingten Verstande, Anlaß des Gedankens, schaltet Selbstzweck von Handlungsmoment und Entwicklung aus, soweit nicht am Faden gedanklicher Überlegung gleichsam beispielhaft Handlung sich neu entzündet. Es entsteht so nicht mehr ein Roman im alten Sinne, in dem eine Mittelpunktsgestalt durch Erlebnis und Begegnung wurde, sich gestaltete und gewissermaßen in beschaulicher Vollendung entlassen wurde. Vielmehr: es steht der denkerische Mensch, der bewußt gewordene, gleichsam auf dem archimedischen Punkt außerhalb des Alls, während, Karussell der Reifung und kritischen Auslösung, Leben, Leid und Begierde in mancherlei Erscheinungsform um ihn einen Reigen tanzen." — Oskar Loerkes „Der Oger" spendet Armin Steinart-Loofs reiche Anerkennung: „Loerkes ‚Oger' ist ein gestauter Strom, dessen einstige Schönheit und Kraft noch in großen Teilen des Buches erkennbar sind. So in der Bauernnovelle, die den eigentlichen Kern der verschachtelten Komposition bildet; sie ist mit den großen einfachen Mitteln erlebter Künstlerschaft erzählt. Das Übrige ist — Stauung. Kraft, welcher der Weg verlegt ist, reflektierende Spiegelung, ungewisses Tasten, Widerspruch gegeneinander irrender Strömungen, eine von jedem Wind bewegte Fläche. Die

Sprache wird preziös, die übermäßig gedrängten Bilder entbehren der inneren Notwendigkeit, und was Fülle sein soll, ist nur Zerfahrenheit." — Sehr skeptisch äußert sich Guido K. Brand über Carl Sternheims „Europa": „Da Sternheim bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, dürfte es ihm schwerfallen, größere Kreise für sich zu gewinnen, die ihm kraft innewohnender Fähigkeiten, Zeit, Menschen, Menschliches zu gestalten, zuströmen müßten. Daß sie noch am Rande seiner Formen stehen, ist weniger die Schuld einer Achtlosigkeit oder Unbildung, vielmehr die Überlastung sprachlicher Empfindsamkeit mit Auswüchsen seines grammatikalischen Irrgartens und Verstiegenheiten metaphorischer Dekoration. Über seine völlig ahistorische Prägung einer Geschichte der letzten vierzig Jahre, die er in rasenden Filmstreifen durch die Mechanik eines ebenso schönen wie reichen, geistigen, leidenschaftlichen Mädchens ablaufen läßt, würde man letzten Endes hinweggehen (da schließlich dichterische Kraft immer über historische Entwicklung siegen würde), aber was ihm Kritik immer wieder vorhalten muß, ist der Mißbrauch seiner Kräfte (an denen Deutschland arm ist)." — Voll Bewunderung spricht Alfons Petzold über Fontanas „Erweckung": „Gleich zu Anfang sei es gesagt: dies ist ein wundervolles Buch, ist eine der schönsten Prosadichtungen, die in den letzten Jahren erschienen sind. Prosa! Ist dies noch Prosa nach dem vulgären Sinne des Wortes? Nein, gewiß nicht! Denn hunderte Gedichte stehen auf diesen geschehnisschweren Seiten dieses Romans, Gedichte, die von Helden erzählen, von ihrem Kampf und Tod, Gedichte, in denen der Hunger nach Liebe, Macht und Brot gewaltig aufschreit, Gedichte, die voll sind vom Schweigen der Gebirge, vom Rauschen der Wälder, voll von der Schönheit und Kraft des Lebens, aber auch vom Jammer und der Sehnsucht der Menschen."

Romane, die zu Zeitfragen Stellung nehmen oder aus denen doch die Qual der letzten Tage spricht, seien hier angeschlossen:

5. Der 9. November. Roman. Von Bernhard

Kellermann. Berlin 1921, S. Fischer. 475 S. M. 16,— (20,80).

6. Die einsame Flamme. Roman. Von Rudolf Jeremias Kreutz. Berlin, Egon Fleischel & Co. 209 S. M. 12,— (19,—).
7. Der König. Weg und Wende. Von Karl Rosner. Stuttgart 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 299 S. M. 10,— (18,—).
8. Weh dir, daß du ein Deutscher bist. Ein Roman aus deutschen Drangsalstagen. Von Arthur Usthal. Leipzig 1920, Theodor Weicher. 416 S. M. 14,— (18,—).
9. Werden. Eines Volkes Auferstehung. Roman. Von Hans Wilhelm. Berlin, Hermann Bousset, Verlag der Jugendlese. 236 S. M. 15,— (18,—).
10. Der Tod von Falern. Roman. Von Frank Thieß. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. 384 S. Geb. M. 25,—.
11. Neue Götter. Roman. Von Peter Dörfler. Kempten-München-Coblenz 1920, Jos. Köselsche Buchhandlung. 795 S. M. 30,— (34,—).
12. Die Fackelträger. Roman. Von Hans Roselieb. Kempten-München-Coblenz 1920, Jos. Köselsche Buchhandlung. 470 S.
13. Der Wanderer ins Nichts. Roman. Von Friedrich Freksa. München 1920, Georg Müller. 355 S.
14. Die einzige Sünde. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig 1920, L. Staackmanns Verlag. 152 S.
15. Die von Schebitz. Geschichte einer Adelsfamilie im Revolutionsjahr. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Ullstein & Co. 380 S. M. 16,— (24,—).
16. In Lebensfluten, im Tatensturm. Roman. Von Artur Brausewetter. Berlin 1920, Martin Warneck. 335 S. Geb. M. 20,—.

Zu Bernhard Kellermanns „Der 9. November" bemerkt Rudolf Paulsen: „Kellermann hat bessere Bücher geschrieben. Eine Schwierigkeit für den Dichter lag in dem Thema selbst, indem notwendig Front und

Heimat beide in die Darstellung einbezogen werden mußten. Hätte diese Schwierigkeit aber nicht doch auf irgendeine Weise behoben werden können? So zerreißt nun das Ganze, indem zwei Romane nebeneinander herlaufen und sich gegenseitig durchdringen und überschneiden. Ein epischer ruhiger Fluß ist dementsprechend unmöglich: der Leser muß den Sprung von der Heimat an die Front und wieder zurück ein dutzendmal mitmachen." — Derselbe Referent spendet dem Roman „Die einsame Flamme" von Rudolf Jeremias Kreutz Lob: „Kreutz gibt ein vortreffliches Bild der österreichischen Kriegsgefangenen in Sibirien, gibt auch bei dieser Gelegenheit noch mehr, die Psychologie, vielleicht auch Psychoanalyse der Kriegsgefangenschaft überhaupt. Schade, daß einige etwas altväterlich romanhafte Zutaten ein wenig stören. Immerhin ist mir noch keine Erzählung aus dem Weltkrieg begegnet, die diese Seite der Sache besser darstellte." — Über Karl Rosners „Der König" äußert sich Fritz Carsten: „Das ‚Menschlich-Näherbringen' ist Ziel und Erfolg dieses Buches, ein Ziel, das mit reinsten technischen Mitteln erstrebt, ein Erfolg, der mit menschlicher Anteilnahme erreicht wird. Nur wenige Tage aus dem Leben des unglücklichen Monarchen werden uns gezeigt, aber gerade die Tage, welche die Schicksalswende seines Weges bringen, um Mitte Juli 1918. Ohne jeden bewußten oder unbewußten Byzantinismus, mit knappen und doch charakteristischen Strichen, oft in leicht satirischer Färbung, werden die Herren der Umgebung gezeichnet, mit wenigen festen Konturen, unschattiert, die markanten Gestalten der Obersten Heeresleitung, mit taktvoller Zurückhaltung, impressionistisch, ein paar Phasen der Riesenschlacht — und sonst nur der König. Jeder Zoll ein König? Nein, aber jeder Zoll ein Mensch!" — Auf den Wert von Arthur Usthals „Weh dir, daß du ein Deutscher bist" macht R. Dohse aufmerksam: „In erschreckender Deutlichkeit führt Arthur Usthal dem Leser das fürchterliche Schicksal einer deutschen Familie in Moskau vor Augen, die unter den Exzessen des russischen Pöbels Schweres

zu erdulden hat. Es mag fraglich erscheinen, ob es gerade heute angebracht ist, noch einmal all die Greueltaten aufzudecken, die 1915 in Rußland an den Deutschen verübt worden sind. Immerhin, als Zeitdokument wird der Roman seinen Wert behalten, auch wenn man das Dokumentarische erst aus einem wirren Gerank von romanhaften Zutaten herausschälen muß." — Derselbe Referent rühmt Hans Wilhelms „Werden": „Wie Frühlingsgewitterstürme gärt und braust es in diesem neuen Roman des jungen Hans Wilhelm. Ein Neues, Ungeahntes gebiert sich in Leben, Kultur und Kunst, wir wissen und fühlen es. Wir begreifen auch, daß es um Letztes und Höchstes geht. Sturm und Drang durchwühlt die deutsche Jugend, die Gegensätze prallen aufeinander, überall ein Wachsen, ein ‚Werden'. Dem allen will der Verfasser in seinem von heißem inneren Drang durchpulsten Buch gerecht werden: Keine leichte Aufgabe, wahrlich! Aber eine sittliche Tat, auch wenn der Dichter den seelischen Aufbau mehr analysiert, als daß er nun auch Positives und Letztes in der Zielsetzung zu sagen wüßte." — Sehr hoch bewertet Guido K. Brand den „Tod von Falern" von Frank Thieß: „Ein Erstling, aber ein Wurf von Sicherheit, Kraft, Blut und Tempo. Eine Stadt stirbt, umringt, umlagert von einem unerbittlichen Feind. Die Stadt ist ausgehungert, voll Krankheit, Pest und Tod. An der Spitze stehen Gewaltige, Führer, Gestählte, Rücksichtslose. Aufrufe, Worte keilen sich in ausgetrocknete Adern, treiben die Hungrigen, Müden, Sterbenden zu grausamen Ausfällen gegen die Feinde." — Über Peter Dörflers „Neue Götter" äußert sich Max Fischer: „Dörflers Roman ‚Neue Götter' ist erfüllt von geprägten Gestalten, farbigen Szenen, geistvollen Dialogen. Die Einheit des Werkes liegt in dem Bestreben, die seelischen Grundkräfte jener Zeit zu enthüllen; der Stoff verrankt sich in Episoden, die novellistisch zugespitzt und abgerundet sind. So vermag Dörfler seine Leser nicht in gleichem Maße fortzureißen wie Bulwer oder Sienkiewicz. Aber dafür hat er das kulturhistorische Material viel organischer

in seine Erzählung verwoben, hat die Problematik jener Zeit in erlebnisdurchglühten Gesprächen der handelnden Personen dargeboten. Die Feinheit, mit der auch subtilste Fragen im Stil überfeinerter Sophistik diskutiert werden, überrascht bei dem Dichter, den wir bisher in erster Linie als Gestalter einfacher Schicksale kannten." — Hans Roselieb s „Die Fackelträger" nennt derselbe Referent ein verfehltes Buch, aus dem aber doch ein bedeutendes Talent spreche. — Friedrich Freksa wird in seinem Roman „Der Wanderer ins Nichts" von Hans Sturm als stilgewandter Erzähler gerühmt: „Den Weg des Robert Harring mit all seinen wirklichen und scheinbaren Hemmnissen zu verfolgen, ist ungemein interessant, aber das wahre Mitleben mit dem Wanderer ins Nichts beginnt erst in dem Augenblick, da ihn der Krieg vor der gänzlichen Vereisung seines Selbst rettet und zum Menschen macht. Er wird ein guter Soldat, ein treuer Kamerad und ein begeisterter Führer, dem die Waffe zum Werkzeug seines Lebens geworden wäre, wenn nicht der Tod, damals von ihm so lässig gesucht, im Lazarett ihn überrascht und so das Problem der Euthanasie gelöst hätte." — Über „Die einzige Sünde" von Franz Karl Ginzkey sagt Christine Touaillon: „In Ginzkeys stillem Buch ‚Die einzige Sünde' bildet der Krieg zwar den Rahmen, aber die Erzählung selbst hat nicht das Geringste mit ihm zu tun. Wahrscheinlich hat der Dichter selbst einen Teil der Kriegszeit in den Dolomiten verlebt, so daß ihm die gewaltige Natur des Rosengartens, durch das ringsum wütende Massenmorden ins Ungeheure gesteigert, zu einem Kriegserlebnis wurde. Auf diese Weise mag er der Selbsttäuschung unterlegen sein, sich durch den Krieg befruchtet zu glauben. In Wirklichkeit stellt er, fein und zart wie immer, einen unendlich feinen und zarten Seelenzwiespalt dar, der im wilden Atem des Krieges kaum empfunden werden konnte." — Zu „Die von Schebitz" von Fedor v. Zobeltitz bemerkt Fritz Carsten: „Der Roman hat neben seinem literarischen und kulturellen auch nicht geringen zeitgeschichtlichen Wert, und die, nicht aufdringlich, sondern taktvoll künst-

lerisch eingeflochtenen politischen Äußerungen sind besonders interessant als Bekenntnisse eines Mannes, dessen Leben und Weltanschauung schließlich auch aufgebaut sind auf den Traditionen derer — von Schebitz." — Anerkennend äußert sich Richard Dohse über Artur Brausewetters „In Lebensfluten, im Tatensturm": „Ein Buch, in das die jüngsten Zeitereignisse und die Umwälzung, die sie im Denken und Tun der Menschen verursachen, erheblich mit hineinspielen, hat uns Artur Brausewetter auf den Weihnachtstisch gelegt. ‚In Lebensfluten, im Tatensturm', so steht sein Ingenieur Morgenroth zunächst kraftvoll in jugendlichem Idealismus und unbeirrtem Drang zur Freude da, bis seine großangelegte Erfindung, eine neuartige Dampferturbine, im wahrsten Sinne des Wortes Schiffbruch leidet. Da bricht der Überschwängliche zusammen, und erst durch seinen Freund, den nüchternen, rechtlichen Pflichtmenschen Splettstößer, richtet er sich wieder auf, um — auch im Innern gewandelt — ein neues, auf treue Arbeit und geläuterten Mut gestelltes Leben zu beginnen. Das aber ist nur ein geringer Ausschnitt aus der Fülle der Probleme und Menschen, die uns entgegentritt. Es ist konzentriertes Leben mit seiner ganzen Vielseitigkeit im äußeren Geschehen und noch mehr in der inneren, geistigen Gestaltung in dem Buche."

Der historische Roman ist nicht arm an bemerkenswerten Leistungen geblieben:

17. Wallenstein. Roman. Von Alfred Döblin. Zwei Bände. Berlin, S. Fischer. 386 und 490 S.
18. Die letzte Lust. Roman. Von Curt Habicht. Hannover 1920, Paul Steegemann.
19. Das Buch Leidenschaft. Amelungenroman. Von Werner Jansen. Braunschweig 1920, Georg Westermann. 277 S.
20. Der Turm der Liebe. Wiener Roman. Von Julius Ludassy. Wien, J. Roller & Co. 272 S.
21. Die Amouren des Magister Döderlein. Roman. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1920, L. Staackmanns Verlag. 281 S.

22. Überall Molly und Liebe. Von Julius Berstl. Berlin, Wilhelm Borngräber. 308 S.
23. Dunkel über Preußen. Von Franz Herwig. Leipzig, Quelle und Meyer. 268 S.
24. Das Volk wacht auf. Roman. Von Walter v. Molo. München 1921, Albert Langen. 247 S. M. 15,— (23,—).
25. Barrikaden. Von Zdenko von Kraft. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 365 S.
26. Liebestod. Roman. Von Zdenko von Kraft. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 352 S. M. 14,— (23,—).
27. Dämonische Jahre. Ein Lenau-Roman. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig 1920; L. Staackmanns Verlag. 364 S.

Sehr hohe Bedeutung wird Alfred Döblins „Wallenstein" von Paul Friedrich zuerkannt: „Der großangelegte zweibändige ‚Wallenstein' Alfred Döblins ist seiner Anlage, der Fülle der gezeichneten Figuren, der meisterhaften Durcharbeitung der politischen Strömungen nach eine exzeptionelle Leistung, die Bewunderung heischt. Döblins Stil ist vollkommen frei von all dem gewollt ‚altmodischen' Wortkram, ebenso frei von aller idealisierenden Schönfärberei." — Lebhaft begrüßt Wolfgang Stammler Curt Habichts „Die letzte Lust": „Der neue historische Roman ist hier erstanden. In Träger vergangener Zeiten intuitiv hineinzuschauen und sie als Symbole ewiger Menschheitsideen, Menschheitsrechte und Menschheitskämpfe zu gestalten, ist heute des Dichters Aufgabe. Nicht die Realität einstiger Jahrhunderte gilt es wieder zu verkörpern, sondern ihre Wesenheit zu erfassen. Das, was als großer, unbesiegbarer Gedanke das Bleibende in der Flucht der geschichtlichen Phänomene bedeutet, ist zu kristallisieren und aus der scheinbar fessellosen Freiheit der Erscheinung in eine selbstschöpfende Form der Kunst zu bändigen, welche Überlieferung und Gestaltung in reiner Harmonie eint." — Anerkennung spendet Fedor v. Zobeltitz Werner Jansens „Das Buch Leidenschaft": „Seinem Nibelungen- und Gudrun-

roman hat Jansen nun diese eigenartige Dichtung folgen lassen, in der er die um Dietrich von Bern sich gruppierenden Epen der alten Heldensage zu einem großen Romangebilde verschmilzt. Auch diesmal wieder ist es Jansen gelungen, dies echte Volksgut mit seinem sturmdämonischen Einschlag in eine lebendige Form zu gießen, wohl hie und da mit den grellen Farben der Vorlagen, aber doch immer in kräftig anschaulicher Ausdrucksweise und mit großer Erzählungskunst, die bei der sich überstürzenden Handlung und dem quellenden Stoffreichtum auch in das Seelische zu tauchen versucht." — Julius Ludassys „Der Turm der Liebe" lobt Friedrich Hirth: „Ludassy hat ein wirksames Buch geschrieben, in dem sich die Wirklichkeitsschilderung mit Legenden- und Sagenvortrag glücklich verbindet. Drei Frauengestalten, die harte Maria, die hingebende Agnes und die betörende Magdalena, sind dem Verfasser ausgezeichnet gelungen. Ein tüchtiges Stück hingebender historischer Arbeit steckt in dem Roman, von dem man nur wünschte, daß er die archaisierende Sprache vermieden hätte, die der des sechzehnten Jahrhunderts auch nicht annähernd nahekommt und in den ergreifenden Augenblicken, an denen das Buch reich ist, nur störend wirkt." — Die „Amouren des Magister Döderlein" von Robert Hohlbaum werden von Christine Touaillon anerkannt: „Von Geschick und Bildung zeugt auch Robert Hohlbaums Erzählung ‚Die Amouren des Magister Döderlein'. Feine Einzelheiten setzen sich zu einem lebendigen Bild des achtzehnten Jahrhunderts zusammen. Aber die äußeren Schicksale des Helden wirken stärker als seine inneren. Dort kommt dem Verfasser eben sein historischer Sinn zu Hilfe, während hier doch die Leidenschaft einer echten Künstlernatur fehlt." — Freundlich äußert sich Paul Friedrich über Julius Berstls „Überall Molly und Liebe": „Der berstlsche Liebesroman des armen, von seinen Leidenschaften gehetzten und zerrissenen Gottfried August Bürger ist bedeutend wertvoller, als der ziemlich kitschige Titel vermuten läßt. Das Doppelverhältnis zu seiner kränklichen blassen Frau und zu deren voll-

blütig-leidenschaftlicher jüngeren Schwester ist mit scharfer Psychologie ohne jede Schönfärberei gestaltet. Der Stil ist hetzend, kochend wie die Wildheit der beiden Haupt-Temperamente. Berstl hat aus Bürgers Misere eine Ballade, aber eine Bürgers würdige Ballade gemacht." — Derselbe Referent anerkennt Franz Herwigs „Dunkel über Preußen": „Es muß Franz Herwig unbedingt zum Verdienst angerechnet werden, daß er nicht wieder zum tausendstenmal einen Fridericus- oder Befreiungskriegsroman verfaßt hat, sondern einmal das wenig beleuchtete Bild des schwachen und sinnlich-mystischen Friedrich Wilhelm II. in den Mittelpunkt eines vorzügliche Zeit- und Lokalkenntnis verratenden schwärmerischen Liebesromans mit Julie von Voß, der späteren Gräfin Ingelheim, gerückt hat. Man lernt in der Heldin ein Kind der Wertherzeit kennen, bei der Vaterlandsliebe und Liebe zu dem schönen Nachfolger des greisen Einsiedlers von Sanssouci in eins zusammenfließt. Einzelne Szenen, wie namentlich das Gespräch Julies mit dem alten Fritz, sind von hoher dichterischer Kraft, und Milieu und Idee sind ganz vortrefflich zu einem Ganzen zusammengeschweißt." — Bedenken hegt Guido K. Brand gegen Walter v. Molos „Das Volk wacht auf": „Ich kann mir denken, daß dieser dritte und letzte Teil der Roman-Trilogie ‚Ein Volk wacht auf' außerhalb der Anhängerschaft v. Molos einen starken Eindruck auf gewisse Kreise macht, die mehr von dem Stoff, dem zu unserer Jetztzeit beziehungsreichen Inhalt, ergriffen sind als von seiner Gestaltung. Es ist alles da: Franzosenherrschaft, Franzosenhaß, Franzosengemeinheit, deutsche Treue, deutsche Wut, Haß, Liebedienerei, Ängstlichkeit usw. Die von Gegenwärtigem aufgepeitschte Seele findet Ebenbürtiges in Napoleon des Ersten Würgedruck um Deutschland; in der Kehle steigt ein knebelndes Etwas hoch. Damals wie heute. Das sollte aber keinen Anstoß geben, keinen guten Roman zu schreiben. Sondern aus tiefster Verantwortung heraus entweder: Schweigen oder: mit visionärer Kraft die Brücke schlagen von einer Not zur andern! In des Volkes Elend soll niemand mit Ge-

fühlen spielen. Ich gebe zu, daß Walter v. Molo es grundehrlich meint. Aber dann muß ich sagen, daß er als Gestalter versagt hat." — Bedenken macht Richard Sternfeld auch, bei aller Anerkennung, gegen die Wagner-Romane Zdenko von Krafts geltend: „Es ist das Gefährliche bei diesen Künstler-Romanen, die die Mode über uns ausgegossen hat, daß der Verfasser, wenn er ehrlich ist, so sprechen muß, wie es ihm eigentümlich und ums Herz ist, und daß er doch gerade so nicht sprechen darf, weil er ja die Maske eines andern, noch dazu eines Großen, vorbinden muß." — Über Adam Müller-Guttenbrunns „Dämonische Jahre" urteilt Christine Touaillon: „Seine ‚Dämonischen Jahre' sind eine interessante, verständnisvolle Beschreibung der Jugend Lenaus und beruhen auf guter Kenntnis des Dichters und seiner Zeit. Doch war es der liebenswürdigen, klaren und leidenschaftslosen Natur Müller-Guttenbrunns nicht gegeben, Dämonisches nachzuleben; so kommt es, daß wir die tiefsten seelischen und körperlichen Bedrängnisse Lenaus nur ahnen können. Trotzdem ist das Buch verdienstvoll und wird sicher dazu beitragen, den schon halb vergessenen Dichter wieder so lebendig zu machen, wie er es verdient."

Das ausgeprägte Interesse am Landschaftlichen kennzeichnet die folgenden Romane:

28. Dat Hus sünner Lücht. Roman. Von Fritz Gerhard Lottmann. Hamburg 1920, Richard Hermes Verlag.
29. Lebensinsel. Roman. Von E. F. Kullberg. Braunschweig, Georg Westermann. 328 S. Geb. M. 25,—.
30. Nick Tappoli. Roman. Von Jakob Christoph Heer. Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 303 S. M. 11,— (19,—).
31. Landunter. Halligroman. Von Wilhelm Lobsien. Berlin 1921, Martin Warneck. 349 S. Geb. M. 22,—.
32. Der glückliche Sommer. Roman. Von Felix

Moeschlin. Leipzig und Zürich 1920, Grethlein & Co. 307 S. M. 16,— (24,—).

33. Vrouw Johanna. Roman. Von Hans Dittmer. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 524 S. M. 6,— (8,—).

34. Ewiges Arkadien! Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1920, L. Staackmanns Verlag. 275 S.

35. Trio in Toskana. Von Joseph Friedrich Perkonig. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 208 S. M. 9,— (16,—).

36. Weltflucht. Roman. Von Fritz Philippi. Leipzig, Verlagsbuchhandlung J. J. Weber. 255 S. M. 16,— (19,—).

37. Die Frau von Afrika. Roman. Von Norbert Jacques. Mit Zeichnungen von Richard von Below. München 1921, Dreimasken-Verlag. 166 S.

38. Schön Elsbeth. Roman. Von K. F. Kurz. München, Albert Langen. 234 S. M. 10,— (16,—).

39. Eynars Töchter. Roman. Von Georg Speck. Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlags-Anstalt. 271 S. M. 10,— (16,—).

40. Ghavati. Ein Tierroman. Von Franz Schauwecker. Halle a. d. Saale, Heinrich Diekmann. 330 S. M. 18,— (25,—).

Von „Dat Hus sünner Lücht" von Cottmann sagt Carl Müller-Rastatt: „‚Dat Hus sünner Lücht' ist kein leicht wiegender Unterhaltungsroman. Mit Läuschen und Döntjen hat es nichts zu tun. Es ist nach Gehalt wie nach Form ein Werk von Rang." — E. F. Kullbergs „Lebensinsel" rühmt Richard Dohse: „Über E. F. Kullbergs Roman leuchten rein und klar die Friedenssterne der Heimat. Die innere Kraft und Gewalt, die die Einfachheit und Stille da droben auf der einsamen Nordseeinsel auf den im Geräusch der Großstadt zu Ruhm und Ehre gelangten Maler ausübt, die Menschen in ihrer Eigenart und ihrem steten Kampfe mit dem Element, dieser ganze volle und werbende Unterton gibt dem Buch seine eigene Note." — Zu J. C. Heers Roman „Nick Tappoli" bemerkt Johannes Reichelt: „Der Duft

innigen Erlebens der Natur und der Menschen weht aus den Schilderungen des Heimatbodens am Oberrhein, wo das schweizer Land an die badische Grenze stößt. Und Zürich, die Stadt echt schweizerischer bodenständiger Kultur, ersteht aus den Geschehnissen seiner handelnden Personen, und umgekehrt, die Stadt wirkt auf Handeln und Empfinden dieser Menschen ein, die sich tiefinnerlich mit ihrem Heimatboden verwachsen fühlen." — Sympathisch begrüßt Richard Dohse den Halligroman „Landunter" von Wilhelm Lobsien: „Der Kieler Wilhelm Lobsien wurzelt in seinen zahlreichen Romanen, Erzählungen und Märchen ausschließlich in heimatlicher Kultur und heimatlichem Volkstum. Mehr und mehr hat er sich dabei seinen Sonderplatz als Halligdichter erobert. Hier, in der Beschreibung und Schilderung, in der liebevollen Beseelung der kleinen Welt der nordfriesischen Inseln liegt seine besondere Stärke, hier ist er mit seinem Herzen zu Hause, hier kennt er durch eingehendes Studium Landschaft und Menschen aus dem Grunde." — Sehr anerkennend bespricht Werner Ewald Moeschlins „Der glückliche Sommer": „Auf einer menschenfernen Insel in einem schwedischen See erleben Glorian und Lore den Sommer ihrer Liebe und den Sommer der Natur, sie erleben ihn, wie es vor ihnen nur den seltenen und vom Glück begünstigten Menschen hätte geschehen können, wenn — nun, wenn sie eben Glorian und Lore wären. — Ach, ich will lieber erst gar nicht anfangen zu erzählen, sonst werd' ich zu superlativisch. Doch, wer den schönsten Sommer und das schönste Mädchen sein zu nennen glaubt, der lese dies Buch dazu; vielleicht wird dann alles noch ein bißchen schöner." — „Vrouw Johanna" von Hans Dittmer rühmt Wilhelm Lobsien: „Der Stil ist durch und durch persönlich und von einer starken Bildhaftigkeit. Die Natur ist scharf geschaut, als wirkende Kraft erfaßt und als etwas Lebendiges, Persönliches wiedergegeben. Aus ihr wachsen die Menschen als etwas wirklich Gewordenes heraus, als Produkte ihrer schaffenden und umformenden Macht. Und darum sind es auch keine Schemen, sondern Gestalten von

Fleisch und Blut, die so und nicht anders sein, denken, fühlen und handeln können. Eine ganze Landschaft wird in ihnen lebendig, gewinnt in ihnen Wesen und Form, und wenn der Dichter in seinem Roman den Kampf der Jugend gegen das Alter schildert, so läßt er diesen stürmischen Kampf auswachsen zu einem Kampf des Neuen gegen das Alte an sich, zu einem siegreichen Eindringen neuer, das verknöcherte Alte wegfegender Weltanschauungen." — Christine Touaillon charakterisiert Bartschs „Ewiges Arkadien" dahin: „Rudolf Hans Bartschs neuer Roman ist nichts anderes als ein Nachklang der Schäferromane, also ein Versuch, die unerträgliche Wirklichkeit durch eine selbstgeschaffene ideale Welt zu überwinden. Dabei aber geschieht es dem Verfasser, daß er diese ideale Welt für wirklich hält. Er nennt sein Buch zwar ‚Ewiges Arkadien', aber er will damit nicht etwa die Schilderung einer arkadischen Schäferwelt ankündigen, sondern nur sagen, daß die Welt der Bauern die einzige selige und ewige Daseinsform sei. Dabei aber werden ihm seine Bauern zu völlig unwirklichen Gestalten, ebenso vollkommen und ebenso unwahr wie die Schäferfiguren des achtzehnten Jahrhunderts." — Dieselbe Referentin äußert sich zu Perkonigs „Trio in Toskana": „Die selige Aufgelöstheit in Natur und Musik, die Schilderung einer Welt aus Wolken und Baumschatten, Amselrufen und Glockenschwingungen hat er mit Bartsch gemeinsam, leider auch das Überwuchern des Lyrischen und das Zerflattern des Epischen sowie die Unwirklichkeit der Rede und die Gewohnheit, über der Eigenart der Bilder ihre Plastik zu vernachlässigen. Aber eins stellt ihn diesmal über Bartsch: er ist nicht bei parteimäßiger Betrachtung des Lebens stehengeblieben, sondern schält aus allem das Menschliche heraus." — Fritz Philippis „Weltflucht" rühmt Hans Teßmer: „Das Buch ist nicht nur ‚gut geschrieben', sondern es fesselt durch feinzügige Psychologie und Naturschilderungen, die in der besonders gelungenen Darstellung des Meeres an Kellermanns ‚Meer' angenehm erinnern. Noch wichtiger scheint mir freilich, daß über diese Dar-

stellung hinaus dem Verfasser die Erläuterung der Einwirkungen so erhabenen Naturgeschehens auf das Seelenleben vollauf geglückt ist." — Zu Norbert Jacques' „Die Frau von Afrika" bemerkt Fritz Ph. Baader: „Den Zug des Abenteuers, der dennoch nichts ist als der Wollusttraum einer beraubten Seele, stattet Jacques mit seiner Kenntnis fremder Welten und Erdteile, mit dem Zauber seiner regen Vorstellungskraft, mit der Bildschichtigkeit seiner gedrungenen und stets wesenhaften Sprache aus. So kommt uns aus diesem Buch des Lagerlebens und des lauten Kampfes dennoch ein zarter Hauch des tiefsten menschlichen Leides, ein Bild der irrenden Seele, an dem das laute Wesentliche schließlich nur als das Zufällige alles Erdenleids erscheint." — „Schön Elsbeth" von K. F. Kurz würdigt Hans Christoph Ade: „Das Buch ist vielleicht ein wenig zu breit geraten. Aber was will das sagen, da es in seinen Hauptpunkten doch ergreift und zur Tiefe hinführt. Es ist ein Kleinstadtroman und handelt von kleinen Leuten. Äußeres aber ist Verhüllung. Durch alle Stände hindurch geht das innere Leben, und gerade dies hat K. F. Kurz herauszuheben gewußt." — Von Georg Specks „Eynars Töchter" sagt R. Dohse: „Es ist etwas von der liebevoll-besinnlichen, beschaulichen Art und dem barocken Humor Wilhelm Raabes in diesem Roman. Georg Speck ist keiner von denen, die auf Spannung arbeiten, die Begebenheiten auf Begebenheiten türmen und den Leser nicht zu Atem kommen lassen. Er ist vielmehr ein stiller, feiner Erzähler, der mit einer mitunter fast zu eingehenden Genauigkeit in die Ecken und Winkel seines altmodischen kleinen schweizer Städtchens hineinleuchtet, daß es lebendig wird mit all seinem Zauber, seiner idyllischen Umwelt und seinen eigenartigen Menschen." — Sehr anerkennend spricht Karl Huber über Schauweckers Tierroman „Ghavati": „Das ist der Inhalt des inhaltschweren Buches: der Untergang der großen afrikanischen Tierwelt. Tierdämmerung. Ghavati, die vom Dichter ersonnene Göttin der Tiere, erhält vom Vater der Welt den Auftrag, dem Rad des Geschehens in die Speichen

zu fallen. Sie muß ihre Ohnmacht erkennen. So liegt über allem Geschehen von Anfang an ein Hauch der Wehmut. Das Schicksal rollt ab mit tragischer Wucht."

Es folgt eine Reihe von Romanen, die von der schriftstellerischen Persönlichkeit ihrer Verfasser Zeugnis ablegen und somit zugleich etwas von Weltanschauung vermitteln:

41. Beatus. Von Richard Huldschiner. München und Leipzig, Georg Müller Verlag. 244 S. M. 22,— (28,—).
42. Die Brücke. Roman. Von Thaddäus Rittner. Mit einer Original-Lithographie von Hans Windisch. Berlin 1920, Ullstein & Co. 260 S. Geb. M. 24,—.
43. Der heilige Xaver. Roman. Von Hermann Horn. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 296 S. M. 18,— (26,—).
44. Der Stern über der Schlucht. Von Fried Kalser. Berlin, Erich Reiß Verlag. 149 S. M. 12,— (17,50).
45. Der Seelenschmied. Roman. Von Otto Soyka. Berlin 1921, August Scherl G. m. b. H. 237 S. M. 18,— (25,—).
46. Just Haberlands Fahrt ins Glück. Ein Klein- und Großstadtroman. Von Leonhard Schrickel. Braunschweig 1920, Georg Westermann. 426 S. Geb. M. 30,—.
47. Die Dame in Weiß. Roman. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Verlagsbuchhandlung Carl Konegen. 354 S. M. 9,— (14,—).
48. Die Leute aus dem Dreisatale. Roman. Von Gustav Schröer. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 364 S. M. 16,— (24,—).
49. Salomons Schwiegertochter. Roman. Von Felix Hollaender. Berlin, Ullstein & Co. 380 S.
50. Tobias Heftnagel. Roman. Von Hermann Wagner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 207 S. M. 9,— (16,—).
51. Wer war Balthasar? Von Heinrich Stadel-

mann. (Die Bücher der Wende. 7. Bd.) München, Verlag Die Wende. 213 S.
52. Der tönerne Gott. Roman. Von Paul Frank. Berlin, Schuster & Löffler. 244 S.
53. Namenlos. Roman. Von Kurt Münzer. München 1920, Thespis-Verlag. 376 S. M. 16,— (21,—).
54. Umsturz im Jenseits. Von Karl Hans Strobl. München 1920, Rösl & Cie. 285 S.
55. Malthus. Ein Roman der Zukunft. Von Horst Schöttler. Leipzig 1920, L. Staackmann. 286 S. M. 15,— (20,—).
56. Die Schule des Gefühls. Roman. Von Karl von Perfall. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. M. 10,— (17,—).
57. Stefan Layden. Roman. Von Oswald Poetzelberger. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. 264 S. M. 20,— (27,50).
58. Der Aufrechte. Ein Buch von gestern, heut und morgen. Von Hans Gustav Wagner. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 208 S. M. 10,— (18,—).
59. Geert Holdts Brautschau. Ein Liebesroman. Von Traugott Tamm. Leipzig und Wien 1920, Verlag des Bibliogr. Instituts. 255 S. Geb. M. 21,—.
60. Ararat. Roman. Von Arnold Ulitz. München, Albert Langen. 440 S. M. 15,— (22,50).
61. Das rauhe Leben. Der Roman eines Menschen. Von Alfons Petzold. Berlin 1920, Ullstein & Co. 508 S.
62. Kinder des Schicksals. Roman. Von Jakob Schaffner. Leipzig 1920, Grethlein & Co. 238 S. M. 12,— (20,—).
63. Hochwildfeuer. Eine Weltenschau. Von Paul Schulze-Berghof. München, Verlag Hugo Schmidt. 380 S. M. 6,80 (9,60).
64. Die wilden Goldschweine. Roman. Von Rudolf Haas. Leipzig 1920, L. Staackmann. 323 S. M. 18,— (25,—).
65. Selige Armut. Roman. Von Wilhelm Schar-

relmann. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 249 S. Geb. M. 10,—.

66. Kasai. Roman. Von Ludwig Winder. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 295 S.

Richard Huldschiners „Beatus" rühmt Armin Steinart-Loofs: „Huldschiners ‚Beatus' ist ein reifes, von Herbstwehmut und Resignation durchzogenes Kunstwerk. In einem schmalen, autobiographischen Rahmen enthält der ‚Roman' drei lyrisch-epische Bilder von großer Reinheit und Fülle der Stimmung. Das Verbindende des Rahmens und der einzelnen Bilder ist der Seelenwanderungsgedanke, der Gedanke von der ewigen Wiederkehr, die Sehnsucht nach dem ‚hochzeitlichsten der Ringe'." — Von Thaddäus Rittners „Die Brücke" sagt Franz Strunz: „Wir haben heute so manches gute Buch, das die Geschichte eines Knaben erzählt, aber Rittner gibt doch mehr als eine Kindertragödie, er hat das Zwiespältige der Übergangszeit mit sicherer Kenntnis jugendlich-seelischen Geschehens erfaßt, das drängende Anderswerden und Unruhigsein, die Wallungen des Körperbegehrens und das ungestillte Unbehagen, er hat Grauen und Süße gemischt, Nacht und Tag, Sorge und Auferstehung, um zu zeigen, wie das alles zum persönlichen Schicksal auswachsen kann und doch, in den Rahmen menschlichen Verstehens und der reinen Güte gefaßt, Lied und Liebe ist. Rittner arbeitet mit den feinen Mitteln österreichischer Poesie. Er versteht die entzückende Kunst des Abdämpfens." — Zu Hermann Horns Roman „Der heilige Xaver" bemerkt Fritz Ph. Baader: „Was Hermann Horns epische Dichtungen über den Kreis so mancher zeitgenössischen Erzähler hinaushebt, ihnen ihr Besonderes, Unverwechselbares und im Leser als ein gewonnener Besitz Nachhallendes verleiht: — das ist der Mensch mit der erworbenen Weltanschauung, der, unaufdringlich und doch allenthalben fühlbar, hinter diesen Gebilden einer sicher gestaltenden Phantasie verborgen liegt. Horn ist ein Erzähler, ein Romancier im besten Sinne des Wortes; spannend, gestaltenreich und, was mehr bedeutet, gestaltenschöpferisch. Seine Figuren stehen

mit jener Sicherheit, die sie in der Phantasie des Aufnehmenden leibhaft wandeln macht." — Entschiedene Anerkennung zollt H. Chr. Ade Fried Kalsers „Der Stern über der Schlucht": „Was diesen Roman vor vielen anderen hervorhebt, ist die große Gewähltheit seines Geschehens sowohl wie seiner Sprache. Hier ist alles bezwungen, alles zu Kunst gebändigt, alles gestaltet und durchseelt mit immer gleicher Wachheit schöpferischer Liebe. Der alltägliche Leser wird vielleicht nicht auf seine Kosten kommen, wer aber Genuß an einer Prosadichtung der Dichtung wegen haben kann, der wird das Buch dankbar und ergriffen aus der Hand legen." — Soykas „Seelenschmied" lobt Albert Ludwig: „Das ist wieder ein echter Soyka. Der Alltag des Lebens einer modernen Großstadt wird plötzlich gestört durch seltsame, allem Hergebrachten widersprechende, die Grundlagen der Gesellschaft aufhebende Vorgänge. Sie werden knapp und sachlich erzählt; es ist, als sollte aus Zeitungsberichten und Zeugenaussagen alles mitgeteilt werden, was dazu dienen kann, letzten Endes doch dunkel bleibende Zusammenhänge zu erhellen: so werden wir gestimmt, Unerhörtes als gegeben hinzunehmen, so werden wir gezwungen, selber weiter zu spüren, um ahnend zu erfassen, was in diesen Menschen vor sich gegangen ist, was sie mit ihrer seltsamen Magie (ist's schwarze, ist's weiße?) bezwecken." — Sein Urteil über Leonhard Schrickels „Just Haberlands Fahrt ins Glück" faßt Richard Dohse dahin zusammen: „In einer Fülle von lebensvollen Bildern, von prächtigen Ausschnitten aus der Stille der kleinen Stadt und dem zweifelhaften Treiben der Weltstadt spricht dieses Buch von den Irrungen und Wirrungen einer Menschenseele." — Zu Adam Müller-Guttenbrunns „Die Dame in Weiß" bemerkt Paul Leppin: „Die Gestalt der ‚Dame in Weiß' und ihr ungewöhnliches Schicksal geben dem Buch Niveau und Haltung." — Gustav Schröers „Die Leute aus dem Dreisatale" anerkennt Wilhelm Lobsien: „Dieser neue Roman von Gustav Schröer setzt reich und schön als Entwicklungsroman ein und schildert breit

und behaglich in durchaus subjektiv gefärbter Sprache das Werden und Wachsen eines Knaben bis eben über das Jünglingsalter hinaus. Dann bricht er plötzlich ab, und diesem ersten ‚Vorgeschichte' benannten Teil folgt das erste Buch, in dem er die Geschichte des zum Manne gewordenen Knaben wieder aufnimmt. Durch diesen Sprung über eine lange Reihe von Jahren zerreißt er in bedauerlicher Weise das an sich schöne und tiefe Buch." — Seine Milieuzeichnung rühmt Hans Teßmer bei unabweisbarem Gefühl der Leere in Felix Hollaenders Roman „Salomons Schwiegertochter". — Zu Hermann Wagners „Tobias Heftnagel" bemerkt Hermann Weick: „Ein echter Wagner, vielleicht sein bestes Werk bisher, ist ‚Tobias Heftnagel'. Alltägliches Geschehen, das Leben eines simplen Mannes mit dem ihm selbst ärgerlichen Namen Heftnagel schildert Wagner. Aber wie er es schildert, mit dieser großen Liebe und der ihm eigenen Gabe der Einfühlung in das Wesen, die Eigenheiten und auch Verschrobenheiten dieses Mannes, ist das Bestechende an diesem Buch." — Heinrich Stadelmanns „Wer war Balthasar?" kennzeichnet Rudolf Paulsen dahin: „Ein philosophischer, zugleich grotesker Roman, der den Weg Balthasars vom Wahnsinn aller bürgerlichen Tragik in die Erlösungsgefilde eines neuen Verhältnisses zu den Dingen, in die mutmaßliche Klarheit des Irreseins führt. Vielfach skurril, aber doch überall fast von bohrender Tiefe und erfüllt von einer zwar boshaften, doch aber humorvollen Einstellung zu der fürchterlichen Kausalitätsmaschine, die wir Leben und Geschichte nennen, so ist Stadelmanns Bericht ein wenn nicht neues Genre der Literatur, so immerhin eine Gestaltung von etwelcher Konsequenz." — Über Paul Franks „Der tönerne Gott" schreibt Anselma Heine: „Sehr geschickt gemacht. Spannend von Anfang bis zum Ende. Ein kleiner indischer Gott aus Ton mit grünen Augen vermag es immer wieder, seinem Herrn die Frau herzuzaubern in sein Zimmer, die er von ihm erbittet. Wie dem unermüdlichen Genießer zuletzt, da es sich um eine Frau handelt, die er wirklich

zu lieben beginnt, dieses mühelose Wunscherfüllen zum Ekel wird, er auf seine eigene Macht vertraut, darin scheitert, das hebt das Buch aus dem rein Unterhaltenden in das Gebiet des Psychologischen." — Über Kurt Münzers „Namenlos" äußert sich Ernst Heilborn: „Es ist ein überaus tiefgreifendes Problem, das Kurt Münzer in seinem neuen Roman zu innerlichem Erlebnis wurde: das des Künstlers, der über seiner Kunst sein Leben verlor und nunmehr, seine Kunst verlierend, sein Leben wiedergewinnt. Aber das neue Leben, das ihm als Wirklichkeit aufgeht, ist eben auch nur eine Illusion, ein Hirn- und Herzenswunsch, der sich bis zur Halluzination steigert, und ihn in einer vielleicht gar nicht Existierenden die verlorene Jugendgeliebte wiederfinden läßt. Ja, ist das alles Kurt Münzer zum innerlichen Erlebnis geworden? Ich glaube, man darf die Frage bejahen. Aber man hat alsbald hinzuzufügen: das innerliche Erlebnis eines Improvisators, nicht eines Dichters." — Karl Hans Strobls Roman „Umsturz im Jenseits" rühmt Christine Touaillon nach, daß er das Wunderbarste in die lebendigste Wirklichkeit versetze. — Skeptisch spricht Fritz Carsten über Horst Schöttlers Zukunftsroman „Malthus": der Verfasser unternehme es, das Rezept des menschlichen Glücks zu schreiben. — Perfalls Roman „Die Schule des Gefühls" kennzeichnet Fedor v. Zobeltitz dahin: „Perfalls neuer Roman ist ein Produkt älterer Schule, in dem eine große Fülle von Gestalten sich zusammendrängt: ein interessantes Sittenbild in etwas kühler Färbung, mit Szenen von packender Wahrhaftigkeit, gewandt erzählt, konfliktreich, vortrefflich im Analytischen. Daß trotz der Anschaulichkeit in der Darstellung der Leser nicht so recht warm wird, liegt an der Glätte der Sprache, die zwar gottlob nicht auf Stelzen geht, aber doch eine individuellere Tonart vermissen läßt. Perfall tritt als Erzähler gern in den Hintergrund, er vermeidet die Parteinahme für seine Gestalten, er bleibt objektiv. Das hat seine Vorzüge, verführt aber leicht zu einem abwägenden Gleichmaß, das bei aller Sicherheit der Form auf die Dauer ermüden

kann. Dafür entschädigt wieder die psychologische Ausgliederung der Verhältnisse und die Beherrschung des Gesellschaftlichen." — Zu Oswald Poetzelbergers „Stefan Layden" bemerkt Fritz Ph. Baader: „Das Buch stammt von einem Maler; es ist der literarische Erstling eines Maler-Schriftstellers. Den mit dieser Tatsache Unvertrauten müßte die Unmittelbarkeit und tiefere Anschauung überraschen, mit der Natur hier nicht als Staffage, sondern als ein Zwingendes, Schicksalhaftes und Menschenbedrängendes gepackt und gestaltet wird. Aber jenseits dieser Beobachtung würde man, wüßte man um den Zusammenhang solcher Doppelkünstlerschaft nicht — daß dieser Oswald Poetzelberger, Sohn des bekannten Professors an der stuttgarter Akademie, selber erfolgreich der Palette huldigt — man würde, sage ich, hinter der Erscheinungsform des Autors eher einen philosophischen und spekulativen Kopf vermuten, einen Menschen, der schwer an den Rätseln des Daseins trägt, der sich von irgendeinem Erlebnis seltsamer und rätselhafter Art in diesem Buche freigeschrieben hat." — Hans Gustav Wagners „Der Aufrechte" rühmt Anselma Heine: „Ein Bekenntnisbuch. Und wie alle zutiefst autobiographischen Werke voll Blutwärme. Der Verfasser nennt es ‚Ein Buch von gestern, heut und morgen'. Eigentlich sollten alle Bücher das sein. Aber vielleicht hat dieses wirklich ein besonderes Recht auf die Bezeichnung; denn es stellt sich mit erregtem Gegenwartsgefühl kritisch zur eigenen Vergangenheitsempfindung und — aller Verantwortung bewußt — zur Zukunft. Ein Revolutionsroman." — Anerkennend spricht Wilhelm Lobsien über Traugott Tamms „Geert Holdts Brautschau": „Mit prächtiger Frische erzählt der namentlich durch seinen Roman ‚Im Lande der Jugend' bekanntgewordene schleswig-holsteinische Dichter das Werden und Wachsen der Liebe eines gereiften Mannes zu einem jungen Mädchen. Aber das ist eigentlich nicht das Schönste in diesem Buch, trotzdem die Zeichnung dieser beiden Menschen, ihr allmähliches Ineinanderwachsen, ihr Entfremden und endliches Sichfinden von klarer

Linienführung und voll entzückender Anschaulichkeit ist; nein, noch köstlicher sind all die vielen Nebenpersonen gezeichnet." — Entschiedene Bedeutung erkennt H. Chr. Ade Arnold Ulitz' Roman „Ararat" zu: „Als Arnold Ulitz im Frühling des vergangenen Jahres seine Gedichte erscheinen ließ, durfte freudig gesagt werden, daß hier ein Dichter von ganz besonderer Bedeutung hervortrete. Der neue Roman ‚Ararat' bestätigt und vertieft diesen großen Eindruck wieder: auch dieses Werk steht mit seiner gewachsenen Fülle, seiner Kraft, seiner freudigen Lebendigkeit wie eine Insel mitten im großen, flachen Meer der zeitgenössischen Erzählung. Nichts an diesem Werk ist müßig, nichts nur aus der schwachen Phantasie eines sich mit Schreiben beschäftigenden Menschen entstanden. Jedes Wort ist aus tiefer innerer Notwendigkeit herausgewachsen und in einen Satzrhythmus eingefügt, der mit seiner zwingenden Kraft etwas von der Schönheit eines kräftigen, badenden Mannes an sich hat." — Alfons Petzolds „Das rauhe Leben" kennzeichnet E. A. Greeven dahin: „Es ist durchaus kein literarisches Buch, es ist auch kein Kunstwerk im eigentlichen Sinne, aber es ist die gut und lebendig erzählte, autobiographische Geschichte eines Menschen. Eines armen, vom Leben hart mitgenommenen Menschen, der sich durch Armut und Elend, Nöte und Kümmernisse durchschlägt und noch im Grau von Spelunken und Spitälern ein letztes, humoriges Lächeln über die holdselige Erbärmlichkeit aller Kreatur niemals verliert." — Jakob Schaffners „Kinder des Schicksals" nennt Kurt Münzer ein erquickendes Buch: „Ein erquickendes Buch und mehr: ein ergreifendes, tief berührendes, selbst beglückendes. Man muß wohl Jakob Schaffner sein, um eine solche Geschichte glühender Herzen, mit einem Ewigkeitszug, den keine nationale Verzweiflung und Zerstörung trübt, in unserm Kriege schreiben zu können." — Sehr anerkennend äußert sich Karl Huber über Paul Schulze-Berghofs „Hochwildfeuer": „Es ist zu begrüßen, daß wir noch Erzähler mit so mächtigem Schwung der Seele haben. Wir werden in künstlerische Höhenluft getragen. Unser

inneres Auge ruht auf der mit heißer Seele geschauten, erhabenen Welt des Hochgebirges. Durch die glücklich gestalteten Gesichte des Mittags weht der Hauch reinster Schönheit. Ein Klang von Reinheit, Größe und Stärke ist in diesem Buch." — Durchaus sympathisch fühlt sich Hans Sturm von Rudolf Haas' Roman „Die wilden Goldschweine" angesprochen. — „Ein rechtes Lebensbuch" nennt R. Dohse Wilhelm Scharrelmanns „Selige Armut". — Von Ludwig Winders „Kasai" sagt Oskar Baum: „Das ist einmal eine gerade, kräftige und ursprüngliche Idee mit voller Auswirkung ihres inneren Auftriebs."

Einige Bücher aus der Feder von Frauen bilden den Beschluß:

67. Rose Ferron. II. Teil. Von Liesbet Dill. Dresden, Max Seyfert.
68. Der Eingang zur Bühne. Roman. Von Vicki Baum. Berlin, Ullstein & Co. 316 S.
69. Die Auswanderer. Roman. Von Grete v. Urbanitzky. Wien-Berlin, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 351 S.
70. Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern. Von Friede H. Kraze. Stuttgart 1920, K. Thienemann Verlag. 186 S. Geb. M. 15,—.
71. Die Rotmansteiner. Roman aus dem Frankenland. Von Kuni Tremel-Eggert. München 1921, Albert Langen. 258 S. M. 18,— (26,—).
72. Uta Curetis. Roman einer Entfaltung. Von Erna Grautoff. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. 498 S. Geb. M. 25,—.

Über „Rose Ferron" von Liesbet Dill äußert sich Paul Friedrich: „Der zweite Teil von ‚Rose Ferron' von Liesbet Dill ist eine gute, nur allzuwahre Kulturstudie der berüchtigten verflossenen ‚kleinen Garnisonen'. Sie weiß trefflich die vornehm cachierte ungeheure Öde und Leere dieser Offiziersnester zu schildern mit ihrem ewigen, faden Einerlei von Sport und Techtelmechtels, die so oft und auch in Rose Ferrons Fall einen tragischen Ausgang

nahmen. Die männlichen Charaktere, namentlich der von Roses zweitem Gatten, sind gut und scharf gezeichnet, die schöne, früh enttäuschte Rose ganz besonders. Ein nachdenklicher, etwas reichlich melancholischer ‚roman de mœurs'." — Sehr anerkennend spricht Fritz Carsten über Vicki Baums „Der Eingang zur Bühne": „Man denkt: ein Konservatoriumsroman, einer von den vielen mit Enttäuschungen und Überraschungen, mit der Entdeckung der großen Talente und der Verzweiflung der Unbegabten, mit glücklicher und unglücklicher Liebe, mit Neid und Bewunderung und all den tausend Nichtigkeiten und Wichtigkeiten, die wie Gestrüpp den Weg zur Höhe der Kunst überwuchern. Äußerlich kann man dies Buch wohl so charakterisieren, aber an künstlerischem Wert ragt es hoch aus der Menge seiner Brüder hervor. Denn hier hat ein Künstler über Kunst geschrieben, eine Künstlerin, die nicht nur ein großes Talent ist, sondern bereits das Handwerkliche ihrer Kunst bewundernswert beherrscht. Das läßt die Alltäglichkeit des Stoffes völlig vergessen." — „Die Auswanderer" von Grete v. Urbanitzky rühmt Hans Teßmer: „Neben der sehr anschaulichen und temperamentvollen Schilderung der Kolonisationsschicksale, neben der Abwandlung wichtiger volkswirtschaftlicher Fragen geht die Geschichte der zwei Seelen einher, die in der Einsamkeit, in diesem Völlig-Aufsichangewiesensein sich zu höchster Einheit verschmelzen und dann doch in mühevoller Qual aneinander zu leiden beginnen, bis sie freilich auch diese Probe siegreich bestehen. Und gerade in diesen Teilen des Buches offenbart sich die bildnerische Kraft und psychologische Fähigkeit der Verfasserin in einem seltenen Maße, das noch vieles Gute aus ihrer Feder erwarten läßt." — Zu der „Schönen und wunderbaren Jugend der Hadumoth Siebenstern" von Friede H. Kraze bemerkt Maria Fischer-Wingendorff: „In diesem kleinen Roman wird die Lebensgeschichte eines jungen Mädchens mit viel Wärme und psychologischer Feinheit geschildert. Einige Nebengestalten, wie die Großmutter, der Pflegebruder, der Schulvorsteher, sind scharf und liebevoll charakteri-

siert, so daß wir das Fluidum der Güte zu verspüren meinen, das von ihnen ausgeht." — Über „Die Rotmansteiner" von Kuni Tremel-Eggert sagt R. Krauß: „Rotmanstein, das angeblich fränkische Städtchen, in seiner Gesamtheit, mit all seinen lebendigen und toten Merkwürdigkeiten, seinen eigenwüchsigen Sitten und Gebräuchen, ist der Held dieses Romans. Die Verfasserin hat das überaus liebevoll geschaute Kulturbild eines im Verborgenen blühenden deutschen Winkels mit glücklicher Darstellungsgabe und munterer Laune wiedergegeben, und ihre unverhüllte Freude an dem ihrem Herzen nahe liegenden Stoff, den sie vollständig beherrscht, teilt sich unwillkürlich auch dem Leser mit." — Anerkennend äußert sich Hans Friedeberger über Erna Grautoffs Roman „Uta Curetis": „Dieser Erstlingsroman der Frau Grautoff, die sich durch Übersetzungen und lyrische Gedichte längst einen guten Namen erworben hat, stellt sich als ein Glied in der langen Reihe der Erziehungs- und Erstlingsromane dar, wie sie die klassische und die romantische Kunst geschaffen haben. Aus der geistigen Dürftigkeit und der moralischen Enge des Elternhauses sucht die junge Uta, innerlich sicher und doch äußerlich tastend, von der Umwelt mehr gehemmt als gefördert, ihren Weg zur Entfaltung ihrer selbst, und sie findet am Ende dieses Weges die Bestätigung des von Anfang an, unklar erst, dann immer klarer geahnten Satzes, daß das Sein mehr bedeute, als das Tun, oder was dasselbe ist, daß nur das Werk wirklich reif und fruchtbar sei, das als natürliche Frucht aus dem Safte ursprünglich-persönlicher Bildung erwachse."

Erzählungen

Aus der reichen Erzählungsliteratur, die, wie der Roman, zum großen Teil auf gesichertem Können fußt, sei eine Reihe von Erzählungen religiösen Charakters vorangestellt; Erzählungen legendärer Art und Märchen dürfen sich daranglieder n:

1. Unsere liebe Frau in Österreich. Sagen und

Legenden. Eingeleitet und herausgegeben von Franz Strunz. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

2. Der Rätsellöser. Erzählungen und Legenden. Von Peter Dörfler. Freiburg i. Br. 1920, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. III, 156 S.
3. Stimmen im Raum. Erzählungen aus den Stunden der Landschaft und des Schicksals. Von Karl Röttger. München 1920, Georg Müller. 206 S.
4. Das Gastmahl der Heiligen. Der Legenden dritter und letzter Band. Von Karl Röttger. München 1920, Georg Müller. 321 S.
5. An Alle. Eine Sage aus unsern Tagen. Von Walther Nithack-Stahn. Leipzig 1921, Hesse & Becker. 175 S. M. 13.— (18,—).
6. Der Friedensfürst. Neue Christus-Erzählungen. Von Anna Freiin v. Krane. 4.—6. Tausend. Köln, Verlag J. P. Bachem. M. 2,40 (3,—).
7. Narzissos. Eine Legende vom Mann. Von Walther von Hollander. Potsdam, Hans Heinrich Tillgner. 32 S.
8. Spielhof. Eine Phantasie. Von Franz Werfel. München 1920, Kurt Wolff Verlag. 61 S. M. 12,— (18,—).
9. Eros und die Evangelien. Aus den Notizen eines Vagabunden. Von Waldemar Bonsels. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 214 S. M. 13,50 (20,—).
10. Hochwasser. Novellen. Von Ina Seidel. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 228 S. M. 15,— (23,—).
11. Die Landung. Von Wilhelm Breves. Friesland-Bücherei. Bd. 2. 100 S.
12. Die Arche. Von den Nächten der Flut, der Vernichtung und des Traumes. Von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 173 S. M. 10,— (15,—).
13. Leidenschaft. Novellen. Von Kurt Münzer. Erstes bis sechstes Tausend. Berlin 1921 Dr. P. Langenscheidt. 227 S.
14. Das Märchenbriefbuch der heiligen

Nächte im Japanerlande. Von Max Dauthendey. Umschlagbild nach einem Aquarell des Dichters. München 1921, Albert Langen. 250 S. M. 18,— (26,—).

15. Regiwissa. Von Wilhelm Matthießen. Leipzig 1920, Erich Matthes. 293 S.

Von Strunz' Legendenbuch „Unsere liebe Frau in Österreich" sagt Emil Lucka: „Franz Strunz, der Kulturhistoriker, Theologe und gründliche Kenner unseres Schrifttums, hat ein Büchlein mit unbekannten und lang verschollenen, vielfach zum erstenmal gedruckten Marienlegenden herausgegeben, die dem naiven, fabel- und legendeliebenden Leser nicht geringere Freude machen werden, als dem Liebhaber kulturgeschichtlicher Seltenheiten." — Peter Dörflers „Der Rätsellöser" rühmt Max Fischer: „In seinem ‚Rätsellöser' ist es Dörfler gelungen, in anschaulichen Einzelheiten jene denkwürdige Wendezeit lebendig zu machen. Diese fünf legendären Erzählungen, die ihrem Gehalt nach eine geistige Einheit bilden, versinnbildlichen markante Züge seelischen Erlebens." — Röttgers Erzählungskunst wird von Fritz Ph. Baader dahin gekennzeichnet: „Ein starker Einfühler mit einer kindlichen Seele ist dieser Karl Röttger. Ein Gläubiger von dieser Welt, jener anderen der Träume und der holden Jenseits-Sehnsucht nah verbunden. Und darum auch in seiner Art ein Evangelist, ein leidenschaftlicher Ringer um den Geist, als einem Inbegriff edelster Menschlichkeit." — Walther Nithack-Stahns „An Alle" beurteilt Alexander v. Gleichen-Rußwurm: „Eine Sage aus unseren Tagen nennt der Verfasser die seltsame Geschichte eines Einsamen: ‚Ohnfried'. — Man denkt leise an mittelalterliche Rittergestalten —, aber etwas durchaus Neues webt darin, die Botschaft, daß Töten ein Fluch, die Sünde in des Wortes echter Bedeutung ist. Darum wendet sich das Buch an alle, die es hören wollen, hören müssen, an alle, die reif sind, in der Menschheit ein Ganzes zu sehen, statt einer Anzahl um den Futterplatz streitender Ameisenhaufen." — Walther Nithack-Stahn schreibt über den

„Friedensfürst" von Anna Freiin v. Krane: „Vor dem Glauben der Verfasserin hat die Kritik zu schweigen, nicht aber vor der dichterischen Form, der starke Bildkraft, edle Wortkunst nicht abzusprechen ist, wenn auch das Schweben zwischen dem schlechthin Unbegreiflichen und der oft krassen Menschlichkeit des Milieus die einheitliche Wirkung des überzeugenden Kunstwerkes vielfach verhindert." — Hans Christoph Ade rühmt Walther von Hollanders „Narzissos": „Diese ‚Legende vom Mann' ist — besonders in den rein lyrischen Teilen — von hoher künstlerischer Kultur. In strengem Schnitt faltet sich die Formung zur symbolischen Darstellung des männlichen Weges, des Erlösungswegs aus der Vielheit des Außen zur gesammelten und freien Einheit des Ichs." — Über Franz Werfels „Spielhof" urteilt Ernst Heilborn: „Sprachlich ist alles in lebendiger Durchbildung und schöpferischer Kraft gegeben. Eine sehr reiche, zum mindesten in der Arabeske an Wirklichkeitseindrücken genährte Phantasie gibt dem allegorischen Spiel nicht nur in jedem Augenblick Plastik, sondern auch darüber hinaus Spannung." — Eine „hochinteressante Stellung" erkennt Lou Andreas-Salomé Waldemar Bonsels „Eros und die Evangelien" unter den Büchern des gefeierten Verfassers zu, von dessen „Höhenstieg" man sprechen könne. — Über Ina Seidels „Hochwasser" sagt Heinz Stolz: „‚Dieses ganze Buch ist ein Buch vom Tode, und doch handelt es, wie mir scheint, mehr vom Glück als vom Unglück.' So setzt Geijerstams schwermütig schönes ‚Buch vom Brüderchen' ein. So könnte es auch über der Sammlung dieser Novellen, die in den Tod und doch nicht in Finsternis führen, wie ein Vorspruch stehen. Von allen Türmen schwingt Totengeläut. Doch im Gebälk schimmert Abendrotschein. Mag es manchmal auch scheinen, als falle der Tod die Wanderer wie aus dem Hinterhalt an: diese Wanderer gehen ihm ahnenden Herzens entgegen und nehmen den Stoß in die Brust als Schicksal, Erfüllung und oft als Erlösung entgegen." — Auf Wilhelm Breves „Landung" macht R. Dohse aufmerksam:

„Man horcht auf und wird sich den Namen des Dichters merken müssen, der uns gerade in der Form des modernen Märchens vielleicht noch einmal etwas zu sagen haben wird." — „Die Arche" von Max Bruns rühmt Will Scheller: „‚Die Arche' ist ein neuer, eindringlich wirkender Beweis dafür, daß Bruns zu jenen Dichtern der Gegenwart gerechnet werden muß, die unversehrt von den Wallungen der Vergänglichkeit in strenger Selbstzucht einem strebenden Bemühen im Dienste der Kunst obliegen, das die Heiligkeit der Sprache vor allem achtet und im Wort nichts Geringeres erblickt als eine mystische Verkörperung des darzustellenden Lebens selbst." — Sehr anerkennend äußert sich Franz Strunz über Kurt Münzers Novellen „Leidenschaft": „Wer kann Münzers Gestalten je vergessen? Ihre Träume, Einbildungen und Ekstasen? Sie alle tragen die ‚heimliche Krone der Sehnsucht' und haben aus dem Brunnen der Romantik tief getrunken. Romantik ist in ihr Blut gekommen, wirkliche Romantik, gesteigert bis zur Märchenhaftigkeit: das schrankenlose Triumphieren der Subjektivität, die randlose Phantasie, die Vermählung mit der Natur und die königliche Willkür. Leidenschaft ist das richtige Wort, um, wie in einem Bilde voll Tiefsinn und Wahrhaftigkeit, Wesen und Erscheinung dieser dichterisch geschauten Welt sichtbar zu machen." — Über Max Dauthendeys „Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande" sagt Walther Fischer: „Besonders lieb sind uns diese Märchen durch ihren leichten, kunstlosen Vortrag geworden, aus dem so oft der Schalk und Spottvogel zu uns redet. Wie köstlich ist etwa die unvergeßliche Figur des wackeren Herrn Dauer, Spielkartenfabrikanten aus Chemnitz, der peinlich nach der Uhr lebt, bis er schließlich vor den Augen des Dichters in eine Schildkröte zusammenschrumpft." — Sehr anerkennend äußert sich Hans Sturm über Wilhelm Matthießens „Regiwissa": „Die in einen kostbaren Rahmen gestellten Märchen gehören zum Schönsten, was seit Hoffmann und Andersen erzählt worden ist. Wundersames Zwielicht zittert über ihnen, wenn sie die

Geheimnisse des Lebens anrühren, kinderselige Ängste umfluten sie, wenn Zauberei und wilder Wahn aus ihnen erwachen. Keine Zerstückelung der Motive, kein Abbrechen der Handlung, kein Verlieren oder Verstricken der manchmal zahlreichen Fäden, sondern immer und überall das volle Auswirken des Stoffes in sich, das leiht diesen Märchen ihre besondere und bleibende Bedeutung."

Ein paar historische Erzählungen seien hier angegliedert:

16. Die Reise ins Blaue. Eine Erzählung. Von Wolfgang Goetz. München, Hyperion-Verlag. 221 S.
17. Renaissance-Novellen. Von Johannes Boldt. Leipzig, Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 220 S.
18. Die wundersame Wandlung des Herrn Melander. Von Egid Filek. Wien, Karl Konegen. 188 S.

Der „Reise ins Blaue" von Wolfgang Goetz spendet Alfons Petzold Anerkennung: „An dieser Erzählung aus den letzten Tagen des Machtmenschen Napoleon hätte selbst Goethe seine Freude gehabt. Denn innig ineinander sprühen hier Leben und Dichtung, Stil und Inhalt zu schönstem Glanz. Die Gestalten des Korsen und seiner letzten Getreuen sind voll Bewegtheit. Das Große umzittert leise wehmütige Ironie. Und wunderbar rauscht die Natur durch alles Geschehnis, das ein wirklicher Dichter ersonnen und ein historischer Geist wahrhaft geformt hat." — Von Johannes Boldts „Renaissance-Novellen" sagt Paul Friedrich: „Durchaus künstlerische Ambitionen hat und erfüllt Johannes Boldt in seinen ganz eigenartig und besonders angelegten beiden ‚Renaissance-Novellen', in denen es zwar nicht gerade harmlos zugeht; aber das Schablonenhafte ist hier doch bis zu einem hohen Grade durch eine feine, etwas absonderliche Phantasie und einen außerordentlich gepflegten und dabei gar nicht etwa an Conrad Ferdinand Meyer orientierten Stil überwunden." —

Derselbe Referent bekennt, künstlerisch reinen Eindruck von Egid Fileks „Die wundersame Wandlung des Herrn Melander" empfangen zu haben.

Die Übermittlung tieferer landschaftlicher Empfindung oder die lebendige Schilderung volkstümlicher Eigenart kennzeichnet die folgenden Erzählungen:

19. Das Waldhaus. Von Bernhard Flemes. Mit Buchschmuck von Erich Fricke. Hannover, Adolf Sponholtz, Verlag G. m. b. H. 80 S.
20. Der Jagerloisl. Eine Tegernseer Geschichte. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 192 S. M. 10,— (15,—).
21. Kreatur. Erlebnisse und Gesichte. Von Adolf Koelsch. Frankfurt a. M. 1921, Rütten & Loening. 164 S. M. 6,— (12,50).
22. Die Flucht zu den Hilflosen. Die Geschichte dreier Hunde. Von Wilhelm Schmidtbonn. Leipzig-Wien, E. P. Tal & Co. 132 S.
23. Der Tag der Erkenntnis. Zwei niederösterreichische Erzählungen. Von Franz Nabl. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 197 S. M. 5,— (11,—).
24. Dadder Soodmann. Een Geschicht von de Hamburger Woterkant. Von Wilh. Friedr. Wroost. Braunschweig, Georg Westermann. 165 S. M. 6,50.
25. Die Jakobsleiter. Von Ludwig Finckh. Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlags-Anstalt. 244 S. Geb. M. 16,—.
26. Der Pfennig im Haushalt. Eine Bauerngeschichte. Von Hans Raithel. München 1920. Albert Langen. 388 S. M. 15,— (22,50).
27. Kleinstadt. Novellen. Von Eilhard Erich Pauls. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). 208 S. Geb. M. 10,—.
28. Der Schatz im Acker. Erzählungen. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart, Strecker & Schröder. 108 S.
29. Das wilde Säuseln. Von Wolfgang Goetz. Dresden 1921, Sibyllen-Verlag. 144 S. M. 12,— (18,—).

„Das Waldhaus" von Bernhard Flemes rühmt Karl Huber: „Er hat unter dem Namen ‚Waldhaus' eine Skizzenreihe zusammengewunden, die Schönheit, Stille, Farbigkeit, Geheimnisse des Waldes in lyrisch zarten und bunten Schilderungen nachkostet und festhält, vom Erwachen bis zum Versinken unter der Weiße des Winters." — Einen ins „Milde, Gedämpfte, Versöhnliche gewandelten Ludwig Thoma" findet derselbe Referent in dem „Jagerloisl". — Zu „Kreatur" von Adolf Koelsch bemerkt Walther Küchler: „In diesem Werk ist liebevolle, erlebnisstarke Naturbeobachtung zu anschaulicher Darstellung und nachdenklicher Naturphilosophie erhoben worden. In ihm offenbart sich das eine und dasselbe, das Schopenhauer in der ganzen Natur der organischen und anorganischen Welt erkannt hatte, der dunkle Wille zum Leben." — Sehr anerkennend spricht sich Karl Huber über Schmidtbonns „Die Flucht zu den Hilflosen" aus: „Schmidtbonn will das Verhältnis zwischen Mensch und Hund, genauer vielleicht noch zwischen Hund und Mensch durchleuchten und künstlerisch überzeugend darstellen. Mit edler Leidenschaftlichkeit und warmer, ergreifender Erlebnisinnigkeit, mit stürmischer Bejahung läßt der Dichter die Anhänglichkeit und Treue des Hundes, seine Enttäuschung, Eifersucht und Leid vor unserem Schauen erstehen und zwingt uns zum Mitfühlen und Miterleben. Kraft, Liebe, Verneinung und Anklage schreiten stürmisch einher und entladen sich in Sätzen von einfacher Wucht. „Die Flucht zu den Hilflosen" ist ein Buch voll Temperament und kräftiger Eigenart." — Fritz Ph. Baader rühmt Franz Nabls „Tag der Erkenntnis": „In diesem Künstler wurde das österreichische Hinterland lebendig, der schwerblütige Schollenmensch, und alles, was sonst am österreichischen Erzählertum das Hervorstechende ist, das Leichtflüssige, Gefällige, das Spielerische der Form, das artistische Jonglieren mit dem Stoff, das Mondäne nicht nur der Maske, sondern auch des Herzens: — man wird es vergeblich bei ihm suchen. Das Leben und seine Probleme lasten schwer auf ihm, ein tiefer sittlicher Kontrabaß trägt seine Melodien.

Man möchte eher an einen zeitgemäßeren Stifter denken, nur ohne dessen bukolischen Einschlag. Denn unter der ruhigen Abgeklärtheit dieses Geschichtenerzählers, der die Novellenform wie selten einer beherrscht, gährt tief unten ein Ungebändigtes, Unruhvolles, Genialisches, das dem ruhigen Fluß des Geschehens und seiner endlichen Versöhnung mit dem Schicksalbestimmten doch eine verborgene Glut verleiht, die sich in ihrer Verkrustung um so wirksamer mitteilt." — Wilh. Friedrich Wroost findet mit seinem „Vadder Soodmann" bei Wilhelm Lobsien Anerkennung. Das Buch bedeute noch nicht Vollendung, biete aber scharfgezeichnete Gestalten und erhebe das Einzelschicksal in das Gebiet des Allgemeinmenschlichen. — Von Ludwig Finckhs „Jakobsleiter" sagt R. Krauß: „Nun hat Ludwig Finckh ganz im stillen doch eine umfangreichere Erzählung vollendet und sie rasch seinen kleinen Sammelbändchen nachgeschickt. Es ist ein rechtes Lebensbuch geworden, das sich auf der Linie von ‚Rapunzel', der ‚Reise nach Tripstrill' und dem ‚Bodenseher' bewegt und sich mit ihnen auf gleicher Höhe hält. Und zugleich ein echtes Schwabenbuch, das nach Stoff und Geist und Ausdrucksweise unlösbar im Stammheitlichen verankert ist." — Derselbe Referent nennt Hans Raithels „Der Pfennig im Haushalt" eine ausgezeichnete Volkserzählung. — E. E. Pauls „Kleinstadt" rühmt R. Dohse: „Kleine, feingestrichelte Novellen bietet uns der Lübecker E. E. Pauls. Keine ‚Kleinstadt'-Geschichten im eigentlichen Sinne, in denen die genaue Schilderung der Umwelt das Wichtigste ist; keine Philister und Eigenbrödler zeichnet der Verfasser, sondern Menschen mit festem, treuem Lebenswillen und soliden Ansichten und Anschauungen, so wie wir sie vielleicht in der Kleinstadt noch am ehesten finden." — Heinrich Lilienfeins Erzählungen „Der Schatz im Acker" werden von A. v. Gleichen-Rußwurm hoch bewertet: „Mit der einfachen Kunst des geschickten Erzählers gegeben, gewähren die verschiedenen Stücke des Bändchens Einblick in das Seelenleben schwäbischer Bauern und süddeutscher Kleinstadtleute. Ein gütiger

Humor, der an Gottfried Keller erinnert, bestrahlt die Schicksale, die wenig für die Welt und alles für die Betroffenen bedeuten. Psychologische Feinheiten sind mit Meisterhand geschildert und mit jener stillen Klarheit ins Bild gestellt, die Lilienfeins besonderes Verdienst ist." — Von „Das wilde Säuseln" von Wolfgang Goetz sagt Wolfgang Stammler: „Dies Buch habe ich mit starker innerer Anteilnahme gelesen. Man könnte es in Vergleich stellen zu Raabes Novelle ‚Die alte Universität' und erkennt dann, wie weit die Erzählungskunst seitdem fortgeschritten ist, wie sehr sich aber auch das Lebensgefühl gewandelt hat. Wo Raabe noch ohne einen starken Schuß von Sentimentalität nicht auskommt, bleibt Goetz mit bewußter Kunst im vollen Strom des Lebens."

Eine Reihe von Erzählungen, in denen die schriftstellerische Persönlichkeit der Verfasser stark zur Geltung kommt, bilde den Beschluß:

30. Die Königin von Tasmanien. Novellen. Von Bruno Ertler. Wien, Berlin 1921, Wiener Literarische Anstalt. 164 S.
31. Schloßtheater. Von Vicki Baum. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. 182 S. M. 14,— (21,—).
32. Venus, die Feindin. Novelle. Von Bruno Ertler. Wien und Berlin 1921, Wiener Literarische Anstalt. 123 S.
33. Venus im Morgen. Novelle. Von Bruno Ertler. Ebenda. 83 S.
34. Der Wendekreis. Von Jakob Wassermann. Berlin, S. Fischer Verlag. 330 S. M. 16,— (20,—).
35. Wanderung. Aufzeichnungen von Hermann Hesse. Mit farbigen Bildern vom Verfasser. Berlin 1920, S. Fischer Verlag. 117 S.
36. Schweigende Liebe. Ein Liebesalmanach. Von Wilhelm Scharrelmann. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 207 S. Geb. M. 18,—.
37. Heimliche Briefe. Eine Novelle. Von Bernd Isemann. Dresden, Sibyllen-Verlag. 92 S. M. 8,— (11,50).

38. Der sinkende Tag. Sechs Novellen. Von Ernst Zahn. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 325 S. Geb. M. 16,—.
39. Komödiantengeschichten. Von Paul Ernst. München 1920, Georg Müller. 236 S. M. 9,— (14,—).
40. Gesichter. Von Bruno Frank. München, Musarion-Verlag. 398 S. M. 20,— (25,—).
41. Der bucklige Theodor. Novelle. Von Heinrich Steinitzer. Berlin, Egon Fleischel & Co. 154 S. M. 7,50 (14,—).
42. Das Narrenseil. Zwei Novellen. Von Kaspar Ludwig Merkl. Berlin 1920, S. Fischer Verlag. 215 S. M. 10,— (15,—).
43. Servaz Duftigs Frühlingswoche. Eine Erzählung. Von Richard Knies. Berlin, Egon Fleischel & Co. 224 S. M. 10,— (18,—).
44. Narren der Arbeit. Novellen. Von Hans Roselieb. Augsburg 1921, Haas & Grabherr. 169 S. Geb. M. 12,—.
45. Von der Liebe und vom Tod. Novellen. Von Maria Waser. Berlin-Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S.
46. Maskenball. Novellen im Kostüm. Von Raoul Auernheimer. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 155 S. M. 9,— (16,—).
47. Wanderer und Gefährte. Von Dettmar Heinrich Sarnetzki. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 20,—.
48. Das Dutzend und die Eine. Von Carl Hagemann. Berlin 1921, Schuster & Löffler. 151 S.
49. Tummelpack. Von Richard Euringer. Stuttgart-Heilbronn, Walter Seifert. 296 S. Geb. M. 25,—.
50. Empörer. Novellen. Von Oskar Maurus Fontana. Wien und Leipzig 1920, E. P. Tal & Co. 130 S.
51. Gevatter Tod. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. Von

Albrecht Schaeffer. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 164 S. M. 14,— (22,—).

Von Bruno Ertlers „Königin von Tasmanien" sagt Christine Touaillon: „Der Dichter schildert hauptsächlich seine Knabenzeit, und ein Hauch des Werdens geht durch das kleine Buch. Es ist so frühlingshaft und ahnungsvoll, dabei so losgelöst von den literarischen Gewohnheiten, daß man fühlt, wie sich dem Verfasser das Einfachste in Kunst umwandelt, ohne dabei seine Lebensnähe zu verlieren. Jede der kleinen Erzählungen ist ein kleines Kunstwerk." — „Schloßtheater" von Vicki Baum rühmt Auguste Hauschner: „In dieser Sammlung von Novellen zeigt sich Vicki Baum wieder als glänzendes Fabuliertalent, als Beherrscherin der Sprache. Sie regiert das Handwerkszeug der Worte nach neuzeitlichem Brauch. Dekorativ ist ihre Kunst, bestimmt nach rhythmischen Gesetzen. Die Grenzen von Malerei, Musik und Schrifttum fließen ineinander, Landschaft und Umgebung sind aphoristisch durch bunte Farbenflecke angedeutet, große Linien umreißen die Schilderung der Leidenschaften. Unserem Mitempfinden sind sie dadurch etwas entrückt, sie wirken zuweilen wie entfernte Gebirge. Wir bestaunen sie, aber die Nähe, deren Einzelheit wir kennen, berührt vertrauter unser Herz." — Von Bruno Ertlers Erzählungsbüchern sagt Paul Nikolaus: „Zwei Bücher, die nicht kühl lassen, die Spannung haben ohne Radau: Leben. — Ertler ist kein Anfänger mehr: hier aber zeigt er zum erstenmal, auf Ab- und Umwegen, daß er gehen kann." — Zu Jakob Wassermanns „Der Wendekreis" bemerkt Anselma Heine: „An der Wende spielen sich alle diese Novellen ab. Wärme und Lebensweisheit durchströmt sie füllig; hinter jedem Schicksal, wirrsälig und dunkel wie es auch scheint, steht die Helligkeit des Wissens und die Erlösung durch Liebe und göttliche Güte. Und alles das getaucht in farbige, heftig strömende Weltlichkeit, in die ganze Buntheit und süße Irrsäligkeit des Lebens, das man ‚das wirkliche' zu nennen pflegt. Und das doch nur Gewand und Hülle ist für das rubinen glühende Herz." — Hermann Hesses „Wanderung" rühmt C. F.

W. Behl: „Hermann Hesses Prosa offenbarte neuerdings einen Hang zum Analytischen, der die künstlerische Geschlossenheit seiner größeren Arbeiten gefährden mußte. Um so freudiger empfängt man nun dieses Erlebnisbuch, wo kurze Prosaskizzen und Gedichte mit Tuschzeichnungen sich zu starker Einheitlichkeit des Eindrucks verbinden." — Scharrelmanns „Schweigender Liebe" zollt R. Dohse Anerkennung: „Jeweils in das Zeichen eines Monats gestellt, bietet uns Scharrelmann einen Kranz von zwölf kleinen Erzählungen, die von entsagender, stiller, schweigender Liebe reden: bittersüße Liebesgeschichten. Mit zarter und behutsamer Hand wird an tiefste seelische Erlebnisse gerührt, in wenigen Worten werden Schicksale umrissen." — Bernd Isemanns „Heimliche Briefe" kennzeichnet Guido K. Brand: „Diese Novelle umrankt eine eigenartige Stimmung des Geheimnisses, der stillen Tragik. In der Beschränkung des Willens gut. Die Gefahr aber liegt in der Form: Es wächst nicht die ‚Gestalt', das Blut ist nicht gesammelt zur Schöpfung, die Kraft ist nicht gespannt in die Bogen der Füllung." — Von Ernst Zahns Novellen „Der sinkende Tag" sagt Anselma Heine: „Ernst Zahn hat einen fleißigen und reichen Tag hinter sich. Seit 1893 veröffentlicht er fast in jedem Jahr ein vielgelesenes, vielgepriesenes Buch. Seine Physiognomie ist festgelegt, sie verändert sich seit dem letzten Jahrzehnt wohl kaum. Auch dieser neue Band ist mehr Bestätigung als etwa Herbstanfang, wie Titel und Widmungsgedicht es behaupten möchten. Alles finden wir wieder: Die Freude an Farbigkeit, den leise rhythmischen Satzbau und eine gewisse Neigung zum Pathetischen." — Paul Ernsts „Komödiantengeschichten" charakterisiert Edgar Groß: „Aus dem Zwangsjoch der mehr und mehr ‚verbürgerlichten' und ‚künstlerfeindlichen' Gegenwartszeit flüchtet Paul Ernst in die Welt des Schauspielers, nicht in die von heute, sondern in eine Zeit, da der Schauspieler noch ganz Schauspieler war, da er an typisierte Gestalten gebunden war und auch im Kreise der menschlichen Gesellschaft nur seine Rolle weiterlebte. Im Spiegel der Charakter-

typen der italienischen Komödie des siebzehnten Jahrhunderts spielt sich das bunte Leben des zigeunerhaften Künstlervölkchens ab." — Bruno Franks „Gesichter" rühmt Anselma Heine: „Diese kleinen Novellen prägen sich dem Leser tief ein. Sie sind mit der Wärme des Erlebnisses geschrieben, in der Form befriedigend und reizend wie Naturprodukte, Blumen, Schmetterlinge, Waldbäche. Und doch zeigen sie durchaus Ansehen sowohl als Gehalt erlesenster Kultur." — Dieselbe Referentin bemerkt zu Heinrich Steinitzers „Der bucklige Theodor: „Ein Buckliger liebt, wird verschmäht, wird von einer andern leidenschaftlich geliebt und kann sich von seiner ersten Liebe nicht losreißen. Wie aber diese Leidenschaft in seinem Wesen bedingt ist, wie sie ganz aus sich selber lebt, Wertvollstes und ihm Gemäßes zurückstößt um eines Wesens willen, das, voll Banalität und kleinlicher Undankbarkeit, nichts begreift von ihm und seiner Art, darin ist die ganze Blindheit und Tragik jeder Leidenschaft aufgedeckt. Dieses Ausgeliefertsein an die Mächte der eigenen Brust, das jeder von uns schon einmal irgendwie an sich erlebte, macht die Novelle zu einem erschütternden Bekenntnisbuch." — Sehr anerkennend spricht Werner Ewald über Merkls „Narrenseil": „Merkls Humor gibt sich ein wenig verbissen und zynisch, und trotzdem sieht überall die Liebe zum Menschentum daraus hervor, — eine Mischung, deren nur die Freieren fähig sind." — Heinz Stolz charakterisiert „Servaz Duftigs Frühlingswoche" von Richard Knies: „Noch ist sie nicht überall rein. Noch ist der Glanz der Romantik zuweilen von allzu reichlichem Mondschein umflossen. Noch ist der Trotz Wilhelm Raabes zuweilen von allzu starken Gewittern umdonnert. Noch wehrt sich im Leser einiges wider die Art der Erzählung, deren Zartheit zuweilen in Weichheit, deren Trauer zuweilen in Weltschmerz sich flüchtet. Aber im großen und ganzen siegt doch die Kraft und die Jugend des ehrlichen Dichters." — Von Hans Roseliebs „Narren der Arbeit" sagt Max Fischer: „Roseliebs Novellen sind uns eine freudige Überraschung — in der geistigen Absicht

bescheidener als ästhetische Leistung aber einheitlicher und reifer als seine Romane. Der nervöse, gehetzte Stil weicht epischer Ruhe, statt der vorbeiflimmernden Kinobilder der an Überfülle der Szene leidenden Romane erhalten wir scharf umrissene und solid ausgearbeitete Charakterstudien." — Eine „feine, zarte Pastellmalerin" nennt Paul Friedrich Maria Waser in ihren Novellen „Von der Liebe und vom Tod". — Zu Raoul Auernheimers „Maskenball" bemerkt Christine Touaillon: „Raoul Auernheimer, der geistreiche Plauderer, den man einen kleinen Schnitzler oder einen großen Ludwig Hirschfeld nennen möchte, kommt diesmal im Kostüm. ‚Maskenball' nennt er seine Novellen, die teils einem witzigen Einfall ihr Dasein verdanken, teils alte Motive modern einkleiden, teils antike Stoffe travestieren. Es lockte ihn offenbar, die historische Distanz zu verringern, statt sie zu vergrößern, wie es gewöhnlich geschieht; alles aus höherer Sphäre in die Sphäre unseres eigenen Erlebens zu versetzen und dadurch ironische Zusammenhänge mit der Gegenwart zu erzeugen." — Sarnetzkis „Wanderer und Gefährte" rühmt Josef Winckler: „Die schönste der sechs Novellen gab dem Buch den Namen. Es sind Rahmenerzählungen, d. h. die eigentlichen zeitfernen Erzählungen sind in ähnliche der Gegenwart wie in Rahmen eingespannt. Früher viel beliebte, literarische Spielerei, vertieft die echte Rahmenerzählung den Wesenskern der Dichtung mit wunderbarer Eindringlichkeit und öffnet Grenzen des Einzelerlebnisses in die vielgestaltige Wiederholung aller Dinge, trostreich und sinnlos zugleich, weltweit sie zerstreuend in den spukhaften Wirbel ewigen Geschehens." — Zu Carl Hagemanns „Das Dutzend und die Eine" bemerkt Werner Ewald: „Wenn der Verfasser die dreizehn Frauengestalten solchermaßen teilt, dann hat auch der Kritiker das Recht, die Porträtskizzen und Dialoge gleicherweise zu sondern. Das Dutzend kann es nicht verleugnen, daß seine Wiegen unter dem Strich irgendeiner Tageszeitung gestanden haben. Es sind geistvolle und sarkastische Plaudereien über das unerschöpfliche Thema der weib-

lichen Psyche; hinter ihnen taucht überall das Gesicht des Verfassers mit einem Bajazzolächeln auf." — „Mehr Dichter als Schriftsteller" nennt H. Chr. Ade den Verfasser von „Tummelpack" Richard Euringer, dessen Buch er weiteste Verbreitung wünscht. — Zu Oskar Maurus Fontanas Novellen „Empörer" bemerkt Wilhelm Schmidtbonn: „Oskar Maurus Fontana hat die beste Gabe: zu wachsen. Er verschwendet nicht sein Talent. Er züchtet es. Er hat es gezwungen, von der ehemals gestaltlosen Sehnsucht sich abzukehren und scharf zu werden. War aber hinter seinem serbischen Roman ‚Die Erweckung' immer noch die Absicht des Symbols zu spüren, so will er nun nichts als erzählen. Und aus dieser Bescheidung kommt die schönste Frucht der Erfüllung. Dreizehn sehr knappe Novellen sind hier vereinigt. Sie verdienen den Namen Novellen wirklich. Es sind nicht Skizzen, nicht Bilder, nicht Rhythmen, nicht Überschwänge, es sind Erzählungen." — Albrecht Schaeffers märchenhaftes Epos „Gevatter Tod" charakterisiert Guido K. Brand: „An Albrecht Schaeffer ist vieles staunenswert und in der Hast unserer Tage, in der quirlenden Bewegung literarischer Meinungen und Verkündigungen ein Wunder. Nicht nur die Fülle des Bornes, dem er entschöpft, aus dem er Werk und Dichtung mit gütigen Händen — und alles in Reife und Ausgetragenheit — holt; nicht nur die Kunsthandwerklichkeit, mit der er den quellenden Strom in Uferböschungen leitet, mit der er die kleinen von vielen inneren Landschaften kommenden Strömungen sammelt; nicht nur die Sicherheit, mit der er dem Ziel zusteuert, chronistisch der Vielfältigkeit des Lebens immer nachspürend; sondern auch immer wieder die glückhafte Hand, die aus den Dunkelheiten des Schicksals, unbekümmert um Marktgeschrei und Mode, Sonderbarkeiten des Alltags, Merkwürdigkeiten des fließenden Lebens tastet; immer wieder auch die seltene, längst im lodernden Geschrei der ekstatischen Epoche verlorengegangene Eigenschaft der strengen, bis ins Einzelnste durcharbeitenden Formung, Rhythmus und Tempo anzupassen dem ‚Inhalt'."

Persönlichkeitsdokumente

Einige Bücher, die ein starkes Persönlichkeitsinteresse vermitteln, seien aus der Fülle der Erscheinungen herausgegriffen:

1. Ein phantastisches Leben. Von Richard Voß. Stuttgart, J. Engelhorn Nachf. 494 S. Geh. M. 50,—.
2. Grübeleien. Erlebnisse und Bekenntnisse. Von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 360 S. M. 16,— (26,—).
3. Fahrten. Landschaften und Städte. Von Stefan Zweig. Die zwölf Bücher, hrsg. von Carl Selig. Wien und Leipzig 1919, E. P. Tal & Co. 124 S.
4. Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen (1859 bis 1919). Von Carl Ludwig Schleich. Berlin 1921, Ernst Rowohlt. 344 S.

Von Richard Voß' „Ein phantastisches Leben" sagt Heinz Stolz: „Zwei Jahre vor seinem Tode hat Richard Voß, der Erzähler, sein eigenes, festliches Dasein niederzuschreiben begonnen. Diese Erzählung ist nun, zwei Jahre nach seinem Tode, erschienen. Sie ist überschrieben: ‚Aus einem phantastischen Leben'. Mit dieser Inschrift ist zwar die Formel noch nicht gefunden, die diesem Leben restlos entspricht. Aber es blitzt doch der Glanz in ihr auf, der dieses Leben bis zur Verschwendung erfüllte. Denn seine Tage sind strahlend: glühend in Glück und in Gold." — Frenssens „Grübeleien" kennzeichnet Artur Brausewetter: „Eine Selbstbeichte. Keine Selbstbiographie. Das Äußere des Lebensganges wird kaum gestreift, die innere Entwicklung ist das Entscheidende. Eigentlich dürfte es gar keine anderen Selbstbiographien geben als diese, denn alles äußere Erleben ist immer nur das Unwesentliche, das in anderer Form sich ewig Wiederholende, das Zufällige. Was der Mensch innerlich erlebt, das ist sein Leben, nichts anderes. Frenssen hat eine gute Art, innerliches Erleben zu geben." — Stefan Zweigs „Fahrten" rühmt Wilhelm Schmidtbonn: „Darf man hier noch Schilderung sagen? Es ist

der Rhythmus des Geschauten selbst, der Wort geworden ist. Es sind Sonne und Geruch selbst in die Worte hineingekommen. Ein Herz, immer aufgetan, Leben zu trinken. Ungewöhnliche Augen sehen, eine ungewöhnliche Feder schreibt. Ein Blut, das schneller als vielleicht das irgendeines anderen Dichters in deutscher Sprache von allem, was ist, in Glut gesetzt wird. Es ist darum ganz natürlich, daß die hymnische Sprache der Prosa ab und zu in Gedichte übergeht. Reisen ist diesem Menschen, nicht anders als jenem Hermann Hesse, ein ewig wehes Suchen nach der Landschaft des Traumes, nach der Landschaft eines früheren Lebens, nach der ewig unauffindbaren Heimat." — Schleichs „Besonnte Vergangenheit" charakterisiert A. Wolff-Eisner: „Schleich ist nicht nur Mediziner, sondern mindestens ebenso Literat, Sänger, Dichter, Maler, Musiker, Philosoph u. a. m., ein genialer Hasardeur des Lebens und ein genialer Dilettant. Selbst in der Medizin, wo ihm die große Entdeckung der lokalen Unempfindlichmachung gelungen ist, ist er, wie er selbst beschreibt, immer ein ausgesprochener Outsider geblieben. Die Vielheit seiner Interessen, die engen Freundschaftsverbindungen zu Vielen, die in Kunst und Literatur einen großen Namen haben, machen das Werk zu einem literarischen Genuß für Feinschmecker."

Religionsphilosophisches

Drei wichtige Bücher im Dienst des modernen, religiös empfindenden Menschen (auch wo sie leugnen) fordern Beachtung:

1. Der Sinn der Heiligen Schrift. Von Ricarda Huch. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 354 S.
2. Der unbekannte Gott. Versuch einer Religion des modernen Menschen. Von Paul Göhre. 7. bis 13. Tausend. Leipzig 1920, F. W. Grunow. 149 S.
3. Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. Bd. I. Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlags-Anstalt. 658 S. M. 58,— (70,—).

Zu Ricarda Huchs „Der Sinn der Heiligen Schrift" bemerkt Franz Strunz: „In unbekanntes Land, das heißt in den Tiefsinn unserer Bibel führen Ricarda Huchs Betrachtungen zu Worten der Heiligen Schrift. Der ‚Bibelkommentar' eines deutschen Menschen, der zu zeigen sich bemüht, daß diese Geschichten, Sagen und Mythen heute und immer auf alle Menschen angewendet werden können und sollen. Die Bibel ‚lehrt uns, daß die Grundlage unseres Wesens ein Gefühl oder Wille ist, die Kraft der Liebe und des Hasses, sie lehrt uns den göttlichen Geist kennen, der sich in den einzelnen und den Völkern offenbart'. Das ist der Rahmen für eine ganze Philosophie, die alle menschlichen Beziehungen in sich schließt, alle Empfindungen und Handlungsweisen, Geistiges und Reales, vom Himmel geholt und aus dem wechselnd trüben oder klaren Fluß des alltäglichen Geschehens. Ich rechne dieses wundervolle Buch zum tiefsten Erleben und zur reifsten Kunst der Dichterin, wenn auch ihre theologische Deutungskunst manch verblüffendes Wagnis enthält." — Derselbe Referent rühmt Paul Göhres „Der unbekannte Gott": „Es bietet vor allem das Muster einer meisterhaft geschriebenen und volkstümlich dargestellten religionsphilosophischen und religionsgeschichtlichen Monographie. Ich zähle sie in dieser Hinsicht zu den besten neueren Büchern über Religion. Hier ist ein Vorbild. Alles ohne gelehrtes Getue. So muß man es machen. Das ist Volksbildung. Das Buch lehrt das Geheimnis, den Wert der Dinge kennenzulernen, ihre Bezogenheit auf den gegenwärtigen, praktischen Menschen, und es gibt die Möglichkeit, durch selbsterworbene Bildung aus Eigenem heraus unter den Werten zu wählen. So anfechtbar und unsicher manches ist, was Göhre über Wesen und Geschichte der Religion sagt, es ist ausgezeichnet erzählt, nicht in Papier eingesargt." — Entschiedenen Wert erkennt Richard Müller-Freienfels der Geschichte des Atheismus von Fritz Mauthner zu: „Als ein Siebzigjähriger schickt Fritz Mauthner noch einmal ein in jedem Sinne gewichtiges wissenschaftliches Werk in die Welt, vorläufig den ersten Band, dem

jedoch wohl die übrigen bald folgen werden. Die geistige Entwicklung — nicht gerade aus der Froschperspektive — so doch aus einer von der üblichen Sehweise abweichenden Perspektive gesehen! Was dabei herauskommt, wird als Zerrbild nur demjenigen erscheinen, der auf die herkömmlichen Standpunkte eingeschworen ist und meint, man könne Geschichte nur aus der Katheder- und Kirchenperspektive schreiben. Item: schon der Plan ist originell. Die Ausführung ist — soweit sie vorliegt — allerdings nicht sowohl die Geschichte des Atheismus, sondern die Geschichte der Atheisten, der bekanntesten Atheisten."

Literaturwissenschaftliches

Von der reichen auf literaturwissenschaftlichem Gebiet auch im vergangenen Jahr geleisteten Arbeit mögen die folgenden Werke Zeugnis ablegen:

1. Deutsche Sprachgeschichte. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Friedrich Kluge. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. 352 S. Geb. M. 30,—.
2. Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. Hrsg. und fortgesetzt von Hugo Bieber. Berlin 1921, Georg Bondi. 689 S. M. 18,— (30,—).
3. Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland. Von A. H. Kober. Essen a. d. R., G. D. Baedeker Verlagsbuchhandlung. 384 S.
4. Die berliner Romantik 1800—1814. Von Joseph Nadler. Berlin 1921, Erich Reiß. 236 S. M. 38,— (48,—).
5. Shakespeare. Dargestellt in Vorträgen. Von Gustav Landauer. Zwei Bde. Frankfurt a. M. 1920, Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 352, 394 S. M. 60,— (82,—).
6. Goethe. Geschichte eines Menschen. Von Emil Ludwig. Drei Bände. Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. XII, 415, 352, 483 S. Geh. M. 69,—, in Halbleinen M. 105,—.

7. Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. Von Harry Maync. München 1921, Oskar Beck. 627 S.
8. George. Von Friedrich Gundolf. Berlin 1920, Georg Bondi. 272 S.
9. Drei Meister. Von Stefan Zweig. Leipzig 1920, Insel-Verlag. 220 S.
10. Anarchie im Drama. Von Bernhard Diebold. Frankfurt a. M. 1921, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 479 S. M. 30,—.
11. Tragödie und Kreuz. 1. Band: Die Tragödie unter dem Olymp. 2. Band: Die Tragödie unter dem Kreuz. Von Hans Ehrenberg. München 1920, Patmos-Verlag. 250 und 250 S.

Sehr hoch bewertet H. Jantzen Friedrich Kluges „Deutsche Sprachgeschichte": „Kluges neues Werk ist eine hervorragende Leistung. Freilich ist es in erster Reihe für wissenschaftlich gebildete Kenner unserer Sprache, für akademisch gebildete Lehrer und Studenten bestimmt, und diesen wird es treffliche Dienste leisten. Es müßte auch in alle höheren Schulen Eingang finden, und sein Geist müßte im deutschen Unterricht walten, damit er die Erfolge erziele, die man in der Gegenwart und für die Zukunft von ihm erhofft." — Die Neubearbeitung von Richard M. Meyers Literaturgeschichte durch Hugo Bieber rühmt Max Hochdorf: „Bieber ist ein sehr gewissenhafter Erklärer und Beobachter. Und seine Anpassungsfähigkeit versagt niemals. Die Mäßigung, die er sich aus eingeborener Neigung auferlegt, ist durchaus zu loben. Sie rundet das meyersche Werk mit Würde ab. Sie macht es zu einem aufklärenden und erquicklichen Buch für den Kundigen, sie führt den Suchenden zum erstenmal mit sauberen und vornehmen Absichten in die schwere Verwirrung dessen, was die Dichtung unserer Zeitgenossen bekundet. Es wird nicht gepredigt und geworben, es werden Seele und Formwille mit Behutsamkeit enthüllt und auch mit Liebe." — Volle Anerkennung läßt Rudolf Paulsen A. H. Kobers „Geschichte der

religiösen Dichtung in Deutschland" zuteil werden:
„Kober selbst nennt seinen Versuch einen ‚Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele'. Ein solcher ist die Betrachtung wirklich geworden, ein vollwertiger, gewichtiger Beitrag. Die ganze seelisch-sittliche und geistig-wissenschaftliche Kultur wird in ihrer jeweiligen Spiegelung im Dasein der Dichtung aufgezeigt. Die tiefen Wurzeln der insbesondere religiös gerichteten Kunst, die meist unbewußt in das Dunkel der Strebungen der deutschen und auch menschlichen Gesamtseele hinunterreichen, werden bloßgelegt: ein ungeheuer weit umspannendes vielverästeltes unterirdisches Netz, ein Lineargemälde, auf dem man wohl manche Kurve, manche Betonung anders wünscht, das man aber im großen und ganzen als richtig und schön anerkennen und nicht ohne Stolz betrachten wird." — Nicht ohne Bedenken spricht Ernst Heilborn über Joseph Nadlers „Die berliner Romantik": „Aus Nadlers Buch klappert der völlig mechanisierte völkische Gedanke. Ein Berufener, den seine Zeit und ihr Geist um seine Sendung und deren Geist betrog! — Aber auch auf dieser allzu trefflich asphaltierten, kaum noch erdhaft zu nennenden Straße gelangt Nadler in seiner, sei es armen, Eigenart zu einer auf selbständigen Forschungen beruhenden, neuen und in ihrer Neuheit sehr beachtenswerten Darstellung jener ideengeschichtlichen Entwicklung, die er unter dem Namen ‚Die berliner Romantik' begreift. Ihn lesen, heißt lernen. Es fragt sich nur, wie weit Literaturgeschichte die rein ideengeschichtliche Betrachtung verträgt?" — Bedenken kann auch Albert Ludwig Gustav Landauers „Shakespeare" gegenüber nicht unterdrücken: „Man scheidet von Landauers Buch mit zwiespältigen Gefühlen: wäre nicht das Problem, den Ausgleich zu finden, zwischen literaturgeschichtlicher Forschung und moderner Einfühlung? Sollen wir sagen, das hätte Landauer versuchen müssen? Ach, dann wäre er eben nicht er selbst gewesen, und nicht der geringste Reiz seines Buches ist, daß es so persönlich ist. So nehmen wir es denn, wie es ist: nicht als Evangelium

der Shakespearekunde, aber als Werk der Liebe und Verehrung, als Zeugnis für das, was der Dichter Menschen unserer Zeit sein und werden kann." — Emil Ludwigs „Goethe"-Biographie erkennt Georg Witkowski entschiedenen Wert zu: „Sie befriedigt den, der in einem solchen Buch tiefere Aufschlüsse über Werden und Sein eines großen Menschen sucht. Auch der Formsinn erfreut sich an der reichen und nie gewaltsam hinaufgeschraubten Sprache Ludwigs. Er erfaßt seine Aufgabe als Dichter. Ihm ist es darum zu tun, ‚die innere Welt eines Menschenlebens aus allen Symptomen zu erneuern'. Er will demnach Goethes Dasein als eine wiederholte Gegenwart sozusagen in jedem Augenblick von Bedeutung farbig vor unserem geistigen Auge erstehen lassen, damit aus der Anekdote, dem Einmaligen, das Dauernde und seine langsamen Umformungen zutage treten." — Rühmliches weiß Werner Schweizer von Harry Mayncs „Immermann" zu melden: „Wie der Verfasser als Landsmann keinen chauvinistischen Blickpunkt einnimmt, ist er auch als Biograph nicht Partei — man lese bloß die Beurteilung von Immermanns Lyrik oder dessen Streit mit Platen. So ist nun zwar Harry Mayncs Buch grundgelehrt und ein Denkmal des Gelehrtenfleißes. Aber es ist zugleich bedeutend mehr. Die Klarheit, Einfachheit und Stilschönheit der an Goethe geschulten Prosa, die vielen meist glücklich gewählten Mottos, das frische und frohe Zeit- und Lokalkolorit in der Landschafts- und Personenschilderung und die Vorführung einer bunten Reihe anziehender Gestalten verleihen ihm die Reize eines biographischen Romans." — Sehr hoch bewertet Guido K. Brand Friedrich Gundolfs „George": „Der Urgrund, auf dem dieses Werk wie jenes einzige über Goethe wuchs, wurde von zwei Quellen genährt, die näher allem Sein entspringen: Der unerschütterlichen Liebe zu dem ‚Meister' und einem großen Menschen und einem reinen, in der Stille und Abgeschlossenheit gewachsenen Dichtertum. Diese, von starkem Wissen und Erkennen, von großer Wucht und Verzweigtheit des Erlebens gestaltete Schrift ist keine

Biographie mit Daten und Zitaten, ist keine ästhetisch-historische Betrachtung, keine kritiklose Anbetung, keine bloße Analyse von Dichtungen. Sie ist hinausgehoben über die Masse der Erscheinungen, in denen ‚über' einen Menschen etwas gesagt wird, durch die Blickebene, in der alles gesehen wird, durch den Atem, der die Sätze und Abschnitte trägt, durch den Rhythmus, der von Anfang bis zum Ende das Buch erfüllt. Es ist mehr als Erkenntnis, mehr als Gewußtes." — Hoch wird auch Stefan Zweigs „Drei Meister" von H. W. Keim eingeschätzt: „Die Besonderheit des Essayisten Zweig liegt in erster Linie darin, daß er den Künstler, dem seine Arbeit gilt, nicht als eine absolut geistige Größe auffaßt, wie das etwa Friedrich Gundolf tut. Denn bei dieser Darstellungsart kommt eins zu kurz: der ganz enge Zusammenhang, der zwischen dem Leben des Künstlers und seinem Werk besteht, jene rein menschliche Charaktergröße also, welche die letzte Einheit für Lebensführung, Erlebnis und Dichtung bedeutet. Und gerade auf diesem Fundament baut Zweig seine Aufsätze auf." — Hans Knudsen nennt Bernhard Diebolds „Anarchie im Drama" ein „kluges und mit Geist eindringendes Buch, eine wichtige Veröffentlichung für die Beurteilung des zeitgenössischen Dramas". — Von Hans Ehrenbergs „Tragödie und Kreuz" sagt Joseph Sprengler: „Zwanzig Vorlesungen über die Tragödie. Die erste Hälfte umschließt die Antike, die zweite die ganze nachchristliche Zeit. Was wir empfangen, ist ebenso Geschichtsphilosophie wie Kunstphilosophie. Als solche ist sie ebenso geistig gebaumeistert, wie religiös durchfärbt. Nur wissenschaftlich ist sie nicht, insofern eben Wissenschaft reine Sachverhalte festzustellen hat. Dafür gibt Ehrenberg seine Erkenntnis und sein Bekenntnis. Die schon persönliche Stellungnahme im ersten Band steigert der zweite, ich möchte sagen, ins Expressionistische. Nicht daß dann Ton und Stil überschwenglich und verzückt würden, aber sie entziehen sich doch irgendwie dem unmittelbaren Verstand. Es ist alles Geist, was er schreibt. Nein mehr: Geist und Seele."

Zeitgeschichtliches

Aus den zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen sind einige Erscheinungen hervorzuheben, denen zugleich ein literarisches Interesse zukommt:

1. Berlin oder Juste Milieu. Von Carl Sternheim. München 1920, Kurt Wolff Verlag. 100 S. M. 7,— (10,—).
2. Drei Monate in Sowjet-Rußland. Von Arthur Holitscher. Berlin, S. Fischer Verlag. 255 S. M. 15,— (21,—).
3. Zarastro. Westliche Tage. Von Annette Kolb. Berlin, S. Fischer Verlag. 211 S. M. 10,— (16,25).
4. Politik des Geistes. Von Eugen Diederichs. Jena 1920, Eugen Diederichs. 200 S. M. 8,— (14,—).
5. Vom Geist der Erde. Ein Zeitbrevier. Von Ernst Heilborn. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. VIII, 248 S. M. 18,— (23,—).

Nicht ohne Ironie spricht C. F. W. Behl über Carl Sternheims „Berlin“: „Wenn man die Verlagsankündigung dieser Sternheim-Broschüre liest, erwartet man, eines neuen Savonarola zerschmetterndes Strafgericht über Berlin zu erleben. Die Lektüre der hundert Seiten wirkt danach einigermaßen beruhigend. Man findet gute Feuilletoneinfälle und erblickt den Verfasser in der geschickt angenommenen Pose eines Karl Kraus von der Spree — freilich ohne die hohe Sprachmeisterschaft seines Urbildes. Dafür hat ja aber Carl Sternheim nach Edschmids treuherzigem Zeugnis den — ‚klassischsten deutschen Stil‘.“ — Über Arthur Holitschers „Drei Monate in Sowjet-Rußland“ urteilt Arthur Luther: „Es gibt eine köstliche russische Redensart: ‚wtiratj otschki‘ — ‚einem eine Brille einreiben‘. Die Übersetzung ist schlecht, aber man versteht, was gemeint ist. In dieser Kunst sind die Russen von jeher Meister gewesen, und auch Arthur Holitscher ist ihr teilweise zum Opfer gefallen. Nicht in dem Maße freilich, wie Alfons Goldschmidt (‚Moskau 1920‘), der die Reise nach Bolschewistien schon

mit der Brille auf der Nase antrat. Holitscher hat gottlob schärfere Augen, er schielt auch ab und zu über die Brillengläser hinweg — und schließlich sind manche Erscheinungen in Rußland eben so grell, daß man sie auch durch ein trübes Glas richtig sehen kann. Und so ist ein sehr fesselndes Buch entstanden, fesselnd vielleicht gerade durch die vielen Widersprüche, die es enthält." — Über Annette Kolbs „Zarastro" äußert sich Anselma Heine: „Annette Kolb erzählt in diesem Buch von ihren diplomatischen Bemühungen für Völkerverständigung und Frieden. Sie tut es in Form eines Tagebuches, das in Bern beginnt Februar 1917 und mit dem Sozialistenkongreß in Bern Februar 1919 schließt. Zwei Jahre voll Kämpfens, voller Enttäuschung, Heimatlosigkeit, Bitterkeit und manchmal mystischer Verzückung. Denn Annette Kolb wird immer mehr Seherin. Schon in ihrem wundervollen Roman ‚Das Exemplar', den wir alle ihr niemals vergessen dürfen und von dessen philosophisch-mondänem Reiz noch in jedem ihrer späteren Bücher ein Hauch zu verspüren bleibt, schon in diesem Meisterwerk spielen Magie und Ahnung ihre erlauchte Rolle. Allmählich hat sich ihr metaphysisches Sehnen fast zur Lehre verdichtet. Und gerade in diesem Buch der Zeitungsstreite und der diplomatischen Zusammenkünfte mischt sich sonderbar Journalistisches und Okkultes." — Eugen Diederichs „Politik des Geistes" rühmt Guido K. Brand: „Ob Diederichs über den Geist der Sozialdemokratie, über die Vaterlandspartei, gegen die Spitteler-Hetze, über Sittlichkeit und Theater, Sexualfragen oder die psychische Erkrankung Deutschlands spricht, es ist immer derselbe Geist, der den Dingen auf den Grund gehen will, Fäden des Zusammenhangs nachtastet, Tiefstes aufspüren will, der wahrhaftig ritterlich ist: Der Geist des schöpferischen Lebens." — Ernst Heilborns Zeitbrevier „Vom Geist der Erde" nennt Hans F. Helmolt „eines der gedankenschwersten Bücher". „Geist — Erde — Zeit: diese schon im prachtvoll präzisen Titel vereinte Trias umspannt den ungeheuern Reichtum einer Bilanz, die Heilborn— fast möchte man angesichts gerade

dieser Leistung mit seinem Namen ein Wortspiel treiben! — aus dem Niederbruch eines ganzen Kulturzeitalters zieht. Er geht auf den Urgrund alles Seienden zurück, auf die Erde, weiß aber selbst die Wucht der Bodenschwere so zu durchgeistigen, daß sich alles Niederdrückende entfernt und die Erhebung dominiert."





Nachrichten

Todesnachrichten

August 1920:

Cecilia Båth-Holmberg ist am 30. Juli gestorben. Sie hat in Gemeinschaft mit ihrem Manne, dem Direktor Theodor Holmberg, die Volkshochschule Tärna, die als Muster schwedischer Volkshochschulen gilt, gegründet und geleitet. Sie war daneben trotz vielfacher Kränklichkeit schriftstellerisch tätig und hat eine große Reihe von biographischen Arbeiten, in denen ihre warme Liebe für Deutschland und ihre besondere Verehrung für Schiller hervortrat, veröffentlicht. Neben einer Lebensskizze von Schiller hat sie auch solche über Arndt, Walther von der Vogelweide, Kaiser Friedrich und Theodor Körner verfaßt.

Jeannot E. Frhr. v. Grotthuß ist am 30. August fünfundfünfzigjährig im Lichterfelder Kreiskrankenhaus gestorben. Er war am 6. April 1865 als Sprößling eines ursprünglich niedersächsischen Adelsgeschlechts in Riga geboren worden, hatte seine Kindheit auf dem Erbgut seines Vaters verlebt, sodann in Berlin Philosophie und Literatur studiert, das „Deutsche Adelsblatt" und „Die Post" redigiert und dann im Jahre 1898 seine eigene Zeitschrift, den „Türmer", ins Leben gerufen. Grotthuß' eigene Dichtungen, wie seine Erzählung „Der Segen der Sünde", und seine Gedichte „Gottsuchers Wanderlieder", werden literarisch kaum sonderlich hoch zu bewerten sein. Als Herausgeber des „Türmers", des Türmer-Jahrbuches und der Bücher der Weisheit und

Schönheit aber hat er ausgesprochene Physiognomie bewiesen und sich kraft seiner Persönlichkeit einen breiten Leserkreis gesichert, der durchaus den Charakter treuer Anhängerschaft annahm.

Robert Hessen ist am 25. August sechsundsechzigjährig in Berlin gestorben. Deutsch-Balte von Herkunft, Arzt von Beruf hat er eine sehr vielseitige literarische Tätigkeit entfaltet, der auch sein langjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zugute kam. Seine „Dramatische Handwerkslehre", die er unter dem Pseudonym Avonianus veröffentlichte, sowie sein Werk „Shakespeares Leben" sind in weiteste Kreise gedrungen. Mit seiner „Philosophie der Kraft" (1913) hatte er einen letzten großen Erfolg. Daneben hat sich Hessen auf dem Gebiet des Sportswesens und der Hygiene als gewandter Essayist bekundet.

Elisabeth Heydemann-Möhring ist fünfzigjährig nach einer Meldung vom 26. August gestorben. Sie hat sich als Erzählerin einen geachteten Namen gemacht und war in den letzten zehn Jahren Leiterin des Unterhaltungsteiles der Halbmonatsschrift „Unser Weg".

G. Jenner ist am 29. August in Marburg an einer Krankheit verschieden, die er sich im Felde zugezogen hatte. Er durfte auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit als Universitäts-Musikdirektor an der Universität Marburg zurückblicken. Er war der einzige persönliche Schüler von Johannes Brahms und hat in seinem Buch „Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler" seine Erinnerungen an seinen Lehrer niedergelegt, die als wertvolle Beiträge zur Würdigung von Brahms ihren Wert behalten werden.

Franz Kaufmann ist achtundfünfzigjährig nach einer Meldung vom 25. August gestorben. Er war Stiftspropst in Aachen und galt als vorzüglicher Kenner der christlichen Kunst. Als Historiker widmete er sich besonders der Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Die großzügige Restaurierung des aachener Münsters war sein Werk.

Paul Schüler ist am 21. August nach langem

schweren Leiden in Schaftlach (Oberbayern) gestorben. Er hat zahlreiche Plaudereien verfaßt, sie dann auch zum Teil in Büchern wie „Komm an mein Herz", „Auf der Alm", „Das Gift im Weibe" gesammelt.

Bal Gangadhar Tilak ist Anfang August in Bombay gestorben. Er war Herausgeber zweier Zeitungen und Führer der indischen Nationalisten. Er galt daneben als hervorragender Gelehrter, und seine beiden Hauptarbeiten „Orion oder Untersuchungen über das Alter der Vedas" und „Die arktische Heimat in den Vedas" gelten als grundlegende Werke.

Heinrich Wolgast ist nach einer Meldung vom 2. September in Hamburg gestorben. Durch sein Buch „Das Elend unserer Jugendliteratur", das zunächst im Selbstverlag erschienen war, sodann in den Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, übergegangen ist, ist er zum Führer der Bewegung für künstlerische Erziehung geworden. In der Tat hat er Bedeutung und Wirkung des Kinderbuches richtig erkannt und aus der Untersuchung der Triebkräfte des kindlichen Hanges zum Lesen die rechten Folgerungen gezogen.

Wilhelm Wundt ist am 31. August achtundachtzigjährig in der Villa seiner Tochter in Groß-Bothen gestorben. Er war am 16. August 1832 in Neckarau in Baden geboren worden und ist zunächst in treuer Anhängerschaft an seinen Lehrer, Johannes Müller, den berliner Anatomen und Physiologen, wissenschaftlich hervorgetreten. Seine Berufung von Heidelberg aber, wo er als ausgesprochener Physiologe 1857—1874 gewirkt hatte, nach Zürich 1874 und Leipzig 1875, wo er den Lehrstuhl für Philosophie erhielt, kennzeichnet zugleich seine Abkehr von der reinen Physiologie zu der ihm eignen physiologischen Psychologie, zu der er bereits im Jahre 1863 in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele die Grundlage gelegt hatte. Auf dem Unterbau eines nahezu unerschöpflichen Tatsachenmaterials erstanden seine durch die Klarheit und Folgerichtigkeit ihrer Darstellung mustergültigen Werke, die „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Sinnliche

und übersinnliche Welt" (1914) und „Elemente der Völkerpsychologie" (1912). Im Jahre 1917 ist Wundt von seinem Lehramt in Leipzig zurückgetreten, das er als ein Führer deutscher Wissenschaft lange Jahre hindurch ausgeübt und das Leipzig zu der Hochschule für moderne Psychologie gemacht hatte.

September 1920:

Roberto Ardigò ist zweiundneunzigjährig in Mantua den Folgen eines Selbstmordversuches erlegen. Er war Lombarde von Geburt, war zunächst Geistlicher geworden und hatte als Kanonikus eine Reihe von Jahren eine Lehrtätigkeit für Philosophie am Lyzeum in Mantua ausgeübt. Nähere Berührung mit der modernen Philosophie Kants, Spencers und Comtes hatten ihn mehr und mehr von der Kirche abgeführt, von der er sich schließlich ganz losgesagt hatte. Im Jahre 1868 hatte er die Professur für Geschichte der Philosophie an der Universität Padua erhalten, im Jahre 1881 hatte er die „Rivista di Filosofia scientifica", die aber nach zehnjährigem Bestehen ihr Erscheinen einstellte, begründet. Ardigò wurde zu den vornehmsten Vertretern italienischer Philosophie gezählt. Seine Hauptwerke liegen auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie, Psychologie und Soziologie, in denen er durchaus eine moderne Richtung vertrat. Seine Schriften erschienen in sechs Bänden gesammelt in Padua 1869—1901. Die letzten Jahre seines Lebens hat Ardigò in sehr kümmerlichen Verhältnissen zugebracht; es waren auch Nahrungssorgen gewesen, die ihn bestimmt hatten, bereits vor einem Jahr einen ersten Selbstmordversuch zu unternehmen.

Marcus Braun ist einundsiebzigjährig nach einer Meldung vom 28. September in Breslau gestorben. Er war im Jahre 1891 Dozent für jüdische Geschichte und Literatur an dem rabbinischen Seminar in Breslau geworden und hatte die bekannte „Monatsschrift für die Wissenschaft des Judentums" herausgegeben. Seine eigenen Werke, „Geschichte der Juden und ihrer Literatur" (drei Bände), „Lehrbuch der jüdischen Geschichte"

(vier Bände), „Geschichte der Juden in Schlesien" (fünf Bände), haben eine zahlreiche Leserschaft gefunden.

Paul Ferrier ist nach einer Meldung vom 13. September in Paris gestorben. Er hat sich als Theaterschriftsteller bekanntgegeben.

Adolf Göttmannn ist am 24. September einer schweren Lungenentzündung, neunundfünfzigjährig, erlegen. Er war Musikdirektor und Musikreferent der „Täglichen Rundschau" und zeichnete sich durch unbestrittene Sachkenntnis aus. Er hat sich zugleich als Begründer des Verbandes deutscher Tonkünstler organisatorische Verdienste erworben.

Hans Leuß ist am 28. September in Neustrelitz einem Gehirnschlag erlegen. Er war 1861 auf Spiekeroog als Abkömmling einer altfriesischen Familie geboren worden, hatte sich schon in seinem siebzehnten Lebensjahr literarisch betätigt und war mit einundzwanzig Jahren Chefredakteur des „Kasseler Journals" geworden. Er hatte anfänglich in enger Verbindung mit Friedrich Naumann und Helmuth von Gerlach gestanden und als eins der fähigsten Mitglieder der christlich-sozialen Bewegung gegolten. Er war später in einen Meineidsprozeß verwickelt worden und hatte eine Strafe von drei und einem halben Jahr Zuchthaus voll abzubüßen. Bereits im Zuchthaus stellte Leuß eine Sammlung seiner Gedichte zusammen und begann an dem Buch „Aus dem Zuchthaus" zu arbeiten, das später erschien und Aufsehen erregte. Leuß hat weiterhin Anschluß an die Sozialdemokratie gefunden, deren linkem Flügel er angehörte, so daß er den Unabhängigen nahestand, dabei aber entschiedener Gegner der Bolschewisten war. In den letzten Jahren vor dem Kriege war er als Redakteur der „Welt am Montag" tätig. Die Revolution fand ihn in Mecklenburg, wo er sich politisch betätigte und starken Einfluß gewann.

Paul Mitzschke ist nach einer Meldung vom 28. September fünfundsechzigjährig in Weimar gestorben. Er hatte auf dem Gebiet der thüringischen Kulturgeschichte wie der neugriechischen Literatur eine umfassende schrift-

stellerische Tätigkeit ausgeübt und als Archivrat in Weimar gewirkt.

Viktor von Putzkykowitsch ist am 18. September fünfundsiebzigjährig in völliger Vereinsamung und dürftigen Verhältnissen in Karlshorst gestorben. Er war 1845 in St. Petersburg geboren, hatte mehr als dreißig Jahre in Berlin als Korrespondent der „Nowoje Wremja" gewirkt und sich durch die kluge Art seiner politischen Berichterstattung ausgezeichnet. In seiner Frühzeit hatte er in St. Petersburg in Gemeinschaft mit dem Fürsten Metscherski die konservative Tageszeitung „Graschdanin" gegründet. Mit Dostojewski hatte ihn eine innige Freundschaft verbunden.

Simon Afanasjewitsch Wengerow, einer der bedeutendsten russischen Literarhistoriker, ist in Petersburg gestorben. 1855 in Lubny in Südrußland geboren, war er 1897—99 Privatdozent an der petersburger Universität, seit 1910 Professor für russische Sprache und Literatur an der petersburger Frauenhochschule. Sein Hauptwerk ist das leider nicht zum Abschluß gelangte „Kritisch-bibliographische Lexikon russischer Schriftsteller und Gelehrter" (sechs Bände, deren erster 1886 erschien). Was für ein gewaltiger Stoff hier verarbeitet worden ist, zeigen die 1900—1910 erschienenen zwei ersten Bände der „Quellen zum russischen Schriftstellerlexikon". Von Wengerow stammen auch die meisten Aufsätze über russische Literatur in der großen russischen Enzyklopädie von Brockhaus und Jefron. Er redigierte ferner die ausgezeichnete Klassikerbibliothek desselben Verlags, von der bis zum Kriege die sämtlichen Werke Schillers, Shakespeares, Byrons und Molières in russischer Sprache und eine vorzügliche kritische Ausgabe von Puschkins Werken erschienen war.

Oktober 1920:

Chrydja Altschewska, die unter den ukrainischen Dichterinnen eine hervorragende Stellung eingenommen hat und sehr bewußt die moderne Richtung vertrat, ist

nach einer Meldung vom 25. Oktober sechsunddreißigjährig in Charkow gestorben.

In den Königl. Weinbergen bei Prag starb am 17. Oktober der verdiente tschechische Schulmann und Literarhistoriker František Bílý in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre. Aus Brünn gebürtig, war er in Prerau, Prag und Žižkov als Mittelschullehrer tätig und bekleidete dann jahrelang das Amt eines Landesschulinspektors. Ursprünglich widmete er sich der Kritik, die er mit der neueren Literaturgeschichte vertauschte, ohne je das Interesse der Schule außer Acht zu lassen; seine zahlreichen Arbeiten zur literarischen Erziehung sind mustergültig. Große Verdienste hat sich Bílý um die Herausgabe der Werke und Briefe von F. L. Čelakovský erworben, dessen Lebensgeschichte er vorbereitete.

Richard Falkenberg ist neunundsechzigjährig in den ersten Oktobertagen in Jena einem Herzschlag erlegen. Er war ord. Prof. der Philosophie an der Universität Erlangen und hat sich durch seine „Geschichte der neueren Philosophie" vorteilhaft bekanntgegeben. Er hat auch als Herausgeber von „Frommanns Klassiker der Philosophie" verdienstliche Arbeit geleistet.

Cäsar Flaischlen ist am 16. Oktober in Gundelsheim (Württemberg) gestorben. Er war am 12. Mai 1864 in Stuttgart geboren worden und hatte mit einer Arbeit über O. H. von Gemmingen die Doktorwürde erworben. Er hat sich auf vielen Gebieten der Literatur erprobt, doch gelang es ihm nicht, mit seinen Dramen, unter denen das Schauspiel „Martin Lehnhardt" bekannter wurde, auf der Bühne festen Fuß zu fassen. Dagegen ist sein Roman „Jost Seyfried" durch den reichen Persönlichkeitsausdruck und die Fülle der Lebenserfahrung, die darin niedergelegt ist, zu einem bleibenden Werk geworden. Flaischlens eigentliche Bedeutung beruht durchaus auf dem Gebiet der Lyrik, die bei ihm vorwiegend, aber durchaus nicht ausschließlich, gedankliches Gepräge trägt und kraft des Persönlichkeitszaubers, der von Flaischlen ausgeht, nicht nur in die weitesten Kreise gedrungen ist, sondern ihm geradezu

eine Gemeinde geschaffen hat. Von seinen Lyrikbüchern sind an erster Stelle „Von Alltag und Sonne", „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens" und „Zwischenklänge" zu nennen. Die deutsche Literatur hat in Flaischlen einen ihrer liebenswürdigsten Vertreter eingebüßt, seine Freunde beklagen bei seinem frühen Hinscheiden den Verlust einer seltenen, reinen und aufrechten Persönlichkeit.

Carlo Salvioni ist zweiundsechzigjährig nach einer Meldung vom 22. Oktober in Mailand gestorben. Er war in Bellinzona geboren worden und hatte sich durch seine Studien der Dialekte, besonders der der Lombardei und der Alpen, bekanntgegeben. Er hat verschiedene sprachwissenschaftliche Werke veröffentlicht und war einer der ersten Professoren der italienischen Sprache und Kultur im Tessin.

August Stein, der langjährige berliner Vertreter der „Frankfurter Zeitung", ist am 13. Oktober neunundsechzigjährig einem eingewurzelten Herzleiden erlegen. Er war ein geborener Pfälzer, war aber schon in früher Jugend nach Breslau gekommen und hatte dort das Gymnasium und die Universität besucht. Ursprünglich Mediziner, hatte er sich frühzeitig der Journalistik zugewandt, war Anfang der Achtzigerjahre in die „Nationalzeitung", die damals noch von Köbner geleitet wurde, kurz darauf in das oldenbergsche Parlamentsbureau eingetreten. Er war Korrespondent der „Breslauer Zeitung", als er 1883 von Leopold Sonnemann in die Redaktion der „Frankfurter Zeitung" berufen und zu deren berliner Korrespondenten bestimmt wurde. In dieser Tätigkeit hat August Stein eine ganz außergewöhnliche und seltene politische wie persönliche Bedeutung erlangt. Seine Beziehungen zu den Reichskanzlern Bülow und Bethmann Hollweg befähigten ihn, der „Frankfurter Zeitung" Nachrichten zukommen zu lassen, die man auf anderem Wege nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen wagte; seine ungewöhnliche stilistische Kunst wußte auch unter schwierigsten Verhältnissen die angemessene Form zu finden. Stein, der keine

Bücher geschrieben hat, war schriftstellerisch hervorragend begabt, seine Aufsätze über führende Persönlichkeiten der Politik, aber auch über gesellschaftliche Vorkommnisse dürfen einen bleibenden Wert beanspruchen.

Joseph Wackernell ist nach einer Meldung vom 6. Oktober siebzigjährig in Innsbruck gestorben. Er war lange Jahre hindurch Vertreter der deutschen Sprache und Literatur an der innsbrucker Universität gewesen und hatte sich um die Herausgabe des deutschen Volksliedes in Tirol und Vorarlberg Verdienste erworben.

November 1920:

Gottfried Baist ist nach einer Meldung vom 3. November achtundsechzigjährig in Freiburg i. B. einem Schlaganfall erlegen. Er war ordentlicher Professor für romanische Philologie in Freiburg, hat sich namentlich durch grundlegende Arbeiten zur spanischen Literatur und spanischen Sprache bekanntgegeben. Einer hessischen Pastorenfamilie entstammt, hatte er in Gießen und München studiert, 1880 in Erlangen promoviert, war nach langen Auslandsreisen 1890 Assistent an der erlanger Universität und noch im selben Jahre ordentlicher Professor in Freiburg geworden. Seit mehr als dreißig Jahren bereitete er eine kritische Ausgabe des Graal des Christian von Troyes vor, ohne zu einem Abschluß gelangen zu können. Seine gesteigerte Skepsis sowie sein ungewöhnlicher Drang nach scharfer Zusammenfassung standen seiner schriftstellerischen Produktion hindernd im Wege.

Alexander Endrödi ist am 7. November in Budapest einundsiebzigjährig gestorben. Er hat sich als Lyriker als Sänger der Liebe und des Patriotismus hervorgetan. Sein bestes Werk sind die „Kurutzenlieder", die auch in deutscher Übersetzung erschienen sind. Bleibender Wert wird auch seiner Übertragung der Lieder Heinrich Heines beigemessen. Endrödi war Beamter des ungarischen Abgeordnetenhauses. Die Akademie und die Petöfi-Gesellschaft hatten ihn zum Mitglied gewählt.

Georg Finsler ist nach einer Meldung vom 21. No-

vember in Basel gestorben. Er war nach Vollendung seiner theologischen Studien 1884 Pfarrer in Hombrechtikon geworden, war dann 1890 als Religionslehrer an das Gymnasium nach Basel übergesiedelt. Er hat sich durch sein maßgebendes Werk „Zwingli-Bibliographie", sowie durch weitere Arbeiten besonders um die Zwingli-Forschung verdient gemacht, hat auch eine Auswahl aus den Schriften Zwinglis, die für ein weiteres Publikum bestimmt ist, herausgegeben.

Hermann von Fischer ist nach einer Meldung vom 1. November neunundsechzigjährig in Tübingen gestorben. Er stammte aus Stuttgart und ist in seinen Studien der schwäbischen Heimat treu geblieben. Seine biographischen Werke über Eduard Mörike und Ludwig Uhland behaupten ihren Wert. Seine eigentliche Arbeit galt aber der Dialektforschung, die er durch eine „Geographie der schwäbischen Mundart" und vor allem durch das dreibändige schwäbische Wörterbuch aufs beste gefördert hat. Als Dreiundzwanzigjähriger war Fischer mit Forschungen über das Nibelungenlied hervorgetreten. Bemerkenswert bleiben auch seine Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens.

Friedrich von Khaynach ist am 16. November zweiundfünfzigjährig verschieden. Er hatte auf der akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin studiert, hatte lange Zeit in Rom gelebt, wo er Hans von Marées und Otto Erich Hartleben nahetrat, war dann Kunstreferent der „Kreuzzeitung" geworden, deren Schriftleitung er bis zum Herbst 1918 angehört hatte. Als Kunstreferent hatte er sich durch die Feinheit und Sicherheit seines Urteils ausgezeichnet.

Alexius Meinong ist am 28. November siebenundsechzigjährig in Graz gestorben. Er war 1853 als Sohn eines Generals geboren worden, hatte 1874 mit einer Arbeit über Arnold von Brescia promoviert, hatte sich 1878 in Wien habilitiert, war 1882 nach Graz berufen worden, wo er das erste österreichische psychologische Laboratorium zunächst aus eigenen Mitteln eingerichtet hatte. Trotzdem er seit Dezennien fast völlig erblindet

war, ließ er sich in seiner Arbeit dadurch nicht behindern. Sein eigentliches Werk ist die Gegenstandstheorie, die sich über die Metaphysik hinaus allen Gegenständen zuwendet, die überhaupt Ziel unserer Erkenntnis werden können, wenn ihre reale Existenz auch unmöglich ist. Diese vielumstrittene Gegenstandstheorie hat jedenfalls zu einer Fülle von Einzelkenntnissen geführt, und unter den vorbereitenden Schriften kommt Meinongs Buch über die Annahmen entschiedene Bedeutung zu.

Emilio Motta ist am 18. November dreiundsechzigjährig in Roveredo einem Herzleiden erlegen. Er war in Airola geboren worden, hatte die Kantonschule in Solothurn besucht, sich zunächst technischen Studien hingegeben, sich dann aber der Geschichtsforschung und Philologie gewidmet. Seine archivalischen Studien in der Trivulziana in Mailand bezeichnen sein Lebenswerk. Zumal auf dem Gebiet der schweizerischen wie der oberitalienischen Quellenforschung hat Motta durch Herausgabe umfassender Quellenwerke Bleibendes geleistet.

Erich Oesterheld, Mitinhaber des Verlages Oesterheld & Co., Berlin, ist siebenunddreißigjährig am 7. November plötzlich an Herzschlag gestorben. Er hat sich auf dramatischem Gebiet als Verfasser von „Die einsamen Brüder" und „Die Hochzeitsreise", als Übersetzer und Herausgeber vorteilhaft bekanntgegeben.

Wilhelm Spatz ist nach einer Meldung vom 20. November in Wernigerode am Harz plötzlich verstorben. Er hat sich als Historiker einen guten Namen gemacht, besonders durch wertvolle Veröffentlichungen zur Geschichte Groß-Berlins und des Kreises Teltow. Er hat daneben als Leiter der von ihm ins Leben gerufenen „Deutsch-Schwedischen Vereinigung" mit Nachdruck daran gearbeitet, das Gefühl geistiger Gemeinschaft zwischen Schweden und Deutschland zu stärken.

Henry Thode ist nach einer Meldung vom 11. November dreiundsechzigjährig in Dresden gestorben. Er war am 13. Januar 1857 in Dresden geboren worden, hatte in Leipzig, Wien, Berlin und München studiert, Studienreisen nach Frankreich, England, Italien und

den Niederlanden unternommen, hatte sich 1886 als Privatdozent an der Universität Bonn habilitiert, war 1890 Direktor des städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main und 1894 Professor an der Universität Heidelberg geworden, wo er bis zum Jahre 1911 tätig gewesen ist. Seine Studien galten vor allem Michelangelo, über den er ein dreibändiges Werk verfaßt hat, dem sich Monographien über Giotto, Mantegna und andere Italiener anschließen. Daneben ist er besonders für Hans Thoma eingetreten. Thode hat auch für Richard Wagner, dem er durch seine Heirat mit Daniela von Bülow, einer Tochter Cosima Wagners aus ihrer ersten Ehe mit Hans von Bülow, verwandtschaftlich nahestand, tatkräftig gewirkt. Er selbst ist mit einem dichterischen Versuch, dem „Märchen vom Ring des Frangipani", an die Öffentlichkeit getreten.

Dezember 1920:

Wilhelm Bayersdorfer ist fünfunddreißigjährig in der münchener chirurgischen Klinik nach einer Meldung vom 21. Dezember gestorben. Er war der Sohn des bekannten Konservators der Alten Pinakothek, Adolf Bayersdorfer, und hat selbst wertvolle Untersuchungen über altdeutsche Malerei, insonderheit über Dürers Jugendarbeiten, veröffentlicht.

James Bourchier ist am 30. Dezember siebenundsiebzigjährig in Sofia gestorben. Er war 1878 nach Sofia gekommen und hatte sich hier eine zweite Heimat gegründet, für die er 1913 nach dem bukarester Frieden ebenso energisch eintrat, wie er 1919 das Diktat von Neuilly zu bekämpfen begann. Er hat als Balkankorrespondent der „Times" gewirkt. Er wurde auf Staatskosten beim Kloster Rilo begraben. Aus seiner Feder stammt eine große Anzahl hauptsächlich politischer Schriften und Broschüren.

Helmuth Bruchmann ist nach einer Meldung vom 29. Dezember vierundsiebzigjährig in Gotha gestorben. Er war erst kürzlich auf Grund seiner zahlreichen und wertvollen naturwissenschaftlichen Schriften zum Ehren-

mitglied der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Bern ernannt worden.

Hugo Goldschmidt ist am 26. Dezember gestorben. Er war als junger Doktor der Jurisprudenz zur Musik übergegangen, seine Bücher „Studien zur Geschichte der italienischen Oper" und „Geschichte der Musikästhetik im achtzehnten Jahrhundert" gelten vor andern als grundlegende Werke.

Elisabeth Heinroth geb. Rindfleisch, unter ihrem Pseudonym Klaus Rittland in weiteren Kreisen bekannt geworden, ist nach einer Meldung vom 7. Dezember gestorben. Sie war am 18. März 1861 geboren worden und ist mit zahlreichen Romanen, von denen „Nur Weib", „Die das Leben lieben", „Frau Irmgards Enttäuschungen", „Auf neuen Wegen", „Frühlingsgewitter", am bekanntesten geworden sind, an die Öffentlichkeit getreten. Wenn ihre Romane auch nicht der Literatur im strengen Sinn angehören, so dürfen sie doch der besseren Unterhaltungslektüre beigerechnet werden.

Valentin Scherer ist im potsdamer Krankenhaus nach einer Meldung vom 6. Dezember zweiundvierzigjährig einem schweren Leiden erlegen. Trotzdem er seit zwölf Jahren erblindet war, hat er sich auch in dieser Zeit um die Kunstgeschichte entschiedene Verdienste erworben. Er war 1902 mit einer Schrift „Die Ornamentik bei Albrecht Dürer" hervorgetreten und hatte dann Werke über die „Blütezeit des deutschen Kupferstichs", „Die Kultur der italienischen Frührenaissance in Florenz", „Die Renaissance in Rom" veröffentlicht. Unter seinen weiteren Arbeiten sind die „Deutschen Museen" und die „Fürstlichen Lustsitze" am bekanntesten geworden.

Olive Schreiner (Frau S. C. Cronwright Schreiner) ist nach einer Meldung vom 18. Dezember in Kapstadt gestorben. Sie war die Tochter eines deutschen Pastors, der eine Engländerin geheiratet hatte, und ist im südafrikanischen „Feldt" aufgewachsen. Ihr Roman „Die Geschichte einer afrikanischen Farm" hat Weltruf erworben. Ihr letztes Werk, „Die Frau und die Arbeit", das auch

in deutscher Übersetzung erschienen ist, wird als eigenartig und gedankenreich angesprochen. Olive Schreiner war eine leidenschaftliche Gegnerin der englischen Politik in Südafrika und ist auch gegen die Konzentrationslager mit ihrer starken Energie eingetreten.

Wilhelm Wohlrabe ist nach einer Meldung vom 29. Dezember siebzigjährig in Jena gestorben. Er hat lange Jahre als Rektor in Halle gewirkt und galt als namhafter Pädagoge und vielseitiger popular-philosophischer Schriftsteller. Sein Buch „Der Lehrer im Spiegel der Literatur" hat gute Verbreitung gefunden.

Artur Zoglauer-Waldborn, der auf verschiedensten Gebieten literarisch tätig war und mehrere dramatische Dichtungen in Deutschland und Österreich auf die Bühne gebracht hat, ist am 18. Dezember in Wien gestorben.

Januar 1921:

Fritz Baur ist in den ersten Januartagen zweiundsechzigjährig gestorben. Er war lange Jahre hindurch Schriftleiter an der „Allgemeinen Schweizer Zeitung" und gehörte, wie ihm ein Nachruf in der „Neuen Zürcher Zeitung" nachrühmt, zu den Journalisten vom soliden, gediegenen, charaktervollen Schlag.

August Brunk ist nach einer Meldung vom 27. Januar in Osnabrück gestorben. Er stammte aus Pommern und hatte 1904 in Osnabrück eine Oberlehrerstelle gefunden. Er hat zahlreiche volkskundliche Skizzen veröffentlicht, seine letzte noch ungedruckte Arbeit gibt Beiträge zur Musikgeschichte Pommerns.

Ernst Denis ist nach einer Meldung vom 12. Januar zweiundsiebzigjährig in Paris gestorben. Er war Professor für moderne Geschichte an der pariser Universität und hatte sich vorzüglich dem Studium der deutschen und böhmischen Geschichte hingegeben. Seine Werke „Deutschland von 1789 bis 1848", „Die Errichtung des deutschen Kaiserreichs", „Huß und der Hussitenkrieg" dürfen als beachtenswerte Leistungen verzeichnet werden.

Johannes Doebber ist in den letzten Januartagen

zweiundfünfzigjährig gestorben. Er war am 28. März 1869 in Berlin geboren worden und hat sich sowohl durch eigene Kompositionen wie als Musikschriftsteller hervorgetan.

Benno Erdmann ist nach einer Meldung vom 11. Januar neunundsechzigjährig einer Herzlähmung erlegen. Er war 1851 als Pfarrerssohn in Guhra in Schlesien geboren worden, hatte sich nach Erledigung seiner Gymnasialzeit zunächst dem buchhändlerischen Beruf gewidmet, sodann aber dem Studium der Philosophie und Philologie zugewandt. Er hatte sich 1877 mit einer Studie über die Entwicklungsgeschichte Kants an der berliner Universität habilitiert, war 1878 ordentlicher Professor in Kiel geworden, hatte in Breslau, Halle und Bonn gewirkt und war 1909 als Paulsens Nachfolger an die berliner Universität berufen worden. Seine erste größere Veröffentlichung „Die Axiome der Geometrie", in der er eine empiristische Raumtheorie zu begründen suchte, gilt neben seinen Kant-Studien, seiner „Logik", von der nur der erste Band erschienen ist, und seinen Untersuchungen über die Psychologie als hervorragende Leistung. In letzter Zeit hat sich Erdmann mit den neu aufgefundenen Tagebüchern Berkeleys beschäftigt, um eine Monographie über Berkeley zu schreiben. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat Erdmann als Lehrer der akademischen Jugend besonderen Einfluß erlangt.

Jürgen von Essen ist in Wilster neunundfünfzigjährig nach einer Meldung vom 8. Januar gestorben. Er hat dreißig Jahre lang in Wilster als Lehrer gewirkt und sich durch seine plattdeutschen Bühnenstücke „Söößtig Mark Kurant" und „Dullendörper Dank" bekanntgegeben.

Wilhelm Foerster ist am 19. Januar in seinem Landhause in Bornim bei Potsdam neunundachtzigjährig nach kurzer Krankheit verschieden. Er war am 16. Dezember 1832 zu Grünberg in Schlesien geboren, hatte in Berlin und Bonn studiert, war 1855 als Assistent in die berliner Sternwarte eingetreten, hatte sich 1857 als

Astronom habilitiert, war 1865 nach Enkes Tode Direktor der Sternwarte, 1863 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor der Astronomie an der Universität zu Berlin geworden. 1903 hatte er die Leitung der Sternwarte niedergelegt, sein Lehramt an der Universität aber beibehalten. Wilhelm Foerster hat auf dem Gebiet der Volksbildung Außerordentliches geleistet. Die Einrichtung der Volkshochschulkurse ist mit auf ihn zurückzuführen, er war Mitbegründer der „Urania", des „Schillertheaters" und der „Gesellschaft für ethische Kultur". Wissenschaft und Kunst zum Gemeingut des Volkes zu machen, war recht eigentlich das Streben seines Lebens. In seinen „Lebensfragen und Lebensbildern" (1902) und den „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen" (1912) hat er darüber selbst Bericht abgelegt.

Theodor Klaiber ist nach einer Meldung vom 19. Januar fünfzigjährig in Stuttgart gestorben, wo er als Redakteur des Staatsanzeigers gewirkt hat. Er war ursprünglich Pfarrer gewesen, war dann aber im Jahre 1907 in die Redaktion des „Amtlichen Blattes" eingetreten. Eine Reihe von Veröffentlichungen liegen von ihm vor: „Die Meister des deutschen Briefes", „Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart", „Adalbert Stifter", „Dichtende Frauen der Gegenwart", „Die deutsche Selbstbiographie": insgesamt Werke, die von guten literarischen und ästhetischen Kenntnissen Zeugnis ablegen.

Fürst Peter Kropotkin, der bekannte Theoretiker des reinen Anarchismus, ist nach einer Meldung vom 30. Januar beinahe achtzigjährig (geboren 1842) in Rußland gestorben. Sein Buch „Gegenseitige Hilfe im Tier- und Menschenleben" ist auch in deutscher Übersetzung in weitere Kreise gedrungen.

Die unter dem Pseudonym Daniel Lesueur bekannt gewordene Romanschriftstellerin ist sechsundfünfzigjährig nach einer Meldung vom 6. Januar in Paris gestorben.

Alfred von Lieber ist am 28. Januar siebenunddreißigjährig in Berlin gestorben. In ihm ist eine stille und starke lyrische Begabung erloschen. Sein „Mortus

animae", der seine frühen Gedichte enthält (bei Georg Müller, München), erweckte seinerzeit große Hoffnungen. Später ist er mit zwei Dramoletten im Jahrbuch „Hyperion" hervorgetreten. Auch begegnete man seinen Beiträgen gelegentlich in unsern besten Literaturblättern. Das Beste und Schönste, was ihm gelungen, soll noch unveröffentlicht in seinem Nachlaß ruhen.

Heinrich Morf ist am 23. Januar in Thun (Schweiz) an den Folgen einer Operation gestorben. Er war 1854 zu Münchenbuchensee in der Schweiz geboren worden, hatte lange Zeit an den Universitäten Bern und Zürich gelehrt, war dann nach Frankfurt, zunächst an die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, und im Jahre 1910 an die berliner Universität berufen worden. Morf genoß sowohl in Anbetracht seiner wissenschaftlichen Leistungen wie auch in Hinblick auf seine Lehrtätigkeit den Ruf eines hervorragenden Romanisten. Von seinen größeren Werken sind die „Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance", von der freilich nur der erste Band erschienen ist, „Die romanischen Literaturen" (1918), des weiteren „Aus der Geschichte des französischen Dramas" zu nennen. Morf hat auch eine umfangreiche essayistische Tätigkeit entwickelt.

Ernst Piltz ist in den ersten Januartagen dreiundsechzigjährig in Jena gestorben. Er hat sich als thüringischer Heimatschriftsteller hervorgetan.

Theodor Schiemann ist am 26. Januar in Berlin an den Folgen einer Darmoperation dreiundsiebzigjährig verstorben. Er war 1847 zu Grobin in Livland geboren, hatte seine akademische Ausbildung in Dorpat und Göttingen erhalten, war 1875 Oberlehrer am livländischen Landesgymnasium in Fellin, 1883 Staatsarchivar in Reval geworden, war dann im Sommer 1887 nach Berlin übergesiedelt, wo er als Lehrer der Kriegsakademie und zugleich als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte ein neues Tätigkeitsfeld gewann. 1902 war er ordentlicher Honorarprofessor geworden, 1906 war ihm das neuerrichtete Ordinariat für osteuropäische Geschichte übertragen worden, im Frühjahr 1916 war er vom Lehr-

amt zurückgetreten. Als sein Hauptwerk gilt seine „Geschichte Rußlands unter Nikolaus I.", von der drei Bände, bis 1840 reichend, vorliegen. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat sich Schiemann als Verfasser der Wochenübersichten für auswärtige Politik in der „Kreuzzeitung" bekanntgegeben.

C. G. Schillings ist am 29. Januar vom Herzschlag dahingerafft worden. Er war am 11. Dezember 1865 zu Düren im Rheinland geboren worden und hatte seine Jugend auf dem väterlichen Gut Weiherhof-Gürzenich verlebt. Er hatte 1896 zum erstenmal afrikanischen Boden betreten, dem später seine eigentliche Forschertätigkeit gelten sollte. Zeitweise war Schillings im Kolonialamt tätig. 1907 war ihm der preußische Professortitel verliehen worden. Schillings' eigentliches Lebenswerk galt Naturaufnahmen lebender Tiere in der afrikanischen Wildnis. Seine beiden Bücher „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Im Zauber des Elelescho" haben ihm einen über Deutschland hinausreichenden Ruf verschafft.

Hedda von Schmid-Cosack ist am 13. Januar an den Folgen einer Operation am Herzschlag gestorben. Sie hat sich als Darstellerin ihrer baltischen Heimat Ansehen erworben.

Albert Schwarz ist am 31. Januar im ebbendorfer Krankenhause einem Herzleiden erlegen, das er sich im Kriege zugezogen hatte. Er war am 16. Oktober 1859 in Wandhagen bei Köslin geboren worden, war 1881 nach Berlin zur Kunstschule gegangen und hatte dann die Akademie bezogen, sich aber bald der Schriftstellerei zugewandt und war in eine berliner Zeitungsredaktion eingetreten. Nachdem er mit berliner plattdeutschen Kreisen in Berührung gekommen war, hatte ihn der Allgemeine Plattdeutsche Verband zum Schriftleiter des „Eekbom" berufen, dem er auch unter schwierigen Umständen in rührender Anhänglichkeit treu geblieben ist. Literarisch ist Schwarz vor allem als Lyriker hervorgetreten. Eine Sammlung seiner besten Gedichte erschien unter dem Titel „Oeschen und Astern", doch hat er sich

auch als Epiker bewährt und u. a. auch eine Prosanachdichtung von „Reineke Fuchs" geschaffen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind sein „Vollständiges Wörterbuch zu Fritz Reuters Werken" und das unvollendet gebliebene „Wörterbuch der Wandhagener hinterpommerschen Mundart" zu erwähnen.

Kosta Stanojevic, Professor an der belgrader Universität, zur Zeit seines Todes Finanzminister des jugoslawischen Staates, ist in Belgrad in den ersten Januartagen gestorben. Er war einer der tüchtigsten Wirtschaftspolitiker der Serben und hat sein reiches Wissen in mehreren Büchern nationalökonomischen Inhalts niedergelegt. Berühmt ist seine „Wirtschaftsgeschichte des Königreichs Serbien".

Februar 1921:

J. D. Crozier ist nach einer Meldung von 3. Februar einundsiebzigjährig in London gestorben. Er stammte aus Kanada und hat sich sowohl durch geschichtliche wie durch nationalökonomische Studien hervorgetan. Unter seinen Werken sind „Zivilisation und Fortschritt", „Geschichte der Entwicklung des Intellekts" und „Das Rad des Reichtums" zu nennen.

Franz Diederich ist am 28. Februar sechsundfünfzigjährig in Polzin, wo er zur Erholung weilte, gestorben. Er gehörte seit 1913 dem Redaktionsverband des „Vorwärts" an und hat sich besonders als Leiter des Feuilletons bewährt. Er war eine durchaus produktive Natur und darf sehr wohl den Dichtern des Proletariats zugezählt werden. Sein Lebenswerk galt auch dem Ziel, die Dichter des Proletariats weiten Volkskreisen zuzuführen. In seinem zweibändigen Werk „Von unten auf" bot er eine Blütenlese der Freiheitsdichtung, eine Ergänzung dazu schuf er noch im letzten Jahr, als er Heinrich Heines politische Lyrik in einem Sammelband vereinigte. Franz Diederich, der am 2. April 1864 in Hamburg geboren war, hat auch auf politisch-wissenschaftlichem Gebiet Wertvolles geleistet.

Max Dvorák ist nach einer Meldung vom 8. Februar

in Grußbach an der tschechischen Grenze plötzlich verstorben. Er war 1874 zu Raudnitz geboren, hatte sich als Schüler von Franz Wickhof kunstgeschichtlichen Studien gewidmet und war 1905 außerordentlicher, vier Jahre später ordentlicher Professor in Wien geworden. Seine Studien galten vornehmlich der niederländischen und italienischen Kunst sowie der Entwicklung der römischen Mosaikmalerei des Mittelalters und der Denkmalpflege. Sein Werk „Das Rätsel der Brüder Van Eyck" darf besondere Bedeutung beanspruchen.

Carl Hauptmann ist am 4. Februar dreiundsechzigjährig in Schreiberhau einem Schlaganfall erlegen. Er war am 11. Oktober 1858 als älterer Bruder Gerhart Hauptmanns zu Obersalzbrunn in Schlesien geboren worden, hatte Naturwissenschaften und Philosophie studiert und sich nach Erlangung der Doktorwürde nach Oberschreiberhau zurückgezogen. Seine dichterische Geltung ist viel umstritten. Von seinen zahlreichen Werken sind das Schauspiel „Waldleute" (1895), „Sonnenwanderer", Gedichte (1896), das Schauspiel „Ephraims Breite" (1898), „Die Bergschmiede" (1901), der Roman „Einhart, der Lächler" (1907), das Schauspiel „Die lange Jule" (1912), das Schauspiel „Die armseligen Besenbinder" (1913), „Krieg, ein Tedeum" (1914) vor anderen zu nennen. Carl Hauptmann, dem tiefsinnige Gedanken keineswegs abzustreiten sind, hat sich gerade in den letzten Jahren eine große Anhängerschaft, die zum Teil leidenschaftlich für ihn eintrat, erworben.

Emil Heilbut ist nach einer Meldung vom 23. Februar nahezu sechzigjährig in Montreux einem schweren Leiden erlegen. Er war am 2. April 1861 in Hamburg geboren und hatte sich zunächst unter Anregung seines Oheims, des bekannten Malers Ferdinand Heilbuth, der Malerei zugewandt und sich in München, Paris und London als Maler betätigt. Nahe Freundschaft mit seinem Hamburger Landsmann Otto Brahm hatte ihn 1890 mit der Freien Bühne in Verbindung gebracht und ihm wohl auch die erste Anregung, schriftstellerisch hervorzutreten, gegeben. Emil Heilbut, der seine frühesten Aufsätze in

der „Kunst für Alle" und in der „Nation" unter dem Namen Hermann Helferich veröffentlichte, darf als einer der hervorragendsten deutschen Essayisten angesprochen werden. Wie er für den Impressionismus in der Malerei eintrat, so gehörte er auch zu den ersten, die in Deutschland aus impressionistischem Empfinden heraus dem Essai neues und eigenartiges Leben zu geben wußten. Essaisammlungen von ihm sind seine Bücher „Neue Kunst" und „Impressionisten". Daneben hat Heilbut ein Werk über die Sammlung Behrens in Hamburg herausgegeben und eine Ausgabe von Zolas Aufsätzen über Malerei veranstaltet. In den Jahren 1901—1905 leitete Heilbut die Zeitschrift „Kunst und Künstler". Eine Zeitlang ist er auch als Professor an der Akademie in Weimar tätig gewesen.

Angelika Hörmann ist am 23. Februar achtundsiebzigjährig in Innsbruck gestorben. Sie war die Tochter des Universitätsprofessors Dr. Matthias Geiger, von dem sie wohl den volkstümlichen Zug ihrer Lyrik überkommen hatte: der Vater hatte als Knabe in den Bergen des Oberinntales das väterliche Vieh gehütet. Als Tochter dieses Mannes und Tochter einer adeligen Mutter war sie am 28. April 1843 zu Innsbruck geboren worden, hatte beide Eltern früh verloren, dann aber in ihrem Gatten Dr. Ludwig Hörmann einen gleichgestimmten Freund gefunden. Ihre drei Gedichtsammlungen „Grüße aus Tirol" (1869), „Neue Gedichte" (1893), „Auf stillen Wegen" (1907) werden dem Besten tirolischer Lyrik beigezählt. Angelika Hörmann hat sich außerdem auf dem Gebiet der Epik hervorgetan. Ihre beiden erzählenden Dichtungen „Oswald von Wolkenstein" (1889) und „Die Saligfräulein" (1897) spielen auf tiroler Boden.

Max Perlbach ist nach einer Meldung vom 22. Februar zweiundsiebzigjährig gestorben. Er war lange Jahre hindurch Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek gewesen, eine Stellung, von der er sich 1913 zurückgezogen hatte. Schriftstellerisch ist er mit einer Reihe von Arbeiten zur preußischen und polnischen Geschichte hervorgetreten.

Otto Piper ist achtzigjährig in München entschlafen. Er war am 22. Dezember 1841 zu Röckwitz in Mecklenburg-Schwerin geboren und entstammte einer Pastorenfamilie. Nach juristischen Studien in München, Berlin und Rostock war er zeitweilig Rechtsanwalt, dann Redaktionsleiter, Mitbegründer der „Täglichen Rundschau", späterhin bis 1889 Bürgermeister von Penzlin in Mecklenburg. Er galt als Autorität auf dem Gebiete der deutschen wissenschaftlichen Burgenkunde. Seine beiden Werke „Deutsche Burgenkunde" und „Österreichische Burgen" werden als grundlegende Leistungen bezeichnet. Otto Piper hat sich auch in humorvollen plattdeutschen Dichtungen seinen engeren Landsleuten empfohlen.

Milan Savčić ist Mitte Februar als Präsident des serbischen Journalisten- und Schriftstellervereins in Belgrad gestorben. Er war ein kluger, kritischer Kopf, auf historisch-politischem wie auf literargeschichtlichem Gebiet gleich gut bewandert. Die Flucht durch die albanischen Berge (1915) legte in ihn den Keim zu seiner tödlichen Erkrankung. Zuletzt war er Chefredakteur und Herausgeber der belgrader „Epoca" und wurde bei den letzten Skuptschina-Wahlen zum Abgeordneten der Stadt Belgrad berufen.

Karl Friedrich Schröder ist nach einer Meldung vom 22. Februar dreiundfünfzigjährig in Eisenach, wo er als Hauptschriftleiter der „Eisenacher Zeitung" gewirkt hat, gestorben. Er hat zahlreiche Dramen verfaßt, von denen „Luther", „Das Bild in den Bergen" und „Ein Königsdrama" über viele Bühnen gegangen sind.

Adolf Stöhr ist nach einer Meldung vom 12. Februar sechsundsechzigjährig in Wien gestorben, wo er als ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität gewirkt hatte. Seine Werke „Algebra der Grammatik", „Philosophie der unbelebten Materie" und „Der Begriff des Lebens" haben ihm eine gute Stellung in seiner Fachwissenschaft gesichert.

Emil Thieben, langjähriger Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", ist am 23. Februar in Lugano kaum fünfzigjährig einem schweren Leiden erlegen, das

er sich im Kriegsdienst zugezogen hatte. Er war ein besonderer Kenner der Lombardei und Oberitaliens und soll die Dialekte des lombardischen Volkes, mit dem er in engster Berührung lebte, wie ein Einheimischer gesprochen haben.

Frederik Troels-Lund ist nach einer Meldung vom 16. Februar einundachtzigjährig in Kopenhagen gestorben. Er war ebendaselbst am 5. September 1850 geboren worden und hatte in den Jahren 1874—78 als Privatdozent an der dortigen Universität gewirkt. Als Historiker darf er eine besondere Bedeutung deshalb beanspruchen, weil er nicht ohne Erfolg versuchte, die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens vergangener Jahrhunderte plastisch darzustellen. Sein Hauptwerk, „Das tägliche Leben im Norden", in vierzehn Bänden, legt dafür Zeugnis ab.

Hermann Vogel ist nach einer Meldung vom 22. Februar auf seinem Landsitz in Krebes sechsundsechzigjährig gestorben. Er hat lange Jahre hindurch Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" geliefert, hat sich aber auch literarisch betätigt.

Ernst Ziel ist nach einer Meldung vom 15. Februar achtzigjährig in Berlin gestorben. Er stammte aus Rostock, hatte sich in Leipzig und Stuttgart redaktionell betätigt und war in den Jahren 1872—1883 Chefredakteur der „Gartenlaube" gewesen. Er hatte später in Cannstadt in Württemberg gelebt und war vor etwa zehn Jahren nach Berlin übergesiedelt. „Gedichte", „Aphorismen", „Literarische Reliefs" stellen die literarische Ausbeute seines Lebens dar.

Szeěke Zindl ist am 10. Februar sechsundvierzigjährig in Agram gestorben. Er hatte sich in jungen Jahren als feinsinniger Novellist und Erzähler einen Namen gemacht. Später wandte er sich der Journalistik zu und wurde hier der erste, der die Zeitungsarbeit als seinen Beruf auffaßte. Vor ihm hatten es Politiker und Dilettanten als Nebenaufgabe betrachtet, in ihren Mußestunden eine Tageszeitung zu redigieren. Zindl darf deshalb als Begründer der südslawischen Berufsjournalistik bezeichnet werden. Er war zuletzt Chefredakteur des

„Agramer Tageblatts". Während des Krieges hatte er in Belgrad die von den Österreichern dort herausgegebene Zeitung „Beogradske Novine" redigiert.

März 1921:

Albert Brockhaus, ältester Inhaber der Firma F. A. Brockhaus, Leipzig, ist nach einer Meldung vom 31. März sechsundsechzigjährig in Leipzig gestorben. Er war 1881 als Teilhaber in die Firma eingetreten, war von 1901—1907 erster Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler gewesen und hatte kraftvoll für die Begründung der Deutschen Bücherei gewirkt. Brockhaus hat seine Sammlung japanischer Kleinkunst in dem Werk „Netsuke, Versuch einer Geschichte der japanischen Schnitzkunst" anziehend beschrieben.

Karl Gerhard, ehemals Direktor der halleschen Universitätsbibliothek und als hervorragender Bibliotheksfachmann geschätzt, ist dreiundsiebzigjährig nach einer Meldung vom 11. März in Halle gestorben.

John Habberton ist nach einer Meldung vom 1. März neunundsiebzigjährig in Neuyork gestorben. Seinem Beruf nach Arzt, darf er doch als einer der charakteristischen Vertreter der humoristischen amerikanischen Literatur angesprochen werden. Sein Roman „Helenes Kinderchen" fand weite Verbreitung, die schwächere Fortsetzung „Anderer Leute Kinder" ist immerhin noch in sehr weite Kreise gedrungen. Daneben bleiben „Frau Marburgs Zwillinge" und das Skizzenbuch „Allerhand Leute" zu erwähnen.

Guido Maeder, der lange Jahre hindurch die Redaktion der „Dresdener Neuesten Nachrichten" geführt hatte, ist nach einer Meldung vom 23. März sechsundfünfzigjährig in Dresden gestorben.

Dušan Makovický ist am 12. März in Rosenberg in der Slowakei vierundfünfzigjährig gestorben. Von 1905 bis zum Tode Tolstois lebte er in der Familie Tolstois in Jasnaja Poljana und genoß die Freundschaft und das Vertrauen des greisen Dichters, den er bis nach Astapowo begleiten durfte. Jahrelang führte er ein

stenographisches Tagebuch, in dem er alle Gespräche mit Tolstoi täglich niederlegte. Dieses unschätzbare Dokument harrt noch der Veröffentlichung.

Leopold Paloczy ist nach einer Meldung vom 20. März in Budapest gestorben. Er hat für die Anerkennung deutscher Kultur in Ungarn tatkräftig gewirkt. Sein erstes Werk, „Zur Ethnographie Polens", erschien bereits 1870 in deutscher Sprache. Paloczy hat später mehrere Lehr- und Lesebücher der französischen und italienischen Sprache veröffentlicht.

Rodgero Prümers ist nach einer Meldung vom 7. März neunundsechzigjährig in Wernigerode gestorben. Er war aus Dorsten (Westf.) gebürtig und war 1874 in Magdeburg in den preußischen Archivdienst eingetreten, war schließlich langjähriger Direktor des Staatsarchivs in Posen und Professor für Geschichte an der dortigen Akademie gewesen. Er war Präsident der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Posen sowie Vorsitzender der Historischen Gesellschaft und Herausgeber der Zeitschrift dieser Gesellschaft.

Karl Strackerjan, der eine Zeitlang als Schriftleiter der „Täglichen Rundschau" gewirkt hat, ist am 24. März in Kiel an Magenkrebs gestorben. Er hat ein Alter von siebenundsechzig Jahren erreicht und galt als Vorkämpfer für das Deutschtum in der Ostmark.

Hermann Tielscher, unter dem Namen Oderwald als beliebter schlesischer Heimatdichter bekannt, ist zweiundsechzigjährig in Brieg nach einer Meldung vom 27. März gestorben.

April 1921:

Sophie Elkan ist nach einer Meldung vom 18. April achtundsechzigjährig in Göteburg gestorben. Sie ist unter dem Pseudonym Hurst Roert als Verfasserin von Romanen und Erzählungen bekannt geworden und hat in dem Roman „Von Ost nach West" autobiographische Erinnerungen niedergelegt.

Paul Farkas ist in den letzten Apriltagen in Budapest gestorben. Er war ein feinfühliger Novellist und

bekannter Romanschriftsteller. Wenige Tage nach seinem Tode erschien sein letztes Werk im Buchhandel, das den Titel führt „El az igaszág“ (zu deutsch: Es lebe die Wahrheit), ein Roman aus der ungarischen Emigrantenzeit. Die Handlung ist in die Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts verlegt und bewegt sich um einen jungen Arzt, der als Major den ungarischen Freiheitskampf mitmachte, in Wahrheit aber kein anderer als Stefan Tisza ist, den Farkas mit allen Fehlern und Tugenden gezeichnet hat. Der Roman machte deshalb großes und berechtigtes Aufsehen, zumal bekannt war, daß Farkas zu den Vertrauten Tiszas gehörte und als Erster dazu berufen war, dem starken sonderbaren Ungarn, der Tisza ohne Zweifel war, ein literarisches Denkmal zu setzen.

Ercole Luigi Morselli ist nach einer Meldung vom 1. April der Schwindsucht erlegen. Er hatte 1919 mit seiner dramatischen Legende „Glauco“ einen starken Bühnenerfolg errungen, nachdem schon sein erstes Drama, „Orione“, bereits mit großer Achtung aufgenommen worden war. Morselli, dem auch der Literaturpreis zuteil geworden ist, durfte als Führer einer neuen romantischen Schule in Italien angesprochen werden.

G. B. Rossano ist nach einer Meldung vom 2. April fünfzigjährig in seiner Vaterstadt Turin gestorben. Er war ursprünglich Journalist, Mitarbeiter an italienischen Zeitungen, dann Chefredakteur des „Pasquino“. Er trat später in den Archivdienst über, war eine Reihe von Jahren Direktor des Staatsarchivs von Siena und wurde 1914 an die Spitze der italienischen Archivverwaltung gestellt, ein Amt, das er geführt hat, bis er Kabinettchef des italienischen Ministerpräsidenten Giolitti wurde.

Elise Freiin von Wolfersdorff ist am 10. April fünfundsiebzigjährig in Weimar gestorben. Sie war am 4. März 1846 in Graudenz geboren und hatte seit achtzehn Jahren in Weimar gelebt. Unter dem Pseudonym Karl Berkow hat sie eine Anzahl einst viel gelesener Romane, vorwiegend historischen Charakters, veröffentlicht. Am bekanntesten wurden „Die wilde Rose“, „Tag- und Nachtgedanken“ und „Lyrische Phantasien“.

Mai 1921:

Jean Aicard ist dreiundsiebzigjährig am 13. Mai gestorben. Er hat sich durch mehrere Lyrikbände wie durch dramatische Arbeiten bekannt gemacht und eine größere Studie über die Geschichte der Entwicklung der Venus von Milo veröffentlicht.

Wolrad Eigenbrod ist kurz vor Vollendung seines einundsechzigsten Lebensjahres nach einer Meldung vom 26. Mai in Jena gestorben, wo er als Lektor für schwedische Sprache und Literatur an der Universität gewirkt hatte. Er war in Koblenz geboren worden, hatte 1885 in Leipzig promoviert und war 1913 Lektor in Jena geworden, wo er die Schwedenkurse an der Universität eingeführt hat. Wissenschaftlich hat er über Hagedorn und die Erzählung in Reimversen und über Runeberg gearbeitet. Eine Auswahl der Lieder Walthers von der Vogelweide hat er ins Neuhochdeutsche übertragen.

Alfred H. Fried ist in der Nacht zum 5. Mai siebenundfünfzigjährig gestorben. Er war 1864 in Wien geboren worden, neunzehnjährig nach Berlin gekommen, war anfänglich Buchhändler gewesen, hatte sich dann aber der schriftstellerischen Friedenspropaganda zugewandt. Unter den Vertretern der Friedensbestrebungen nahm er einen hervorragenden Rang ein, was auch durch Verleihung des Nobelpreises (1911) anerkannt wurde. Neben umfangreicher publizistischer Tätigkeit verfaßte Fried das „Handbuch der Friedensbestrebungen", „Schriften über die haager Konferenzen" und als letztes großes Werk sein vierbändiges „Kriegstagebuch".

Margaretha Holz (Pseudonym für Frau Sacks, geb. Feuchtenaux) hat sich nach einer Meldung vom 27. Mai in Rom das Leben genommen. Sie war als Übersetzerin Anatole Frances hervorgetreten.

Max Kalbeck ist am 5. Mai einundsiebzigjährig in Wien gestorben. Er war am 4. Januar 1850 in Breslau geboren worden, hatte anfänglich Jura studiert, sich dann aber der Philosophie zugewandt, war als Fünfundzwanzigjähriger als Musikreferent in Breslau an die „Schlesische Zeitung" gekommen und nebenbei Direk-

tionsassistent am schlesischen Museum gewesen. Seit 1880 hat Kalbeck dauernd in Wien gelebt, an mehreren Zeitungen mitgearbeitet, in seiner Haupttätigkeit aber die Musikkritik des „Neuen Wiener Tageblattes" geführt. Ausschlagggebend für ihn war die Bekanntschaft mit Brahms geworden, dem er eine groß angelegte Biographie gewidmet hat. Ohne Musiker im engeren fachlichen Sinne zu sein, zeichnete er sich durch ein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen aus. Auch befähigte ihn die nicht gewöhnliche Bildung, die er sich angeeignet hatte und die von ästhetischer Kultur durchsetzt war, auf dem Gebiet der Musikkritik essayistisch Wertvolles zu leisten. Er galt als einer der besten Vertreter des wiener Feuilletons, ist auch für das Opernlibretto unermüdlich tätig gewesen.

Georg Malkowsky ist nach einer Meldung vom 27. Mai nahezu siebzigjährig in Berlin gestorben. Er galt als Literat von Geschmack und hat längere Zeit in den Redaktionen der „Modernen Kunst", der „Illustrierten Frauenzeitung", des „Sammlers" gewirkt, auch an der Spitze des literarischen Bureaus der Stadt Schöneberg gestanden. Sein Lustspiel „Das Hungerlos", das auf den Roman von Heinrich Vollrat Schumacher zurückgeht, ist einst über viele Bühnen gegangen.

Emilia Pardo-Bazán ist am 12. Mai nahezu siebzigjährig in Madrid gestorben. Sie hat eine umfangreiche literarische Tätigkeit sowohl auf dem Gebiet des Romans wie des Essais ausgeübt und war 1916 als Professorin für romanische Sprachen an die Universität Madrid als erster weiblicher Dozent berufen worden. Als ihr Hauptwerk gilt ihr Roman „Pazos de Ulloa", in dem das Leben in ihrer Heimatprovinz Galicien im nordwestlichen Spanien während der Sechzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts in großer Anschaulichkeit geschildert ist. Sie stand stark unter dem Einfluß des französischen Naturalismus, doch erhielten ihre Werke dank ihres verinnerlichten religiösen Empfindens ein durchaus eigenartiges Gepräge.

Konrad Rethwisch ist fünfundsiebzigjährig nach

einer Meldung vom 17. Mai in Berlin gestorben. Er hatte als Schüler Rankes in Berlin, Bonn und Göttingen studiert und 1868 mit einer Abhandlung über die Berufung des deutschen Ordens gegen die Preußen promoviert. Er war Oberlehrer am berliner Wilhelm-Gymnasium, Direktor des Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. d. O. und des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg bis zum Jahre 1912 gewesen. Seine dreibändige Geschichte der Befreiungskriege sowie seine Monographie über den Minister Friedrichs des Großen, Freiherrn von Zedlitz, haben ihm wissenschaftliches Ansehen verschafft.

Georg Siegert ist nach einer Meldung vom 20. Mai sechsundachtzigjährig in München gestorben. Sein Drama „Klytämnestra" war einst über viele Bühnen gegangen.

Anna Julia Wolff, die vielfach publizistisch hervorgetreten ist, ist nach einer Mitteilung vom 29. Mai in Berlin gestorben.

Juni 1921:

Georg Holz ist am 1. Juni achtundfünfzigjährig in Leipzig unerwartet aus dem Leben geschieden. Er war am 24. Dezember 1863 in Chemnitz geboren worden, hatte 1884 die Universität Leipzig bezogen, dort 1889 zum Dr. phil. promoviert, war 1896 ebenda zum außerordentlichen Professor ernannt worden und hatte 1903 einen Lehrauftrag für deutsche Sprache und Literatur erhalten. Außer seinen wissenschaftlichen Werken sind die Gedichte „Vom Rosengarten zu Worms" (1893), „Laurin und der kleine Rosengarten" (1897), „Die Jenaer Liederhandschrift" (1901) hervorzuheben.

Thaddäus Rittner ist nach einer Meldung vom 21. Juni in Bad Gastein einer Bauchfellentzündung achtundvierzigjährig erlegen. Er war als Sohn eines polnischen Abgeordneten, der späterhin Justizminister, dann polnischer Landsmannminister wurde, am 31. Mai 1873 in Lemberg geboren worden, hatte selbst die Beamtenlaufbahn beschritten und war Sektionsrat im Unterrichts-

ministerium geworden, dann vor Jahresfrist nach Warschau berufen worden. Seine reiche schriftstellerische Tätigkeit ist nicht zum mindesten daraus zu begreifen, daß er, wie er in einer autobiographischen Skizze schrieb, zwischen Deutsch und Polnisch stand. „Meiner Abstammung, meinen innersten Neigungen nach bin ich Pole. Und oft fällt es mir leichter in dieser, als in jener Sprache zu denken. Aber zuweilen verhält es sich umgekehrt." Die Aufmerksamkeit hat Thaddäus Rittner zunächst durch seine dramatischen Arbeiten „Das kleine Heim", „Sommer", „Unterwegs", „Der Mann im Souffleurkasten", „Wölfe in der Nacht" auf sich gelenkt. Er hat dann aber auch in seinen beiden Romanen „Das Zimmer des Wartens" und „Die Brücke" als Erzähler eine ganz hervorragende Stellung eingenommen. Es war ihm gegeben, Wirklichkeit und Unwirklichkeit in eigener Art wechselseitig zu durchdringen, seine Seelenmalerei war die denkbar feinste, und immer vernahm man aus seinen Werken die manchmal sehr leise und gleichsam zitternde, stets aber unverkennbare Sprache des Dichters.

Otto Sarrazin ist am 8. Juni in Friedenau im neunundsiebzigsten Lebensjahr gestorben. Hervorragend als Baumeister und Herausgeber der Zeitschrift für Bauwesen, hat er sich zugleich große Verdienste um den Deutschen Sprachverein, an dessen Spitze er vom Jahre 1900 bis zum März 1921 stand, erworben. Seine Leitung der Zeitschrift des Vereins darf als mustergültig angesehen werden und fand auch durch Verleihung der Doktorwürde der Philosophie durch die Universität Gießen ihre äußere Anerkennung. Sarrazins „Verdeutschungswörterbuch" und „Beiträge zur Fremdwortfrage" haben mit Recht große Verbreitung gefunden. Sarrazin war am 22. Dezember 1842 in Bocholt geboren worden.

Walther Schulte vom Brühl ist am 4. Juni dreiundsechzigjährig in Neckargemünd einem Schlaganfall erlegen. Er hatte zunächst an der weimarer Kunstschule studiert, sich dem Journalismus zugewandt und zwei Jahrzehnte lang den Posten des Chefredakteurs

am „Wiesbadener Tageblatt" bekleidet. Er verfaßte eine Reihe gediegener Romane, von denen „Die Revolutzer" und „Meerschweinchen" sich in gewisser Weise behauptet haben. Am bekanntesten wurde sein zweibändiges Werk über deutsche Schlösser und Burgen.

Juli 1921:

Georges Feydeau, der vielgewandte Verfasser der Schwänke „Kümmere dich um Amelie!" und „Die Dame von Maxim", ist neunundfünfzigjährig in Paris gestorben.

Konrad von Lange ist sechsundsechzigjährig nach einer Meldung vom 31. Juli in Tübingen gestorben. Er war in Göttingen geboren worden, hatte zunächst dort und in Königsberg gelehrt und war 1898 nach Tübingen berufen worden. Er hat zahlreiche Probleme der Kunstwissenschaft behandelt und den Nachlaß Dürers herausgegeben.

Otto Seeck ist nach einer Meldung vom 1. Juli einundsiebzigjährig in Münster gestorben. Er war 1850 in Riga geboren worden, hatte zunächst in Dorpat Chemie studiert, wandte sich aber bald dem Studium der Geschichte und den historischen Hilfswissenschaften zu. 1877 habilitierte er sich in Berlin für alte Geschichte, wurde 1881 als außerordentlicher Professor nach Greifswald, 1885 zum Ordinarius berufen. 1908 folgte er einem Rufe als Nachfolger von Bernhard Niehues an die Universität Münster. Neben zahlreichen Schriften auf dem Gebiete der Geschichtsforschung ist seine „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" bemerkenswert.

Johann Georg Seeger ist am 10. Juli vierundfünfzigjährig in Augsburg gestorben. Er war ursprünglich Kunsthistoriker gewesen, hat sich dann aber durch sein 1919 erschienenes Buch „Kilian Kötzler" einen Namen als Romanschriftsteller erworben.

Leo Stein ist nach einer Meldung vom 31. Juli sechzigjährig in Wien gestorben. Operettentexte wie die von „Polenblut" und „Die lustige Witwe" stammen aus seiner Feder.

Irene von Stendick ist am 31. Juli gestorben. Sie hat sich mehrfach als Verfasserin von Gesangstexten zu Operetten bekanntgegeben.

August 1921:

Henry Albert ist am 4. August in Straßburg gestorben. Er führte den bürgerlichen Namen Haug und war elsässischer Herkunft. Er hat sich als Henry Albert durch seine Mitarbeiterschaft am „Journal des Débats" und am „Mercure de France" eine angesehene Stellung in der französischen Literatur erworben. Die Übersetzung der Werke Nietzsches ins Französische rührt aus seiner Feder her.

Juhani Aho ist am 8. August sechzigjährig in Helsingfors gestorben. Er war 1861 geboren worden, hatte in Helsingfors studiert und sich zunächst der Journalistik zugewandt. 1883 waren seine ersten Novellen erschienen, denen eine lange Reihe von Romanen, die zum Teil auch ins Deutsche übersetzt wurden, folgte. Aho ist energisch gegen die Russifizierungstendenzen der Zarenregierung eingetreten. Er gebot schriftstellerisch mit seinem oft drastischen Humor über entschiedene Eigenart und hat auch sprachschöpferisch der finnischen Literatursprache neue Wege gewiesen.

Persönliches

Iwan Bloch ist zum Ehrenmitglied der englischen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in London ernannt worden.

Waldemar Bonsels „Indienfahrt" ist ins Französische übertragen worden und wird im Verlage der „Nouvelle Revue Française" im Herbst des Jahres erscheinen.

Hermann Boßdorf ist vom Allgemeinen Plattdeutschen Verband einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt worden. Eine größere Geldsumme wurde zum Ankauf von Boßdorf-Büchern bestimmt, um sie als Boßdorf-Spende den Deutschen in der abgetretenen ersten Zone als Geschenk zu überweisen.

Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester Nietzsches, wurde von der philosophischen Fakultät der Universität Jena die Doktorwürde ehrenhalber verliehen.

Friedrich Gundelfinger ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für deutsche Literatur an der Universität Heidelberg ernannt worden.

Der Deutschen Dichterspende in Stuttgart hat Adam Müller-Guttenbrunn eine Stiftung von je fünfundsiebzig Bänden seiner beiden Romane „Die Glocken der Heimat" und „Der große Schwabenzug" überwiesen. Der Dichter hat an die Stiftung die Bedingung geknüpft, daß die Bücher deutschen Volksbibliotheken übergeben werden.

Hofmannsthals „Elektra" war das erste deutsche Stück, das im bukarester Nationaltheater in Szene ging. Rückhaltlos erkannte die rumänische Kritik die dramatische Kraft an, die aus dieser deutschen Bearbeitung des altgriechischen Stoffes zu erkennen ist.

Von dem Roman „Die einsame Flamme" von Rudolf Jeremias Kreutz ist am 27. November in Kopenhagen, Christiania und Stockholm die dänische, norwegische und schwedische Übersetzung erschienen.

An Stelle des verstorbenen Staatsministers a. D. Dr. Rothe ist Friedrich Lienhard zum Vorsitzenden des Verwaltungsrats der Deutschen Schiller-Stiftung gewählt worden. Zu seinem Stellvertreter wurde Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf ernannt.

In Lindau, dem Geburtsort Hermann Linggs, wurde zur Feier des hundertsten Geburtstages des Dichters ein Lingg-Brunnen enthüllt, der von Prof. E. Pfeifer, München, geschaffen worden ist.

Max Martersteig ist von der kölner Universität zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden.

Der amerikanische Staat Nebraska hat sich in John G. Neihardt einen poëta laureatus bestellt.

Dem kroatischen Nationaldichter Milan Ogrizović ist zu seinem zwanzigjährigen Bühnenjubiläum eine Nationalspende von 30 000 Kronen zuerkannt worden. Seine letzte dramatische Arbeit „Der Tod des Cengić Aga", die

in diesem Winter auf dem agramer Nationaltheater ihre Uraufführung erlebte und stofflich auf das Nationalepos des Bauernbans Mažuranić zurückgreift, stellt eins der reifsten Werke des südslawischen Schrifttums dar.

Werner Richter, bisher ordentlicher Professor der deutschen und nordischen Philologie an der greifswalder Universität, ist zum Vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt worden.

Ferdinand Josef Schneider, bisher außerordentlicher Professor an der deutschen Universität in Prag, ist als Nachfolger Professor Rudolf Ungers auf den Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Halle berufen worden.

Hermann Stegemann wurde von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. in Anerkennung seiner politisch-wissenschaftlichen Tätigkeit, insbesondere auch seiner „Geschichte des Krieges", die Würde eines Dr. rer. pol. h. c. verliehen.

Die Professur für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Rostock ist dem Oberlehrer Dr. Hermann Teuchert vom Paulsen-Realgymnasium in Berlin-Steglitz übertragen worden. Teuchert ist 1880 zu Loppow, Kr. Landsberg an der Warthe, geboren.

Christine Touaillon hat sich mit einer Vorlesung über „Die Entwicklung der deutschen Kinderliteratur" als Dozentin für neuere deutsche Sprache und Geschichte an der wiener Universität habilitiert.

Zum Anlaß des sechzigsten Geburtstages des Begründers der modernen tschechischen Literaturgeschichte, Jaroslav Vlček, erschien unter der Leitung von J. Jakubec und M. Hýsek ein großes Sammelwerk von Arbeiten seiner Schüler und Freunde, „Z dějin české literatury" („Aus der Geschichte der tschechischen Literatur"), das auch manchen wichtigen Beitrag zum deutschen Schrifttum bringt, z. B. V. Polívkás Untersuchungen der Beziehungen von Jakob Grimm zur tschechischen Märchenkunde, eine Abhandlung von Hanuš über den deutsch schreibenden adeligen Aufklärer Grafen F. A. Sporck und die Musterung des handschriftlichen Nachlasses des deutsch-böhmischen Dichters S. Kapper durch J. Krejči.

Von Clara Viebigs Roman „Das rote Meer" erschien eine finnische Übersetzung bei Werner Söderström Osakeyhtiö, Porvoossa, Suomi (Finnland), bei dem auch „Die Töchter der Hekuba" seinerzeit erschienen sind.

Oskar Walzel, Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden, hat eine Berufung an die Universität Bonn für den frei gewordenen Lehrstuhl für deutsche Literatur, den bisher Prof. Litzmann innehatte, erhalten.

Eine nicht alltägliche Ehrung ist dem bulgarischen Nationaldichter Iwan Wasoff anläßlich seines siebzigsten Geburtstages widerfahren. Der bulgarische Staat gab eine Markenserie heraus, die dem greisen Dichter gewidmet ist. Die einzelnen Briefmarkenwerte zeigen in Abbildungen: das Geburtshaus des Dichters in Sopot, sein Wohnhaus in Sofia, sein Landgut in Plevdio, den Jubilar im Alter von zwanzig, fünfzig und siebzig Jahren und schließlich Gestalten aus seinen volksbekannten Romanen.

Ein neuyorker Verlag kündigt eine englische Übersetzung von Jakob Wassermanns „Christian Wahnschaffe" an.

Preise und Ehrengaben

Aus dem 61. Bericht der Deutschen Schiller-Stiftung entnehmen wir über die Werbetätigkeit und die Ausgaben der Stiftung folgende Zahlen: Es wurde eine Reichsbeihilfe von jährlich 5000 M. bewilligt. Verschiedene Sammlungen, beim Verlagsbuchhandel, bei Privatpersonen u. a., brachten 50224,10 M., hiervon wurden 28000 M. verausgabt und der Rest für Verwilligungen im nächsten Jahre zurückgestellt. Der „Gesellig-Wissenschaftliche Verein in New York" konnte als Ertrag einer großangelegten Sammlung die Summe von 700000 M. der Schiller-Stiftung zuführen. 500000 M. davon wurden bereits und werden im Sinne der Spender möglichst umgehend an die bedrängten Geistig-Schaffenden in Deutschland und Deutsch-Österreich verteilt. Die Gesamtsumme, die an Verwilligungen von der

Zentralkasse der Deutschen Schiller-Stiftung im Berichtsjahre ausgegeben wurde — die Amerika-Spende wird rechnerisch erst im nächsten Jahresbericht in Erscheinung treten — betrug 84 650 M. Davon entfielen: a) auf lebenslängliche Pensionen 6160 M.; b) auf vorübergehende Pensionen 49 075 M.; c) auf einmalige Verwilligungen 29 415 M.

Der Reichspräsident hat in Hinsicht auf die Notlage in Kreisen der Schriftsteller der Deutschen Schiller-Stiftung eine jährliche Beihilfe von 5000 M. gewährt.

Die schweizerische Schiller-Stiftung hat für die diesjährige Bücherschenkung Werke der folgenden schweizerischen Autoren ausgewählt: Meinrad Lienert, Heinrich Federer, Robert Walser, Ruth Waldstetter, Paul Kägi, Eduard Korrodi, Benjamin Valloton, Charly Clerc, Pierre Grellet, Francesco Chiesa, Rosa Saluz.

Die Akademie Goncourt hat ihren diesjährigen Preis M. Pérochon für seinen Roman „Nène" (Madeleine) verliehen.

Die Femina-Vie-Heureuse hat ihren Preis Edmond Gojon für seine Gedichte „Le Jardin des dieux" zuerkannt.

Adolf Vögtlin ist in Anerkennung seiner trefflichen Leistungen auf dem Gebiet der schweizerischen Erzählungskunst von der schweizerischen Schiller-Stiftung eine Ehrengabe von 1000 Fr. verliehen worden.

Das Nietzsche-Archiv in Weimar wird in jedem zweiten Jahre, am Geburtstag Friedrich Nietzsches, dem 15. Oktober, einen neuen Preis in Höhe von 5000 M. für eine besonders wertvolle Veröffentlichung über eine bekanntzugebende Aufgabe erteilen. Der Preis des Jahres 1921 ist für eine Schrift bestimmt, welche die Beziehungen zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft behandelt. Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1921 an das Nietzsche-Archiv in Weimar einzureichen. Das Preisrichteramt haben übernommen: Max Brahn, Elisabeth Förster-Nietzsche, Graf Harry Keßler, Graf Hermann Keyser-

ling, Oberst Koeth, Oberbürgermeister Adalbert Oehler, Alfred Weber.

Das Nietzsche-Archiv in Weimar hat auf Grund der Stiftung des Konsuls Christian Lassen in Hamburg drei hervorragende Werke mit Ehrenpreisen in Höhe von je 1500 M. ausgezeichnet: „Geschichte der deutschen Kunst“ von Georg Dehio, „Immanuel Kant“ von Bruno Bauch und „Gestaltwandel der Götter“ von Leopold Ziegler.

Die göttinger philosophische Fakultät hat für die Beneke-Preisstiftung die folgende Preisaufgabe gestellt: „Die Psychologie des Vergleichens soll in einer Gesamtdarstellung behandelt werden, welche die bisherigen empirischen Feststellungen hinsichtlich des Vergleichsvorganges vollständig berücksichtigt, wenigstens in einem Versuchsgebiete über neue eigene experimentelle Untersuchungen zu berichten weiß und eine zusammenfassende theoretische Behandlung dieses ganzen Gebietes bietet.“ Der erste Preis beträgt 1700 M., der zweite 680 M. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum der Verfasser. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. August 1922 der Fakultät einzureichen.

Der Preis der Kleist-Stiftung, über den in diesem Jahre Oskar Loerke zu erkennen hatte, ist Hanns Henny Jahnn, der als Orgelbauer in der Nähe von Harburg a. d. Elbe lebt, für sein Drama „Pastor Ephraim Magnus“ zuerkannt worden. In der Begründung heißt es, Jahnn habe um so mehr eine Auszeichnung im Sinne der Stiftung verdient, als sein ungewöhnlich ernstes, unerbittlich schroffes und ekstatisch kühnes Drama der Mißdeutung und, was schlimmer wäre, der Duldsamkeit der Herzensträgen gefährlicher ausgesetzt scheine als vielleicht irgendeine andere Dichtung der Gegenwart.

Das aus den Herren Julius Bab, Walter Harlan, Walter von Molo und Richard Schott bestehende Preisgericht der Max-Meßner-Stiftung für Bühnendichtung schreibt: Emil Bernhard für sein Schauspiel „Anna Boleyn“, Ernst Bittlinger für sein Schauspiel

„Der Vagabund" und Paul Gurk für seine Tragödie „Thomas Münzer" wurden Preise zuerkannt.

Der Stiftungsrat der Fastenrath-Stiftung in Köln hat Ernst von Wolzogen in München, Fride H. Kraze in Weimar, Max Jungnickel in Berlin, Arthur Silbergleit in Berlin Ehrengaben im Gesamtbetrage von 7500 M. bewilligt. Weitere 1000 M. wurden zur Unterstützung für in Köln ansässige Schriftsteller und Schriftstellerinnen verwendet.

Die diesjährige Ehrengabe der Langhans-Stiftung des Deutschbundes zur Ehrung deutscher Dichter und Künstler ist im Betrage von 1000 M. Aurelius Polzer in Graz, dem Verfasser des Gedichtes „Burschen heraus!", zuerkannt worden.

Ein Gottfried-Keller-Preis für schweizerische Dichter und Schriftsteller ist von Martin Bodmer in Zürich gestiftet worden. Der Fonds beträgt 100 000 Franken, aus dem alle zwei Jahre ein Preis von 6000 Franken demjenigen künstlerischen Werk zuerkannt werden soll, das geeignet erscheint, das geistige Leben der Schweiz zu befruchten. Das Kuratorium besteht aus Martin Bodmer, Dr. E. Korrodi, Dr. Robert Faesi und Dr. Max Rychner.

Der Fontane-Preis, über den in diesem Jahre Franz Blei zu erkennen hatte, ist Gina Kaus für die Novelle „Der Aufstieg" zugewiesen worden.

Der Nobel-Preis für Literatur des abgelaufenen Jahres ist Karl Spitteler, der dieses Jahres Knut Hamsun zuerkannt worden.

Der Strindberg-Preis, über den Emil Schering zu verfügen hatte, ist Theodor Lessing für sein Werk „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" zuerkannt worden.

Der Bauernfeld-Preis ist in Höhe von je 2000 Kronen Robert Hohlbaum, Julius Ludassy und Franz Nabl zuerkannt worden.

Der Raimund-Preis im Betrage von 2200 Kronen wurde dem Dramatiker Richard Beer-Hofmann für sein Werk „Jaakobs Traum" verliehen.

Felix Hasselberg aus Berlin ist der Preis der Grimm-Stiftung der berliner Universität für seine Arbeit „Die vaterländischen Romane von Willibald Alexis, ihre Quellen, ihre Kunst, ihre Ziele" zuerkannt worden. Besonders der Abschnitt über Härings Quellen, der neun Zehntel der Arbeit umfaßt, wird wegen des aufgebotenen Fleißes, der Findigkeit und Energie von dem Preisrichterkollegium gerühmt.

Alfred Brust hat den in diesem Jahr zum erstenmal zur Verteilung gelangenden Preis der leipziger Keil-Stiftung in Höhe von 3000 M. für seine dramatischen Arbeiten „Der ewige Mensch" und „Spiele" erhalten.

Der hamburger Lyriker Hermann Claudius erhielt einen Dichterpreis von 2000 M. aus der Ernst-Keil-Stiftung, Leipzig, zugewiesen.

Arno Holz ist eine Ehrengabe aus der von der Stadt Leipzig verwalteten Ernst-Keil-Stiftung in Höhe von 4000 M. zuerkannt worden für sein Pandämonium „Die Blechschmiede".

M. F. Christians hat für sein Gedichtbuch „Zwischen Frost und Frühling" (Berlin, Fleischel) den ersten Preis der Adolf-Barthel-Stiftung erhalten.

Franz Ginzkey ist der Mejstrik-Preis von dem wiener Zweigverein der Schiller-Stiftung zuerkannt worden.

Paul Vogel in Zwickau in Sachsen hat mit seiner Abhandlung „Hegels Gesellschaftsbegriff und seine Wirkungen" den von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin ausgesetzten Preis erhalten.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde in Chemnitz hat Ehrengaben von je 1000 M. den Dichtern Arno Holz und Otto zur Linde überreicht.

Der wiener Volkstheater-Preis ist mit Stimmenmehrheit Arthur Schnitzler für seine Komödie „Professor Bernhardi" zuerteilt worden.

Paul Wriede, dem Mitbegründer und langjährigen Leiter der niederdeutschen Vereinigung Quickborn, wurde gelegentlich seines fünfzigsten Geburtstages ein Betrag von 6000 M. zur Verfügung gestellt, der als Grund-

stock für eine Stiftung dienen soll. Aus den Zinsen der Stiftung soll ein Ehrenpreis für plattdeutsche Dichter vergeben werden.

Das tschechoslowakische Ministerium für Schulwesen und Kultur verteilte zum erstenmal drei Staatspreise für Literatur von je 5000 Kronen. Dieselben wurden K. M. Čapek-Chod für seinen großen Vondrejc-Roman, Antonín Sova für seine letzte lyrische Schöpfung („Die blutende Bruderschaft") sowie Frant. Balej für seine gesammelten Essais zuerkannt.

In Japan fand ein Wettbewerb der Nationalpoeten statt. 17000 Dichter stritten um den vom Kaiser ausgesetzten Preis. Die Werke wurden anonym eingeschickt. Als man den Verfasser des mit dem ersten Preis ausgezeichneten, in japanischer Sprache verfaßten Gedichtes erfuhr, stellte es sich heraus, daß es die in Tokio ansässige amerikanische Dichterin Ch. Burnett war.

Literaturwissenschaftliches

In dem obersteierischen Benediktinerstift Sankt Lambrecht ist eine vierseitige Pergamenthandschrift des „Willehalm" von Wolfram von Eschenbach, die etwa dreihundert Verse enthält, aufgefunden worden.

Von Goethes „Faust", und zwar zunächst vom ersten Teil, ist eine isländische Übersetzung im Druck erschienen, die von Bjarni Jansson fra Vogi herrührt. Für die Übersetzung des ersten und des noch in Arbeit befindlichen zweiten Teils war eine staatliche Unterstützung von 10000 dänischen Kronen zur Verfügung gestellt worden. Der Übersetzung als solcher wird von Kennern hohes Lob gespendet.

Das Original eines Briefes der Frau Rath Goethe aus Frankfurt am 10. Februar 1777, das bisher verschollen war, ist in einer Autographensammlung von Oswald Weigel in Leipzig wieder aufgetaucht.

Emil Sarno, Bibliothekar der Frankfurter Stadtbibliothek, hat bei der Katalogisierung der Anonyma dieser Bibliothek den bisher völlig unbekannten Urdruck

der „Neuen Lieder" der Susanne von Klettenberg aufgefunden. Die „Neuen Lieder" waren ursprünglich 1756 anonym und ohne Verlagsangabe erschienen und bisher nur in dem gleichfalls höchst seltenen schlosserschen Nachdruck bekannt geworden. Dr. Sarnos Fund gewinnt dadurch erhöhte Bedeutung, daß das frankfurter Exemplar Anmerkungen von der eigenen Hand Susanne von Klettenbergs enthält, die für ihre spätere religiöse Entwicklung charakteristisch sein sollen.

G. Carl gibt den „Münchner Neuesten Nachrichten" wertvolle Mitteilungen über E. T. A. Hoffmanns Geburtshaus und Vorfahren. Archivalische Untersuchungen in Königsberg haben festgestellt, daß E. T. A. Hoffmann in dem Hause, das heute die Bezeichnung „Französische Straße 25" trägt, geboren worden ist. Das Haus war um 1770 neu erbaut worden und weist die einfachen, ruhigen und vornehmen Formen der Bauart aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf und ist auch heute noch nahezu unberührt geblieben. E. T. A. Hoffmann hat freilich nur die ersten drei Jahre seines Lebens in diesem Hause zugebracht, da sein Vater bereits im Jahre 1779 als Kriminalrat und Justizkommissarius an das Oberlandesgericht in Insterburg versetzt wurde, Weib und Kind aber in Königsberg zurückließ. Hoffmanns Mutter kehrte daraufhin mit ihrem dreijährigen Söhnchen in das Haus ihrer inzwischen verwitweten Mutter zurück. — Hoffmanns Familie geht auf das alte Adelsgeschlecht von Bagienski zurück. Der älteste urkundlich nachweisbare Vorfahre ist ein bereits 1540 erwähnter Johann von Baginßken, dessen Vater das Gut Trußka in Masovien besaß. Der älteste Sohn dieses Johann von Baginßken, Simon von Baginßken, starb als Pfarrer zu Kumilsko und nannte sich nach seiner Gattin Hoffmann, ein Name, der nun endgültig von dem Sohne des Simon von Baginßken, Albrecht, geführt wurde. Fast alle Vorfahren von E. T. A. Hoffmann gehörten dem geistlichen Stande an.

In dem Schlößchen Sedlnitz, das Josef von Eichendorff durch Jahrzehnte hindurch während der Sommer-

monate bewohnt hat, sind in einem Koffer, der durch Diebe erbrochen worden war, die Handschriften zahlreicher Lieder, Gedichte, Abhandlungen, auch die der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts", gefunden worden und dem Enkel des Dichters, dem preußischen General z. D. Hartwig von Eichendorff, übermittelt worden.

In chicagoer Archiven wurden von Max Baum zwei Originalhandschriften deutscher Dichter, ein Brief Schillers und ein Gedicht Heinrich Heines, aufgefunden.

In der Autographensammlung von C. D. Egelund hat sich ein bislang ungedrucktes Manuskript von Herman Bang und ein Brief von Heinrich Heine vom 2. Mai 1846 aus Paris an seinen Verleger Campe gefunden. Der bisher unveröffentlichte Brief wird durch die Schilderung von Heines Krankheit, seiner Familienstreitigkeiten und wirtschaftlichen Sorgen besonders wertvoll.

Gustav Freytags Nachlaß, bestehend aus 4000 Briefen an Freytag und 1460 Briefen des Dichters selbst, sowie aus 200 Arbeiten (Jugendschöpfungen, literarische Entwürfe und Skizzen, Aufsätze, dramatische Fragmente u. dgl.), ist für Deutschland gerettet worden und wird der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin angegliedert werden. Besondere Bedeutung kommt den Briefen des Herzogs Ernst von Koburg an Freytag, sowie dessen abschriftlich beigefügten Antworten, ferner dem Briefwechsel mit Kaiser Friedrich, mit Heinrich von Treitschke und Heinrich von Sybel zu.

Wilhelm Brandes ist es gelungen, einen bisher unbekannten Epen-Entwurf Wilhelm Raabes, „Die Königin von Saba", aufzuspüren.

Richard Dehmel, der bei den Tschechen längst ein großes Ansehen genoß, ist nunmehr ganz systematisch in die tschechische Dichtung eingeführt worden. Zdeněk Flamich veranstaltete eine umfassende Auswahl aus allen Gedichtbüchern Dehmels und begleitete sie mit einem warm und kundig geschriebenen Nachwort über des Dichters Leben, Wesen und Bedeutung.

In dem Nachlaß Max Dauthendeys hat sich eine Bibel gefunden, in die Dauthendey die folgenden Worte eingetragen hatte: „Max Dauthendey, Tosari (Ost-Java. Tongger Gebirge) Samstag, 30. Juni 1917 (Fünf Monate bin ich nun hier 6000 Fuß hoch.) Heute morgen, als ich die 50ten und die 60ten ‚Psalmen Davids' gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis. Ich erkannte, daß es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahr, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! — Gott lebt und ist so persönlich, wie alles durch ihn lebt."

Das Shakespeare-Jahrbuch gibt eine wertvolle Statistik über die deutschen Aufführungen Shakespeares im Jahre 1919. Danach haben es dreiundzwanzig Stücke des Dichters im ganzen zu 1349 Aufführungen gebracht, die sich auf 284 Theatergesellschaften verteilen. An der Spitze steht „Wie es euch gefällt" (zweihundertviermal), „Othello" (hundertfünfundsiebzigmal), „Hamlet" (hundertfünfzigmal), „Was ihr wollt" (hundertvierundvierzigmal), „Der Kaufmann von Venedig" (hundertneunmal), „Ein Sommernachtstraum" (sechsundsiebzigmal), „Romeo und Julia" (vierundsiebzigmal), „Das Wintermärchen" (zweiundsechzigmal), „Coriolan" (siebenundfünfzigmal), „Viel Lärm um nichts" (dreiundvierzigmal), „Der Widerspenstigen Zähmung" (zweiundvierzigmal), „Maß für Maß" (vierunddreißigmal), „Richard III." (zweiunddreißigmal), „Komödie der Irrungen" (einunddreißigmal), „König Lear" (neunundzwanzigmal), „Julius Cäsar" (zwanzigmal), „Macbeth" (neunzehnmal), „Cymbeline" (neunzehnmal), „Die beiden Veroneser" (dreizehnmal), „Ende gut alles gut" (achtmal), „Antonius und Kleopatra" (viermal), „Thimon von Athen" (zweimal), „Perikles" (zweimal). Die höchste Zahl der Vorstellungen erreichte Berlin mit 284 Shakespeare-Darstellungen.

Auf Veranlassung der Urenkelin von Walter Scott wurde in London eine große Anzahl von Briefen aus dem Nachlaß Walter Scotts versteigert, unter denen sich Briefe von Goethe, viele Briefe von Byron, ein Stoß Manuskripte und anderes befindet. Der größte Teil der Briefe wurde für den Preis von 1500 Pfund aufgekauft.

Strindbergs Briefwechsel mit seinem Freunde Leo Lipmansson, der mehr als hundertdreißig Briefe aus den Jahren 1883—1906 umfaßt, ist wieder aufgefunden worden.

Der Verein „Magyar Studio" übernahm die Herausgabe von Petöfis Werken in fünf Sprachen. Sie werden deutsch (in der Übersetzung von Josef Steinbach), französisch (in der Übersetzung von F. E. Gauthier), englisch (in der Übersetzung von William Loews), italienisch (in der Übersetzung von Giuseppe Cassones) und im ungarischen Originaltext gleichzeitig und in prachtvoller Ausstattung erscheinen. Der erste Band bringt die epische Dichtung Petöfis „Janos vitéz".

Das tschechische Volk feierte am 14. Mai den hundertsten Geburtstag seines Achtundvierzigerhelden Karl Havlíček, des bedeutendsten politischen Schriftstellers, der je in tschechischer Sprache geschrieben hat. Havlíček hatte im Jahre 1848 nach dem Muster des Frankfurter großdeutschen Parlaments einen Slawenkongreß nach Prag einberufen. Die nun verstärkt einsetzende österreichische Reaktion griff verhängnisvoll in sein Leben ein: ihn, der in seiner Wochenschrift „Slovan" freiheitliche Tendenzen mutig vertrat, schleppten 1851 Gendarmen in die Internierung nach Brixen in Tirol. Vier Jahre dauerte diese Haft, körperlich gebrochen kehrte Havlíček nach Böhmen zurück, 1856 starb er. Neben vielen politischen Schriften und ausgezeichneten politischen Epigrammen hatte sich Havlíček auch auf dem schöngeistigen Gebiet der Literatur betätigt: in der Verbannung waren „Tiroler Elegien" entstanden, in denen dieser tschechische Ovid sein Lebensunglück beklagt, und zwei epische Dichtungen, „König Laurin" und „Die Taufe des heiligen Wladimir" zeugten für sein poetisches

Talent. Dem feurigen Publizisten aber, mit dem Mut und der Begeisterung von 1848 her, hat seinerzeit Professor Masaryk einen würdevollen Essai und ein ganzes Buchkapitel gewidmet.

Der belgrader Schriftsteller Milan Savić hat zum erstenmal den Versuch unternommen, Goethes „Faust“ in beiden Teilen in das Serbische zu übersetzen. Damit sind alle Dramen Goethes bis auf den „Götz“ den Südslawen bekannt geworden. Zuerst erschien „Werther“ vor fast achtzig Jahren in serbischer Sprache, ihm folgten „Torquato Tasso“, „Clavigo“ und „Iphigenie auf Tauris“.

Buch- und Bibliothekswesen

Die Deutsche Bücherei in Leipzig ist seit dem 6. Juli als Präsenzbibliothek für die allgemeine Benutzung geöffnet worden.

Das Zugangsbuch der Deutschen Bücherei in Leipzig im Jahre 1920 verzeichnet 2193 neue Eingänge, darunter 860 neuerschienene Zeitschriften. Die Zahl der nur dem Titel nach bekanntgewordenen 1920 neu entstandenen Zeitschriften, deren Erwerbung noch nicht sichergestellt werden konnte, betrug gegen 300. Es wurden demnach an 1200 Zeitschriften neu gegründet, während zahlreiche ihr Erscheinen einstellen mußten. Über die eingegangenen Zeitschriften wurde seit Mai 1920 eine besondere Kartothek geführt, nach der in den Monaten Mai—Dezember 445 Zeitschriften eingegangen sind.

An der preußischen Staatsbibliothek in Berlin ist eine Pressestelle errichtet worden, um auf das in- und ausländische Publikum orientierend und werbend einzuwirken und planmäßig alle einschlägigen Presseäußerungen zu verfolgen.

Durch Kabinettsbeschluß vom 9. September 1919 ist das Reichsarchiv als selbständige Reichsbehörde geschaffen worden. Die militärischen Akten aus der Kriegszeit sowie die der großen kriegswirtschaftlichen Organisationen bil-

den den Grundstock des Archivs, dem auch alle archivreifen Akten der Zentral- und oberen Reichsbehörden vom Jahre 1867 an zur Verfügung gestellt werden sollen. Im Vordergrunde der Forschungsarbeiten des Reichsarchivs steht eine aktenmäßige Darstellung des Weltkrieges, die im Verlage von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erscheinen wird. Das Reichsarchiv bereitet außerdem die Herausgabe einer Zweimonatsschrift sowie einer wissenschaftlichen Schriftenreihe vor, die der Erforschung der Gegenwartsgeschichte dienen sollen.

In Deutschland hat die Produktion an Büchern und Zeitschriften im Jahre 1920 gegen die des Vorjahres wieder einen starken Aufschwung genommen, der fast ein Sechstel der ganzen Produktion beträgt. 1920 wurden insgesamt 32345 neue Werke herausgegeben, gegen 26104 im Jahre 1919. Davon waren 19078 (gegen 15876) Neuerscheinungen in Büchern, Neuauflagen: 8715 (1919: 6432), Zeitschriften: 4552 (1919: 3886). Nach einer Statistik im Buchhändler-Börsenblatt stehen darunter an erster Stelle die Werke der schönen Literatur mit 6647 (1919: 5051).

Die Zahl der Benutzer der berliner öffentlichen Bibliotheken ist gegen die Jahre vor dem Kriege gestiegen. So hatte die Staatsbibliothek 1911/12 10591 Leser im Monat aufzuweisen, im Jahre 1919/20 dagegen 11899. In der Stadtbibliothek sind jetzt im Durchschnitt monatlich mindestens 19000 Leser zu zählen gegen ungefähr 15000 vor dem Kriege. Den Berufen nach ordnen sich die Besucher und Entleiher der Staatsbibliothek im Durchschnitt eines Monats folgendermaßen: 228 Hochschullehrer, 5282 Studierende, 129 Geistliche, 741 Juristen und höhere Verwaltungsbeamte, 497 Ärzte, 217 Beamte wissenschaftlicher Institute, 771 Lehrer höherer Schulen, 452 Schriftsteller und Künstler, 724 Techniker, Kaufleute, 212 Militärs, 228 Behörden, Institute. — Von den in der Staatsbibliothek täglich entliehenen 1200 Werken ist ungefähr die Hälfte sozialwissenschaftliche Literatur. An zweiter Stelle steht Philosophie und an dritter völkische Literatur.

Die berliner Stadtbibliothek im Marstallgebäude hat ein Wildenbruch-Zimmer erhalten. Die Witwe des Dichters hatte die gesamte Bibliothek Ernst von Wildenbruchs mit den Kunstwerken, die sein Arbeitszimmer schmückten, der Stadt Berlin vermacht.

Die ehemalige Hof-, jetzt Nationalbibliothek in Wien hat eine Büchernachweisstelle der österreichischen Bibliotheken ins Leben gerufen, die über ihre unmittelbare Aufgabe hinaus (die sie mit dem berliner Auskunftsbureau teilt) aus dem ungeheuren Sammelbecken aller angeschlossenen österreichischen und deutschen Bibliotheken schöpfen und als überbibliothekarische und überbureaukratische Einrichtung den Büchereinkauf der österreichischen Bibliotheken regeln will. Sie hat die Aufgabe, nachzuweisen, ob sich ein bisher vergeblich gesuchtes Druckwerk in einer österreichischen oder deutschen Bibliothek befindet und gibt zu diesem Zweck Formulare aus, die zu 1 Krone Suchgebühr erhältlich sind.

Joseph Jankelowitz hat sein groß angelegtes Zeitungsarchiv, das mehr als 50000 Einzelnummern an Zeitungen in über 100 verschiedenen Sprachen aus den letzten Jahren umfaßt, dem Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis der berliner Universität überwiesen.

Die literarische Produktion der Schweiz umfaßte nach einer Zählung der schweizerischen Landesbibliothek im letzten Jahre 1453 Bände gegen 1626 im Vorjahre. Von Schweizern im Auslande wurden 295 Bände veröffentlicht, gegen 215 im Jahre vorher.

Der internationalen Statistik, die alljährlich von dem „Droit d'Auteur" in Bern zusammengestellt wird und die nunmehr für das Jahr 1919 erschienen ist, ist zu entnehmen, daß das Jahr 1919 gegen das Vorjahr eine sehr merkbare Erhöhung der Veröffentlichung von Druckwerken in Deutschland gebracht hat. Die Veröffentlichungen in deutscher Sprache erreichten 1919 die stattliche Zahl von 26194 (15876 Neuerscheinungen, 6432 Neuauflagen und 3886 Zeitschriften), während die Zahl der Veröffentlichungen 1918 nur 14743 betrug, die des Jahres 1913 allerdings 35078 ausmachte.

Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken hat unter dem Titel „Gesamtverzeichnis der ausländischen Zeitschriften" ein Verzeichnis der von deutschen Bibliotheken noch gehaltenen ausländischen Zeitschriften nach dem Stande vom 1. Dezember 1920 herausgegeben. Von den insgesamt 3394 Zeitschriften gehören 22 der Philosophie, 235 der Geschichte, 119 den Sprachen und Literaturen an.





Uraufführungen

Don Juans Freund. Komödie in drei Akten. Von Paul Altheer. (Uraufführung im Lobetheater Breslau am 11. September 1920.)

Der Phantast. Tragödie in fünf Akten. Von Ernst Bacmeister. (Uraufführung im Halberstädter Stadttheater am 14. Januar 1921.)

Ehelei. Lustspiel in drei Akten. Von Hermann Bahr. (Uraufführung im Kleinen Schauspielhaus Berlin am 7. Dezember 1920.)

Der Selige. Komödie in einem Akt. Von Hermann Bahr. (Uraufführung im Kleinen Theater Berlin am 17. Dezember 1920.)

Die echten Sedemunds. Drama in sieben Bildern. Von Ernst Barlach. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 23. März 1921.)

Tod und Leben. Rhapsodische Szene. Von Ernst von Bassermann-Jordan. (Uraufführung im Residenz-Theater Hannover am 13. Dezember 1920.)

Der grüne Lapislazuli. Lustspiel in drei Akten. Von Heinrich Berges. (Uraufführung im Hamburger Thalia-theater am 19. April 1921.)

Die Befreiten. Schauspiel in einem Akt. Von Bernhard Bernson. (Uraufführung Neue Bühne München im September 1920.)

Die Frau im Tal. Von Träumern ein altes Widerspiel in drei Akten. Von Hans Friedrich Blunck. (Uraufführung im Bonner Stadttheater am 19. November 1920.)

De hillige Hannes. Plattdeutsche Komödie in vier Akten. Von Hans Fr. Blunck. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne in den Hamburger Kammerspielen am 10. Mai 1921.)

Der Ketzer. Drama in drei Akten. Von Paul Bourfeind. (Uraufführung im Schauspielhaus Köln am 4. Januar 1921.)

Vorfrühling. Schauspiel in drei Akten. Von Paul Bourfeind. (Uraufführung im Reichshallen-Theater zu Köln am 1. Mai 1921.)

Die Fälscher. Phantastisches Drama in vier Akten. Von Max Brod. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus Königsberg i. Pr. am 1 Dezember 1920)

Heilandsflur. Eine Tragödie deutscher Landfahrer. Von Otto Brües. (Uraufführung im Stadttheater Bonn am 9 Juni 1921.)

Die Schlacht der Heilande. Von Alfred Brust. (Uraufführung in Halberstadt am 8. Februar 1921.)

Warbeck. Tragödie. Von Hermann Burte. (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 25. September 1920.)

Sommer. Schauspiel in vier Akten. Von Curt Corrinth. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 15. April 1921.)

Bildung. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Detter. (Uraufführung im Stadttheater Nürnberg am 5. Februar 1921.)

Die St. Jakobsfahrt. Ein Legendenspiel in drei Aufzügen (fünf Bildern). Von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Stadttheater Bonn am 28. Januar 1921.)

Möller Hildebrand Schauspiel in vier Akten. Von Max Dreyer (Uraufführung durch die „Niederdeutsche Bühne" im Thaliatheater Hamburg am 23. November 1920.)

Der Freispruch. Dramatische Dichtung in drei Akten. Von Fritz Droop. (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 15. Januar 1921.)

Der geborene Verbrecher. Tragödie in vier Aufzügen. Von Paul Duysen. (Uraufführung im Deutschen Theater Hannover am 11. März 1921.)

Der Skandal. Komödie in drei Akten. Von Friedrich Eisenlohr. (Uraufführung im Münchener Schauspielhaus am 11. Dezember 1920)

Kean. Schauspiel in fünf Akten nach Alexander Dumas. Von Kasimir Edschmid. (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 25. Mai 1921.)

Die Welt ist krank Ein Stück von heute. Von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Bochumer Stadttheater am 15 März 1921)

Der neue Midas. Von Richard Euringer. (Uraufführungs-Theater München am 16. Oktober 1920).

Der Amerikaner oder die entzauberte Stadt. Komödie

in vier Akten. Von Lion Feuchtwanger. (Uraufführung in den Kammerspielen München am 9. Dezember 1920.)

Opfernacht. Drama in drei Akten und zwei Zwischenspielen. Von Hans Franck. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 12. März 1921.)

Die nackte Wahrheit. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Paul Frank. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 19. März 1921.)

De Notknecht. Niederdeutsches Schauspiel in fünf Akten. Von Maria Gläß. (Uraufführung im Ernst Drucker-Theater Hamburg am 24. März 1921.)

Laljah. Drei Akte. Von Adolf Goetz. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 29. Januar 1921.)

Die große Wahrheit. Schauspiel in drei Akten. Von Wenzel Goldbaum. (Uraufführung im Deutschen Theater Hannover am 5. Dezember 1920.)

Der Prophet. Reformationsdrama in fünf Akten und einem Epilog („Von Jenseits") in einer Szene. Von Alfred Graf. (Uraufführung in Stadttheater Nürnberg am 2. April 1921.)

Der Magier. Phantastisches Schauspiel in einem Akt. Von Johannes von Günther. (Uraufführung im Stadttheater Halberstadt am 17. Oktober 1920.)

In Kanaan. Ein Lustspiel aus dem alten Testament in vier Akten. Von Walter Harlan. (Uraufführung im Deutschen Theater Hannover am 12. Februar 1921.)

Jenseits. Drama in fünf Aufzügen. Von Walter Hasenclever. (Uraufführung im Schauspielhaus Leipzig am 28. Oktober 1920.)

Musik. Spiel in vier Akten. Von Carl Hauptmann. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 30. November 1920.)

Der abtrünnige Zar. Legende in sechs Bildern. Von Carl Hauptmann. (Uraufführung in Gera Pfingstsonntag, den 15. Mai 1921.)

Die magische Laterne. Märchenhaftes Lustspiel. Von Henry Heiseler (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 30. Mai 1921.)

Die weiße Frau. Historisches Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Jakob M. Herkat. (Uraufführung im Stadttheater Bonn am 28. Mai 1921.)

Der Kreis. Ein Spiel über den Sinnen (14 Szenen). Von Kurt Heynicke. (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 2. Oktober 1920.)

Börgermeister Stine. Komödie in drei Akten. Von Ludwig Hinrichsen. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 4. April 1921.)

Bedragen. Drama in einem Akt. Von Ludwig Hinrichsen. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 4. April 1921.)

Die Königin. Eine dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Von Felix Hübel. (Uraufführung in der Volksbühne Leipzig am 23. Oktober 1920.)

Beaumarchais und Sonnenfels. Schauspiel in einem Vorspiel und drei Akten. Von Heinrich Eduard Jacob. (Erste Aufführung in Berlin im Neuen Volkstheater am 22. Januar 1921.)

Kirchenpfennigs. Ein Spiel in vier Bildern. Von Max Jungnickel. (Uraufführung im Schauspielhaus Leipzig am 11. November 1920.)

Europa. Tanz und Spiel in fünf Aufzügen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Großen Schauspielhaus Berlin am 5. November 1920.)

Gas. (Zweiter Teil.) Schauspiel in drei Akten. Von Georg Kaiser. (Reichsdeutsche Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 13. November 1920.)

Die Brüder. Drama in fünf Akten. Von Hermann Kesser. (Uraufführung im Staatstheater Wiesbaden am 25. Februar 1921.)

Im Tal der weißen Lämmer. Dramatische Dichtung in vier Akten. Von Hermann Kienzl. (Uraufführung im Stadttheater Kiel am 12. November 1920.)

Orpheus und Eurydike. Drama in drei Akten. Von Oskar Kokoschka. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 2. Februar 1921.)

Herrat. Zweiter Abend der Trilogie „Dietrich von Bern". Von Eberhard König. (Uraufführung im Stadttheater in Elberfeld am 23. Mai 1921.)

Wielant, der Schmied. Ein dramatisches Heldengedicht in fünf Akten (sieben Bildern). Von Eberhard König. (Uraufführung im Stadttheater Nürnberg am 14. Juni 1921.)

Freiheit. Drama aus der Zeit (vier Akte in einem gespielt). Von Herbert Kranz. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 8. März 1921.)

Abschied von Ogygia. Von Edwin Krutina. (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 25. September 1920.)

Das Gastmahl der Liebe. Schauspiel in drei Akten. Von

Kurt Küchler. (Uraufführung im Thalia-Theater Hamburg am 4. März 1921.)

Frau Lydia. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Ludwig Kühny. (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 2. April 1921.)

Wahnschaffe. Drama in fünf Akten (15 Bildern). Von Rolf Lauckner. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 11. Februar 1921.)

Der Henker. Schauspiel. Von Maria Lazar. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 23. März 1921.)

Kinder der Liebe. Schauspiel in drei Akten. Von Viktor Leon. (Uraufführung im Wiener Stadttheater am 3. November 1920.)

Die Überlebenden. Drama in fünf Akten. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung im Residenztheater Hannover am 17. Januar 1921.)

Mutter. Drama in einem Akt. Von Lina Loos. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 8. März 1921.)

Casanovas Sohn. Lustspiel in drei Akten. Von Rudolf Lothar. (Uraufführung im Thaliatheater Hamburg am 11. Dezember 1920.)

Ostern. Mysterium in drei Aufzügen. Von K. E. Ludhard. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg am 21. März 1921.)

Der Weg zur Macht. Drama in drei Akten. Von Heinrich Mann. (Uraufführung im Residenz-Theater München im Oktober 1920.)

Bankerott. Drei Akte. Von Georg Mannheimer. (Uraufführung im Barmer Stadttheater am 20. November 1920.)

Keine Farbe. Drama in drei Akten. Von Julius Meier-Graefe. (Uraufführung im Sächsischen Landestheater [Schauspielhaus] Dresden am 2. September 1920.)

Ehe. Einakter-Triptychon. Von F. N. Merley. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters Wien am 29. Dezember 1920.)

Die helle Nacht. Schauspiel in drei Akten. Von Walter von Molo. (Uraufführung im Schauspielhaus Leipzig am 30. April 1921.)

Flamme. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Hans Müller. (Uraufführung im Lessingtheater Berlin am 23. September 1920.)

Die Guillotine. Groteske in vier Akten. Von Alfred Müller-Förster. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 23. September 1920.)

Der Rangierbahnhof oder Der große Schlag. Eine unwahrscheinliche Schieberkomödie. Von Hans Müller-Schlösser. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 19. Februar 1921.)

Zwischen zwei Stühlen. Lustspiel in drei Akten. Von Wilhelm Norrie. (Uraufführung im Stadttheater Hamburg am 18. November 1920.)

Der Marquis und sein Sohn. Ein Schauspiel in drei Akten. Von Eugen Ortner. (Uraufführung im Stadttheater Nürnberg am 30. Mai 1921.)

Die Nacht der Jenny Lind. Ein fröhlich-ernstes Spiel. Von Robert Prechtl. (Uraufführung im Schauspielhaus München am 14. August 1920.)

Der Hof. Eine Schicksalstragödie in vier Akten und einem Nachspiel. Von Elisabeth Räming. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 5. Januar 1921.)

Joannes. Eine dramatische Passion. Von Fritz Reck-Malleczewen. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 8. Mai 1921.)

Der Chauffeur Martin. Eine Tragödie. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Nationaltheater Mannheim am 12. November 1920.)

Der pathetische Hut. Komödie in drei Akten. Von Karl Rößler. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters Berlin am 21. Januar 1921.)

Das Kaiserreich Guyana. Komödie in einem Akt. Von Alfred Rottauscher. (Uraufführung in den Münchner Kammerspielen am 28. Mai 1921.)

Die Heimkehr. Dramatische Legende in zwei Bildern. Von Karl Röttger. (Uraufführung in der Morgenfeier Gera [Reuß] am 16. Januar 1921.)

Das Antlitz des Todes. Drama in drei Akten. Von Karl Röttger. (Uraufführung im Stadttheater Düsseldorf am 10. Februar 1921.)

Jephthas Tochter. Von Ferdinand Ruh. (Uraufführung im Landestheater Karlsruhe am 25. September 1920.)

Peterle. Lustspiel in vier Akten. Von Lothar Sachs. (Uraufführung im Stadttheater Nürnberg am 9. September 1920.)

Vision. Schauspiel in vier Akten. Von Emil Sandt. (Uraufführung im Thalia-Theater Hamburg am 24. September 1920.)

Berggang. Drama. Von Karl Aloys Schenzinger. (Uraufführung im Opern- und Schauspielhaus Hannover am 13. April 1921.)

Wahn. Drama in einem Vorspiel und vier Akten. Von Jakob Scherek. (Uraufführung im Komödienhaus Hamburg am 8. Dezember 1920.)

Am Glockenturm. Von René Schickele. (Uraufführung im Saarbrücker Schauspielhaus am 17. Oktober 1920.)

Das Licht der Welt (Judas Ischariot). Schauspiel. Von Elise Schmidt. Bearbeitet von Johannes Wiegand. (Uraufführung im Bremer Schauspielhaus am 21. April 1921.)

Kleist. Deutsche Tragödie. Von Friedrich Sebrecht. (Uraufführung im Nationaltheater Mannheim am 23. März 1921.)

Ahasver. Ein Spiel vom Leben. Von Friedrich Sebrecht. (Uraufführung im Stadttheater Essen am 4. Juni 1921.)

Mit der Liebe spielen. Komödie in drei Akten. Von Sil-Vara. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 20. Oktober 1920.)

Der entfesselte Zeitgenosse. Lustspiel in drei Akten. Von Carl Sternheim. (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 17. Februar 1921.)

Die Rax. Ein Wiener Schauspiel in vier Akten. Von Hans Stiftegger. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 4. Juni 1921.)

Kräfte. Von August Stramm. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters Berlin am 12. April 1921.)

Puttfarcken. Hamburger Lustspiel in drei Akten. Von Julius Strempel. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne in den Hamburger Kammerspielen am 1. Februar 1921.)

Pierrot. Spiel in vier Bildern. Von Otto Suchland. Uraufführung im Stadttheater Breslau am 5. Dezember 1920.)

Die Freundin. Schauspiel in vier Akten. Von Hermann Sudermann. (Uraufführung im Residenztheater Berlin am 2. September 1920.)

Annette. Komödie in drei Akten. Von Theodor Tagger. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters Wien am 16. Dezember 1920.)

Die goldene Brücke. Komödie in drei Aufzügen. Von Georg Terramare. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters Wien am 24. Mai 1921.)

Die Mutter. Eine dramatische Symphonie in drei Sätzen. Von Johannes Tralow. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 26. Januar 1921.)

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen. Ein Drama in fünf Akten. Von Fritz von Unruh. (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 22. März 1921.)

Trieb. Eine bürgerliche Komitragödie in drei Bildern. Von Herwarth Walden. (Uraufführung im Albert-Theater Dresden am 14. Oktober 1920.)

Die Hahnenkomödie. Komödie in drei Akten. Von Robert Walter. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 20. Oktober 1920.)

Die Geburt des Narren. Lustspiel in drei Akten. Von Robert Walter. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg am 26. Dezember 1920.)

Der Mann Fjodor. Schauspiel in fünf Akten. Von Gustav v. Wangenheim. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 11. März 1921.)

Der Wächter unter dem Galgen. Die Tragödie eines Volkes. Von Leo Weismantel. (Uraufführung im Bochumer Stadttheater am 22. Juli 1920.)

Hinrich Karstens. Bauerntragödie in drei Aufzügen. Von Rudolf Werner. (Uraufführung im Ernst Drucker-Theater Hamburg am 22. März 1921.)

Kain. Ein mythisches Gedicht. Von Anton Wildgans. (Uraufführung im Stadttheater Rostock am 12. Januar 1921.)

Havarie (Slagsiet). Volksstück in vier Akten. Von Wilhelm Friedrich Wroost. (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 22. Dezember 1921.)

Kaiser Karl V. Ein Drama in einem Vorspiel und vier Akten. Von Otto Zarek. (Uraufführung durch die Gesellschaft „Das junge Deutschland" im Deutschen Theater Berlin am 29. August 1920.)

Verbrüderung. Ein Bühnenbild in fünf Stationen. Von Paul Zech. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 25. März 1921.)

Die Polar-Reise. Lustspiel in drei Akten. Von Alexander Zinn. (Uraufführung im Thaliatheater Hamburg am 4. Januar 1921.)

Kreuzweg. Schauspiel in vier Akten. Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung im Staats-Theater Berlin am 10. Dezember 1920.)





Namen- und Sachregister



Verzeichnis der Mitarbeiter

Das Register bearbeitete Monica Küttner





Inhalt



Die weißen Götter

Roman von

Eduard Stucken

Drei Bände / Siebente Auflage

Preis geheftet M. 70,—, gebunden M. 90,—

Einzeln: Band I geheftet M. 26,—, gebunden M. 34,—
Band II und III geheftet je M. 22,—, gebunden je M. 28,—

Eine der vielen Besprechungen über den Roman:

Großartiges Gemälde einer versunkenen Kultur leuchtet, reckt sich vor uns auf. Aeußerste Dramatik wellt in allen Linien. Und der tiefgründige Wisser Stucken versenkt einen Schatz des Niegekannten, der in uns lastet, schwer wie Gold. Edel und einfühlend die Sprache, in der erzählt wird, Poesie im höchsten Sinne des Wortes. Meisterhaft die Technik des Romanganzen; unendlich zauberisch die Fülle der Episoden, die das Ganze bauen helfen, die sich winden und ranken in tropischer Pracht. Weser-Ztg.

Das Brandmal

Ein Tagebuch von

Emmy Hennings

Preis geheftet M. 28,—, gebunden M. 35,—

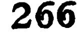
Die „Nationalzeitung“, Basel, schreibt über das Buch:

Ein neues Tagebuch einer Verlorenen gibt uns Emmy Hennings in „Das Brandmal“.

Wer den Band mit den verschleierten Gelüsten nach Pikanterien in die Hand nimmt, kommt nicht auf seine Rechnung. Auch derjenige nicht, der sich in selbstgerechter Unversehrtheit hinsetzt: „Wie erfreulich, einen Menschen zugrunde gehen sehen, wenn man selbst gesund ist!“

Die „Verlorene“ bejaht den von alters her umstrittenen Dualismus im Menschen. Ihre Seele lebt losgelöst vom Körper ihr inniges, ernstes Leben in aufrichtigem Gottsuchen. Die Animierkellnerin, die Kabarettsängerin — sie kann sinken, nicht versinken! Alles äußere Geschehen ist unwesentlich, das innere Erleben wird zum Ereignis. Mit künstlerischer Gestaltungskraft bringt uns die Dichterin ihre Heldin in glaubhafte Nähe. Wer soll das wertvolle, nachdenkliche Buch lesen? Alle, die nicht fragen: „Soll ich meines Bruders, meiner Schwester Hüter sein?“

Erich Reiß Verlag / Berlin W 62



Neuerscheinungen zur Literaturgeschichte

Adolf Bartels, Die Jüngsten. (20. Tausend. Teilausgabe d. „Deutschen Dichtung d. Gegenwart".) Brosch. M. 20,—, Halbleinenbd. M. 25,—
Die allerneueste Entwicklung unserer Literatur großzügig (als eine organische Entwicklung von Hebbel bis zur Gegenwart) zu erfassen, ist zum ersten Male dem Weimarer Literaturgeschichtsschreiber Adolf Bartels gelungen. Das Buch „Die Jüngsten" ist nicht nur in Anbetracht seiner Reichhaltigkeit (das Register weist 1220 Namen auf) das unentbehrliche Handbuch zur neuesten deutschen Literatur geworden, es ist vielmehr die beste bisher erschienene Darstellung des deutschen Verfalls und des Kampfes gegen ihn.

Wilhelm Bode, Goethes Schweizer Reisen. Mit 38 Bildnissen. Halbleinenband M. 50,—

Wilhelm Bode, Die Schweiz, wie Goethe sie sah. Eine Bildersammlung für Freunde des Dichters und der alten Schweiz mit einleitendem Text. (Etwa 130 Lichtdrucke nach zeitgenössischen Stichen und Holzschnitten.) Halbleinenband M. 140,—
Wilhelm Bode ist in diesem anschaulich-reizvollen Goethe-Werke Kulturhistoriker und Lebensdarsteller zugleich. Ungedruckte Quellen verarbeitete er hier zum ersten Male. Das wirklich Eigene ist aber die einzigartige lebendige Darstellungsweise, mit der Bode hier auch seine eigenen früheren Arbeiten übertrifft. Kein Gelehrter vermag historische Forschungsergebnisse so anschaulich-lebendig darzubringen. Wilhelm Bodes Dichterseele schmolz die Vielheit zu einem eindrucksvollen, lebendigen Bild zusammen. Für den Leser überwand er alle Schwierigkeiten: er fühlt sich heimisch auf Schweizer Boden, vertraut mit dem Leben und Schicksal der auftretenden Menschen. Goethes an innerem und äußerem Erleben reichste Lebensausschnitte liegen in diesem Werke vor uns aufgeschlagen.

Gottfried Bohnenblust, Gedächtnisrede auf Adolf Frey. In würdiger Ausstattung M. 2,50
Prof. Bohnenblust gibt als Erster nach dem Hinscheiden Adolf Freys ein Gesamtbild und eine Würdigung seines Schaffens.

Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. Mit G. Kellers Bildnis. Broschiert M. 10,—, gebunden M. 12,50
Frey erzählt liebevoll von seinem großen Schweizer Freunde und betont mit eigener liebenswürdiger Launigkeit humoristische Züge des Menschen Keller. Neben ihrem großen literaturgeschichtlichem Werte sind diese Erinnerungen allen Freunden Kellers ein köstlicher Besitz.

Ricarda Huch, Die Romantik. 2 Bände. Broschiert M. 50,— 2 Halbleinenbände M. 60,—
Zum Besten, was die Wissenschaft über die Literaturepoche der Romantik besitzt, gehört dieses Buch der mit Kenntnissen bewundernswert reich begabten Dichterin Ricarda Huch. Ihre „Romantik" zeigt, wie tief sie sich in das Wesen und die Stimmungen der Romantik einzufühlen vermochte.

Philipp Witkop, Heinrich v. Kleist. Brosch. M. 35,—, geb. M. 40,—
Philipp Witkop läßt aus dem Leben und Werk Heinrich von Kleists die überzeitliche und überpersönliche Gestalt herauswachsen: Schaffen und Schicksal des Tragikers gestaltet er ergreifend und lebendig. Aufs glücklichste verbinden sich in der Kleistmonographie Witkops wissenschaftliche Forschung und dichterisches Darstellungsvermögen.

H. Haessel Verlag, Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Bücher von Albert Hofmann

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte

4.—6. Tausend. In Halbleinen gebunden M. 45,—

„Das Buch von Hofmann bedeutet einen seltenen Reichtum. Es gibt, was in geschichtlichen Darstellungen nur den Großen gelingt, wirkliche Zusammenhänge, es deutet Schicksal, läßt Vergangenheit lebendig werden und Zukunft ahnen."

(Wilh. Schäfer, Herausgeber der „Rheinlande".)

Politische Geschichte der Deutschen

In Halbl. geb. I. Band M. 45,—, II. Band M. 80,—

Das ganze Werk ist auf 4 Bände geplant

„Welch ein Reichtum, welch eine Tragik in den Jahrzehnten nur der Wanderung! Ein Mann nach dem anderen reckt sich empor, begabt und tapfer, und schließlich — erliegen sie alle vor oströmisch diplomatischer Routine. Wer da nichts von ewigdeutschem Leide spürt, für den ist deutsche Geschichte schlechterdings nicht zu schreiben. Dies Buch, erlebt in jeder Zeile, wird vielen ein Erlebnis sein.

(Dr. Fritz Endres in der „Deutschen Revue".)

Das Land Italien und seine Geschichte

Eine historisch topographische Darstellung

Mit 14 Kartenskizzen. In Halbleinen gebunden M. 60,—

„Es wird kaum ein Buch in italienischer Sprache geben, das mit solcher Liebe und Sorgfalt den verschlungenen Fäden nachgeht, welche die mannigfaltige Bodenbeschaffenheit des Landes mit dessen mannigfachen Schicksalen verbindet ... Der Kundige wird reiche Belehrung aus dem Buch schöpfen; insbesondere mag es dem Lehrer der Geschichte und Erdkunde an höheren Lehranstalten empfohlen werden. („Staatsanzeiger Stuttgart".)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Rudolf Presber

Romane

Der silberne Kranich. 16.—25. Tausend. Gebunden M. 30,—

Mein Bruder Benjamin. 41.—45. Tausend. Gebunden M. 30,—

Der Rubin der Herzogin. Humoristischer Roman. 25.—29. Auflage. Gebunden M. 24,—

Die bunte Kuh. Humoristischer Roman. 20.—22. Auflage. Gebunden M. 27,—

Novellen-Sammlungen

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch. Mit 16 Zeichnungen von Lutz Ehrenberger. 51. und 52. Auflage. Gebunden M. 25,—

Die sieben törichten Jungfrauen. Humoristische Novellen. 14.—16. Auflage. Gebunden M. 23,—

Von Kindern und jungen Hunden. Humoristische Novellen. 24.—28. Auflage. Gebunden M. 21,—

Das Mädchen vom Nil. 9. und 10. Auflage. Gebunden M. 21,—

Von Ihr und Ihm. Dialoge. 10. u. 11. Aufl. Geb. M. 20,—

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. 11. und 12. Auflage. Gebunden M. 23,—

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen. 8. und 9. Auflage. Gebunden M. 21,—

Die Diva und andere Satiren. 10. und 11. Auflage. Gebunden M. 21,—

Ein Verzeichnis sämtlicher in unserem Verlag erschienenen Werke von Rudolf Presber auf Wunsch kostenlos von jeder Buchhandlung oder durch die obengenannte Verlagshandlung.

